TAG und NACHT in LONDON



Von Julius Rodenberg.

BERLIN. VERLAG VON OSWALD SEEHAGEN.

Aus der Büchersammlung des Hr. Dr. Remecs.

9 Jll.

Tag und Nacht in London.

Eine Wanderung

durch die Weltstadt

von

Julius Rodenberg.

Vierte, neu durchgesehene Auflage.

Berlin, 1863.
Verlag von Oswald Seehagen.

LONDON: H. BENDER, 8 Little Newport Street, Newport Market W. C.

England, with all thy faults, — I love thee still!

Cowper.

Inhalts-Verzeichniß.

Verzeichniß der Illustrationen.

Auf dem Deckel des Umschlags:

Vorwort zur vierten Auflage.

Im Juni des vorigen Jahres, an einem Abende mit Freunden, ging ich in die Restauration unsres Herrn Schubert, dem Schauspielhause gegenüber. Wir kamen von „Kroll's" und waren sehr hungrig und sehr durstig. Für solche Eventualitäten ist der Besuch unseres Herrn Schubert nicht dringend genug zu empfehlen. Der freundliche „Wilhelm" brachte uns die Karte und Jeder wählte nach seines Herzens Neigung. Die meine führte mich auf „Bohnen mit Hering," und ich bestellte demgemäß. Da aber hätte man den freundlichen Mann, den Wilhelm sehen sollen, wie er lachte! Aber da er immer lacht, so nahm ich mir's weiter nicht zu Herzen und erwartete die Ankunft besagter Dinge mit Ungeduld. Doch sollte ich ihrer nicht froh werden! Kaum hatte ich mich des Anblicks gefreut, und wollte nun weiter gehen: siehe! da war rings ein Lachen und Kichern, das mich ganz stutzig machte. „Sie wollen wol Ihr Quantum abessen?" oder: „Sie wollen wol den armen Londonern ein wenig helfen?" oder .... kurz, ich ward ganz betroffen und fragte: „was habt Ihr denn?" Da kam der freundliche Wilhelm, und lachend, wie ich ihn nie

habe lachen sehen, sagte er: „Der Herr Doctor glaubt wol, daß ein Kellner die Zeitung nicht auch lese?" Und er reichte mir die Zeitung. Die Zeitung? Zehn Zeitungen reichte er mir — die Spenersche, die Vossische, die Montagszeitung, die Zwischenaktszeitung, den Publicist, die Gerichtszeitung, einheimische und auswärtige Zeitungen reichte er mir, und in jeder fand ich gleichlautend den folgenden Satz:

„In dem neuen Buche von Rodenberg „Tag und Nacht in London" findet sich die Mittheilung, daß London in einem Jahre fast zwei Billionen Heringe verspeist. Diesen „lapsus calami" benutzt ein Schalk der „Leipziger Nachrichten" zu folgendem Rechenexempel: „Je interessanter diese Mittheilung im Allgemeinen ist, um so mehr fühlt man sich veranlaßt, durch einfache Rechnung sich zu versichern, wie viel von dieser edlen Gottesgabe wohl ein einziger Bewohner nach dieser Angabe verurtheilt sei, im Durchschnitt zu verzehren. Also aufgepaßt! Angenommen, London habe 2 Millionen Einwohner, die alle, Jahr aus, Jahr ein, Tag und Nacht, nichts weiter zu thun haben, als Heringe zu essen, so ist die Zahl der Consumenten jedenfalls nicht zu niedrig gegriffen. Bei dieser Berechnung stellt sich nun heraus, daß je ein Londonbewohner 2740 Stück täglich, 114 in der Stunde und 2 jede Minute verzehren muß. Bedenkt man, daß London der Sitz der Industrie ist, so muß man sich doch wohl fragen, wo nehmen die Leute die Zeit her, um sowohl ihren Geschäften nachgehen zu können, als auch die ihnen durch Herrn Julius Rodenberg octroyirten Heringe zu verzehren? Recht einfach stellt man sich

dieses Ereigniß so vor: Jeder der Unglücklichen muß, wie schon gesagt, per Minute zwei Heringe zu sich nehmen, ist also genöthigt, bei einer Promenade nach dem Ausstellungsgebäude, die sich auf sechs Stunden erstrecken soll, eine Tonne Heringe, circa 3 Ctr. wiegend, mit sich zu führen, damit er nicht in die unangenehme Verlegenheit kommt, die versäumten sechs Stunden des Nachts nachzuholen und anstatt zu schlafen, die Kinnbacken mit doppelter Geschwindigkeit zu bewegen. Um noch ein Beispiel der wirklich grausamen Zumuthung anzuführen, ist es gewiß nicht uninteressant zu erfahren, daß ein Londoner, der eine Reise von drei Tagen antritt, gezwungen ist, einen Extragüterzug von 20 Achsen zu je 40 Ctr. Zollgewicht mit vollständiger Belastung als Gepäck bei sich zu führen, da das Gewicht der Heringe, die er auf seinen Theil verzehren muß, von den 2 Billionen, die London braucht, 756 Ctr. ist und die Stückzahl 197,280 in dreimal 24 Stunden von ihm verzehrt werden muß."

Ganz Deutschland lachte damals über die 2 Billionen Heringe. Ein Freund, der aus Tyrol kam, erzählte mir, er habe in einem Wirthshaus in der Ramsau die Bauern um den Tisch sitzen und sich königlich amüsiren sehen — über die Heringe! Nun, so rühmlich und lobenswerth es auch sein mag, das Vaterland, welches jetzt so vielen Grund zur Trauer hat, auch einmal recht von Herzensgrund lachen zu machen: so hat doch der Schriftsteller, welcher London beschreiben will, seinen Lesern gegenüber andere Pflichten. Ich machte mich also unverzüglich auf die Reise nach London, mein erster Weg war

nach Billingsgate, und das genaue Resultat meiner Forschungen in Bezug auf die Heringe war folgendes:

Auf den Londoner Fischmarkt kamen nach offiziellen Mittheilungen (vergl. Wynter: Curiosities of Civilisation, II. ed. p. 212. u. 213.) im vergangenen Jahre:

Frische Heringe (250,000 Fässer, 700 Stück per Faß)	175,000,000 Stück.
Dito (in Haufenladung)	1,050,000,000 „
Gedörrte Heringe, bloaters (265,000 Körbe, 150 St. p. Kb.) ca.	40,000,000 „
Rothe Heringe (100,000 Fässer, 500 Stück per Faß)	50,000,000 „
	1,315,000,000 Stück.

Das sind also nur fast „zweitausend Millionen" — und der Wahrheit und den Londonern die Ehre! — die „zwei Billionen" waren ein „kleiner" Irrthum. Damals ward eben die dritte Auflage gedruckt; aber leider war es schon zu spät, um die so wünschenswerthe Reduction vorzunehmen. Nun jedoch macht es mir das Erscheinen einer neuen Auflage zur Pflicht, die armen Bewohner Londons von der Qual des Hering-Essens zu befreien; und wenn die Besucher jener Stadt hiermit auch eine weniger amüsante Ausgabe bekommen, so ist sie dafür doch eine correctere!

Aber doch war es Etwas, zu sehen, und wird mir ewig unvergeßlich bleiben, daß unser deutsches Vaterland wenigstens einmüthig — lachen kann!

Berlin, den 1. Mai 1863. **Julius Rodenberg.**

1. Die Straßen von London.

Dieß ist Regent=street! — Ich könnte ebensogut sagen: „dieß ist Fleet=street!" oder „dieß ist Oxford=street!" oder „dieß ist der Strand!" — Die Karte von London mit ihren tausend feinen, farbigen Adern und Aederchen, wie das Nervensystem eines Riesenkörpers, liegt vor mir. Vor mir, an der Stubenwand, die Hälfte derselben bedeckend, hängt das Bild von London in seiner ungeheuren Ausdehnung von Cremorne bis Blackwall, von Camberwell bis Highgate und Primrose Hill, mit seinem Strom, seinen Brücken, seinen Plätzen und massenhaften Straßen. Ich aber halte meinen Finger auf diese Straße und sage: „dieß ist Regent=street!"

Warum fangen wir mit Regent=street an? — Weil Regent=street diejenige Straße von London ist, welche am Wenigsten von dem eigenthümlichen London an sich trägt. Sie könnte ebensogut in Berlin oder in Paris sein. Der Mann vom Continent fühlt sich am Ehesten heimisch in Regent=street. Sie ist das Paradies der „foreigners." Nirgends, in ganz London, sieht man soviel Hüte von der Pariser Mode, Beides auf dem Haupte von Herren und Damen. Der Londoner hat ein ungewöhnlich scharfes Organ für den continentalen Hut; und es giebt Leute, die sofort nach ihrer Ankunft zu „Gibus" gehen, um sich zu anglisiren. Dabei ist Gibus ein Franzose. Ich könnte ihn sogar für einen Deutschen halten. Denn wer verstände es besser, sein Vaterland zu verleugnen, sei es auch nur mit einem Hute, als ein Deutscher? . . . Gewisse Franzosen wechseln ihre Hüte nie. Es sind diejenigen, welche in den kleinern Squares und Nebengassen von Regent=street wohnen

und zur Nachmittagszeit und später die Länge und Breite dieser Straße durchmessen. Ueber diese Leute bin ich nicht recht in's Klare gekommen. Vielleicht sind es Sprachlehrer, oder Tanzmeister, oder Musikanten. Sie scheinen Nichts zu thun zu haben. Sie scheinen nur da zu sein, um zu flaniren, und sie setzen die Arbeit der Boulevards in Regent-street fort.

In den Mittagsstunden während der Season gehört Regent-street der Nobility und Gentry von Großbritannien. Dann halten die stattlichen Carossen, welche in ihrer behäbigen Breite wie ein englisches Himmelbett, auf Räder gestellt, aussehen, vor den hohen Glasthüren der Läden und Magazine. Regent-street ist die Straße der Moden und des Luxus. Es riecht nach Springflower und Jockeyclub; und der kleine, feine Laden von Piver mit seinen Wänden, Gold auf Braun, seinen mattgeschliffenen Flacons und seinen weichen Handschuhen ist immer das Erste, was uns einfällt, wenn wir an Regent-street denken. Regent-street ist der große Bazar für das fashionable London. Die Käufer sind die Damen der Aristokratie und die Elegants; die brillantesten Läden sind in den Händen der Ausländer. Man kann sich den Engländer denken, einen Omnibus führend, Körbe voll von Fischen und Früchten übereinanderthürmend oder einen effectvollen Roman schreibend; aber man kann ihn sich nicht denken mit einem Beduinenburnus in der Hand, um ihn einer Schönheit von Belgravia anzupassen, oder mit einer Violine oder am Concertflügel. Regent-street ist das Rendez-vous alles Dessen, was in der Höhe der Saison zum fashionablen Zeitvertreib gehört. Die Wagen, welche zum Theater Ihrer Majestät, der großen Oper von London, fahren, kreuzen Regent-street. Hier ist St. James's Hall, unter dessen goldbesterntem, blauem Kuppeldach Rubinstein so oft gespielt, zum Entzücken aller Schönen und Großen von England und zum ganz besondern Entzücken eines Mannes, welcher weder schön noch groß ist, aber mit dem Klange der Musik die Vorstellung von klingenden Sovereigns verbindet, des kleinen, lächelnden Ella mit dem goldknöpfigen Stocke. Hier sind die Hannover-Square Rooms, in welchen wir zuletzt den charmanten Kopf der Clauß-Szarvady, mit braunen Locken rundum und einer Brille, über den Tasten eines Erard'schen Flügels schweben sahen.

Schlag sechs Uhr wechselt die Scene. Nach sechs Uhr läßt sich kein Wagen mit einer Krone oder einem Krönlein auf dem Schlage mehr sehen, die feinen Gesichter à la cour und die Livreen verschwinden. Ein anderes Publikum tritt auf; andere Damen, mit Augen, die zuweilen nicht minder schön, und mit Seidenroben, welche nicht weniger rauschen. Dann, bis weit über Mitternacht hinaus, gleicht das breite Trottoir zur Rechten dem Parquet eines Ballsaales, und der Säulengang des Quadranten dem Schauplatz einer attischen Nacht, voll von Lachen und Betheuerungen und Geflüster in allen Sprachen Europa's. Aber davon wollen wir nicht reden. —

Wir wollten nur sagen, daß Regent-street die amüsanteste Straße von London ist — mit ihren weiten Schwingungen und Halbbögen, mit ihren majestätischen Fronten, gebrochen hier und da von geschmackvollen Säulenstellungen, mit ihrer grandiosen Einförmigkeit von Haus an Haus, und ihrer bunten Mannigfaltigkeit von Schaufenster an Schaufenster — immer wechselnd, von Früh bis Spät, in ihren Erscheinungen, die wie Phantasmagorien dem Auge des Beobachters vorüberziehen, immer lebendig und belebt von Mitternacht zu Mitternacht.

Sie hat, verschieden von dem alten und specifischen London, einen modernen und continentalen Charakter. Sie trägt die letzten Spuren der Regentschaft. Alles in London von modernem und continentalem Aussehen, was der Fremde „schön" nennt, erinnert an diese Zeit und den König, welcher es liebte, sich den „feinsten Herrn in Europa" nennen zu hören.

Dieß ist Regent-street.

Sie ist die schönste Straße in London und dem Westend. Aber sie hat Nichts an sich von dem Westend-Charakter. Wenn wir das Westend kennen lernen wollen, so müssen wir uns weiter westlich wenden nach Tyburnia, nach Belgravia, nach den Squares, nach Pall-Mall und den Häusern am Park.

Das unterscheidende Merkmal und der erste Eindruck des Westends ist Stille. Man hört das Laub der Bäume rauschen. Bäume, Rasenfläche, Blumen und ein Gitter ringsum gehören zu den Eigenthümlichkeiten des Westends. Schon Piccadilly nimmt Theil an diesen Eigenthümlichkeiten. Sein unteres Ende hat noch Aehnlichkeit mit

der Straße des Regenten, aber sein oberer Theil sieht die Bäume von Greenpark und schließt zwischen dem Triumphbogen Wellington's und dem Achillesthor des Hydepark. Rechts liegt das elegante Quartier von Tyburn mit der Aussicht auf den Park, links liegt St. James's und Buckinghampalast und Belgravia. Belgrave-Square ist der fashionabelste Square von London. Jedes Haus in Belgrave-Square ist ein Palais. Es ist das alte, reiche und feudalstolze England, welches hier residirt. Ein vornehmes Schweigen herrscht im weiten Umkreis dieses Squares und seiner andern aristokratischen Nachbarn, Lowndes Square, Grosvenor und Berkeley Square; und das Einzige, was man hier sieht, außer den Kronleuchtern im Erdgeschoß, ist ein wohlbeleibter Lakai mit gepuderter Perrücke und rothen Plüchehosen. Die Bauart dieser Quartiere, welche veröden, sobald an den sie beschattenden Bäumen, im August, das erste gelbe Blatt sich zeigt, und welche sich füllen mit den kleinen Souverainen der englischen Provinzen, sobald, im Februar, die Königin das Parlament eröffnet, hat nicht den normalen Charakter der englischen Architektur. Man sieht Renaissance. Man sieht Tudorstyl und den gothischen Spitzbogen.

Einen mehr einheitlichen und zugleich alterthümlichen Eindruck macht die Gegend von St. James's. Aus ihr tritt uns die Zeit der guten Königin Anna entgegen. In diesem Palaste, dessen Eingangsthor mit dem plumpen Thurme darüber, sich der Straße zukehrt, hat sie gewohnt. Wir können den „Mall" nicht hinuntergehen, ohne an die „Wits" und „Beaux", an die Schöngeister und Müßiggänger ihrer Regierung zu denken. Hier ist Jermyn-street und Bury-street mit den Erinnerungen an Swift und Bolingbroke und Addison und Steele. Selbst die berühmten Clubhäuser von Pall-Mall und St. James's Square erinnern uns an sie. Sie sind die modernen Repräsentanten der Kaffeehäuser, welche Jene so sehr liebten und so eifrig besuchten. Jene Zeit war eine mehr der Literatur als der Politik; daher der vorwiegend literarische Charakter ihrer Kaffeehäuser und der vorwiegend politische der neuern Clubs. —

Gehen wir durch den Park und treten bei Whitehall, hinter den Horseguards heraus, so stehen wir mitten in der Zeit der Stuarts. Uns gegenüber erhebt sich der letzte Rest ihres Palastes, das sogenannte

Banqueting-house — zwei Stock, massiv, altersgeschwärzt, mit blinden, öden Fenstern. Im Palaste von Whitehall hat die ganze Reihe der Stuarts gewohnt, von Jacob dem Ersten bis zu Jacob dem Letzten. Vor diesen Fenstern, die jetzt blind und öde in den auf- und niederwogenden Menschenstrom schauen, ist Carl I. auf dem Schaffot gestorben, und hinter denselben, zwölf Jahre später, begann Carl II. die glänzenden Feste der Restauration. Mein liebster Gang ist in den Hof von Whitehall, hinter dem Schlosse. Hier ist es dunkel und einsam. Nur ein einzelner Wachtposten. Nur das verrrostete Bronzebild des letzten Stuart auf dem englischen Throne — ringsum rauschen die Bäume, die alten Bäume — wer weiß? — die einst Könige und Königinnen in den Schlaf gesungen, und untenhin rauscht das Wasser, zu welchem vor dem siegreichen Oranier in dunkler Nacht der letzte Stuart floh. Ich sehe die Königin Mary, so oft ich in stiller Dämmerzeit auf diesem Hofe stehe; ich denke daran, wie sie sich auf das Bett legte, noch warm vom Vater, welcher es eben flüchtend verlassen. Ich habe keine Sympathie für die Stuarts. Aber ich habe Sympathie für die Schönheit, den Leichtsinn, die Kühnheit, das Unglück derselben. Der Block im Tower, auf welchen Maria Stuart ihr blondes Haupt legte, und dieser Hof von Whitehall, durch welchen Jakob Stuart in die ewige Verbannung ging, gehören für mich zu den tragischen Anblicken in London. —

Dem ausgestorbenen Palast gegenüber ist die Caserne der Horseguards, und zwei Berittene von dieser trefflichen Kuirassiergarde, Männer in Weiß mit schimmernder Brustwehr und schimmernden Helmen auf kohlschwarzen Pferden, sieht man während des ganzen Tages in zwei Nischen postirt. Unbeweglich wie aus Stein gehauen, stehen sie da, Mann und Roß; und kaum ein Zwinkern des Auges bei Beiden verräth, daß Leben in ihnen ist. Sie sind stets von großen Menschenhaufen umgeben, theils Schaulustigen aus der Provinz, für welche die Horseguards eines von den „London sights“ sind, theils müßiges Gesindel, die langen Placate an der Wand lesend, in welchen Werbesergeanten erklären, daß Ihrer Majestät Linienschiff so und so, oder ihrer Majestät Regiment so und so „stramme junge Burschen“ gebrauchen könne, und daß, wer Handgeld nehmen wolle,

sich einfinden möge in der Taverne „zum Schiff" oder „zum blauen Eber", oder „zum königlichen Georg".

Dicht nebenan ist eine kleine Straße voll hoher Steinpaläste, mit breiten Treppen vor den Thüren. Es ist eine sehr stille Straße, und man sieht selten einen Menschen oder einen Wagen darin. Steigt man aber die Treppe hinauf, zu der Messingplatte des Glockenzuges, so liest man rund um den blanken polirten Griff die Worte „The first Lord of the Treasury“ — „The Foreign Office“ — „The Colonial Office“ — „The Chancellor of the Exchequer“ — und ist man Haus nach Haus, und Treppe nach Treppe bis an das Ende der kleinen, stillen Straße gekommen, so liest man auf einer Metallplatte am letzten Hause „Downing-street“. — Diese Straße, wie wir Alle wissen, ist die offizielle Straße von London. Hier sind die Ministerien. Hier hat der große Walpole gelebt. Hier hat der große Chatham geruht nach seinem letzten und berühmtesten Auftreten im Parlamente, kurz vor seinem Tode. Hier werden die Colonien regiert. In diese Straße sind Palmerston und Russell und Gladstone eingezogen, nachdem Derby und Disraeli sie verlassen. — Downingstreet ist die Parole für die kämpfenden Parteien.

Die Arena dieses Kampfes, das Parlament, ist nicht weit entfernt. Mit seinem Victoria-Thurm, dessen Zifferblätter, Blau und Gold, von der Mittagssonne blitzen, steht es da, im vorüberziehenden Flusse sich spiegelnd — mit seinem weiten Hofe, seinen gothischen Portalen, seinen zahlreichen Spitzbogenfenstern — eine colossale Masse von Stein und Eisen und Glas — aber geordnet in die wohlthuendsten Formen der Schönheit, und mit dem Scheine des Alters, der sie zugleich ehrwürdig macht. Das Parlamentsgebäude ist, wie bekannt, ein neues. Aber es ist im Style der alten Abtei gegenüber, aus dem 13. Jahrhundert; und wie man von Irland gesagt hat, daß man dort Ruinen baue, so kann man von London sagen, daß man dort alte Häuser baue. Der Ruß von viermalhunderttausend Schornsteinen und der feuchte Niederschlag der Luft thun dort in wenig Jahren das Werk von ebensoviel Jahrhunderten. Dieses giebt London, selbst in seinen neueren Theilen, den Anstrich des Alterthümlichen, welches ernste Gemüther so sehr anspricht. — Wirklich alt im Par-

lamentsgebäude ist nur die Eintrittshalle. Tiefgebräunte Eichenbalken tragen ihr Dach. Steinbalken bedecken den Boden. Auf diesem Boden hat Cromwell gestanden, als man ihm den Purpurmantel eines Lord-Protektors von England umwarf. Unter diesem Dache, einem Theil des alten Westminster-Schlosses, haben die alten Könige von England gelebt, ihre Heinriche, ihre Eduarde; der Schauplatz der Shakespere'schen Königstragödien ist hier, in Westminster-Hall, an deren Eingangsthor jetzt ein altes Weib mit Aepfeln und Sodawasser sitzt. Gegenüber, aus dem Dunkel von Epheu, steigt die Abtei empor, „Westminster-Abbey". Das wirkliche Schwarz von Jahrhunderten klebt an ihren Steinen. Moos, dick und feucht, umgiebt die Grundmauern des Domes vom „Dornen-Eiland". Das Geläut ihrer großen Glocke, Big Ben, erschüttert das Herz des Hörenden; und gerne pilgern wir zu ihren hallenden Wölbungen, zu ihren Grabmälern und Monumenten. Hier liegen die Könige und die Königinnen von England begraben. Hier liegen die Weisen und die Starken der Nation begraben — hier liegen ihre Dichter, ihre Staatsmänner, ihre Helden, ihre Philosophen. Dieses ist das wahre Königsthum von Gottes Gnaden — und über Beiden, die dazu geboren und dazu gekoren sind, schließt sich die heilige Dämmerung des Domes. —

Wir treten hinaus. — Es ist das brausende Leben des Tages, welches uns wieder umgiebt. Unser Blick fällt auf ein drittes Gebäude, von gleicher Bauart wie Parlament und Abtei. Diesmal aber ist es ein Gasthaus — ein Hôtel — das größte Hôtel in London, — zu Westminster-Hall und Westminster-Abtei das Westminster-Hôtel. Ein Stockwerk dieses Riesengebäudes wird von den Büreaux und Offizinen der Ostindischen Compagnie eingenommen, seitdem sie ihr altes und historisch gewordenes Haus in Leadenhall-street verlassen. Der ganze Rest des Hôtels gehört den Gästen. Der öffentliche Kaffeesaal hat 90 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Der reich vergoldete Plafond wird durch Säulen von Gypskrystall gestützt. Der Speisesaal hat 70 Fuß Länge. Dann kommen die zahlreichen Empfangsalons, eine Bibliothek, ein Kaffeezimmer für die Damen, ein Rauchzimmer für die Herren. Die anderen Stockwerke bieten 120 Schlaf- und Badezimmer. Man kann sich einen Begriff von der

Größe dieses Gebäudes machen, wenn man sich vorstellt, daß es im Ganzen 700 Zimmer enthält, von denen die Ostindische Gesellschaft nur 140 für sich occupirt. Wegen der ungeheuren Höhe des Gebäudes ist die Mühe des Treppensteigens für die Gäste ganz beseitigt worden. Durch eine sehr geschickte hydraulische Vorrichtung können die Reisenden auf ihrem Sopha sitzend, die verschiedenen Stockwerke, je nach ihrem Belieben, auf- und niederschweben — essend, trinkend, rauchend, lesend — wie sie wollen. Das ist, im Vorübergehen, ein Londoner Hôtel! —

Wir wenden uns auf unsrer Straßenwanderung mehr östlich. Wir streifen Charing Croß. Charing Croß ist der alte Name; der neue Name ist Trafalgar Square. Das Volk bevorzugt den alten Namen, und es giebt ganze Schichten desselben, die nichts von Trafalgar Square wissen. Er ist einer der größten und ganz gewiß der belebteste Platz in der Welt. Tausende von Menschen und Wagen kreuzen ihn unaufhörlich nach allen Richtungen. Seine grandiose Hintercoulisse bildet die National-Gallerie. Der schlanke Thurm von „St. Martin's in the Fields", mit den Glocken, welche an den guten König Carl und seine schöne Geliebte, Nell Gwynn, erinnern, steigt zur Seite der National-Gallerie empor. Von da senkt sich der Platz in seiner ganzen Breite zur Niederung von Whitehall und St. James's Park. Die Säule, dem Andenken des Siegers von Trafalgar gewidmet, erhebt sich aus der Mitte, mehrere Monumente, deren Traditionen nicht minder glorreich und deren künstlerischer Werth nicht minder fraglich, umgeben die Säule. Das merkwürdigste Denkmal in dieser Hinsicht ist die Reiterstatue von Carl I. Sie ist sehr klein, sehr schwarz von allem Ruß und Rauch und sehr häßlich. Aber sie hatte die wunderbarsten Schicksale, bis sie hier aufgerichtet wurde; sie war während Cromwell's Zeiten in der Erde vergraben und kam erst beim Einzug seines Sohnes wieder an's Tageslicht. Bis in die neueste Zeit verfolgte sie das Schicksal. Im Jahre 1810 fielen die Steigbügel und die Zierrathen des Schwertes ab, und im Jahre 1844 wurde das Schwert selber gestohlen Die Londoner haben von jeher Unglück mit ihren Statuen gehabt. In alten Zeiten liebten sie die Statuen nicht; dieselben waren, von servilen Höflingen oder wilden Parteimännern gesetzt, mehr Denkmale einer offenkundigen Verrufenheit, als



Regent-street.

eines großen Ruhmes. In neueren Zeiten, je mehr die Denkmalssucht anderer Nationen die Engländer ansteckte, haben auch die Statuen das üble Prestige früherer Jahrhunderte verloren. Aber sie sind nicht schöner dadurch geworden. Man droht den Kindern in englischen Ammenstuben, wenn sie schreien, mit einem Monument nach ihrem Tode, und plötzlich sind sie still. Was da aber auf Charing Croß an Steinheiligen zusammen sitzt und steht, das erreicht das Höchste, was in dieser Art selbst in England geleistet werden kann. Es giebt hienieden nichts, was komisch und miserabel genug wäre, um mit ihnen verglichen werden zu können. — Auch die Fontainen und großen Bassins in der Mitte des Platzes (oder was man für die Mitte des Platzes gehalten hat) dienen demselben nicht sehr zum Vortheil. Es steht und liegt Alles so willkürlich und ungeordnet unter- und durcheinander, wie in dem reichen Drawing-Room einer englischen Dame von Stande. Aber dadurch macht es, wenn nicht den Eindruck der Schönheit, welche nicht ohne Symmetrie zu denken ist, doch den Eindruck des Imposanten, der Fülle und des Reichthums; und Charing Croß mit seinen zahllosen Wagen und Menschen, seinen Treppen, seinen Gebäuden, seinen Säulen, Thürmen und Fontainen ist so recht der Riesenplatz für die Riesenstadt.

Rechts zweigt sich der Strand ab. Einst — es ist noch nicht so gar lange, drei- oder vierhundert Jahre — da war der Strand noch wirklich, was sein Name sagt: ein Stück offnen Themsestrandes, mit Gärten und einzelnen stattlichen Häusern am Flusse. Wo jetzt die schmutzigen Winkelgassen auf den Themseschlamm stoßen und dieser sich staut an den Außenmauern der durch die Melodramen des gegenüberliegenden Theaters so berühmt gewordenen „schwarzen Bögen von Adelphi": da waren damals schattige Gänge, grüne Wiesenstreifen und Blumenbeete. Die Themse war zu jener Zeit ein reines Wasser verglichen mit dem heutigen, welches die Schaufelräder zahlloser Dampfschiffe unaufhörlich aufwühlen, nachdem der Unrath der ganzen Stadt sich in dasselbe ausgeleert hat. Das war damals noch ganz anders, wo der Strand eine Art von Chaussee bildete, welche die City von Westminster mit der City von London verband und berühmt war wegen seiner königlichen und adligen Wohnsitze, welche, von jenen

Gärten umgeben, am Flusse lagen. Das berühmteste dieser Häuser war Somerset House. Es steht noch heute. Nicht buchstäblich dasselbe, welches dazumal hier gestanden; aber unser Somerset House nimmt noch genau denselben Platz ein, welchen es vor drei oder vier Jahrhundert eingenommen. Es heißt nach dem Lord Protector Somerset, dem Onkel des jugendlichen Königs Eduard VI., welcher als Kind von 10 Jahren auf den Thron von England kam und als Knabe von 16 Jahren auf demselben starb. Somerset House war lange ein Wittwensitz der Königinnen von England. Zuerst und vor ihrer Thronbesteigung wohnte Elisabeth, die Königsjungfrau, hier; dann nach einander Anna von Dänemark, Wittwe von Jakob I., Henriette Maria, Wittwe von Karl I., Katharina von Braganza, Wittwe Karl's II. Im Jahre 1775 nahm die Nation Besitz von diesem Hause und wies der Königin Charlotte Buckingham House an, auf demselben Platze, wo die heutige gleichnamige Residenz der Königin von England steht. — Das Somerset House unserer Tage ist 1790 gebaut worden. Seine colossalen Thorbögen kehrt es dem Strand zu; einen Anblick seiner viereckigen Höfe und seiner zahlreichen Fenster hat man, wenn man auf der Themse vorüberfährt.

Nachdem die königlichen Wittwen ausgezogen waren, führten Kunst, Wissenschaft und Aktenbündel einen kleinen Krieg um den Besitz von Somerset House. Die königliche Akademie nahm hier eine kurze Zeit Quartier, bis sie in die National-Gallerie von Trafalgar-Square auswanderte. Dann kam die königliche Societät, aber auch nur auf kurze Zeit, in den Besitz des Gebäudes; und heute haben die Aktenbündel der Admiralität und der Inland-Revenüen, der Steuern und Taxen es ganz in Beschlag genommen, von dem Giebel bis in die Keller. Ja, die Keller spielen eine Hauptrolle in diesem Gebäude. Sie sind die ungeheuren Archive der General-Registratur für alle Geburten, Heirathen und Todesfälle in den drei vereinigten Königreichen. Wenn wir durch den Central-Thorweg vom Strand aus eintreten und uns rechts zu der Nordwestecke des viereckigen Hofraums wenden, so stehen wir auf 30 Millionen Namen von guten britischen Unterthanen und treten einigen Hunderttausenden englischer „Müller und Schulze" auf den Kopf. Weit und breit unter dem

Pflaster, auf welchem wir stehen, sind endlose Gewölbe, hier und da von einem Dachfenster oder einer Gasflamme erhellt; und in diesen Gewölben sind große und stark gebundene Folianten aufgestellt, mit den Namen all' der Millionen, welche in den drei Reichen in die Welt gekommen sind, oder sie verlassen, oder vor dem Altare die Ringe gewechselt haben. Welcher Name es sei — ob der eines Herzogs, oder eines Grünhändlers — hier steht er verzeichnet; und hier, wenn es in einer Erschaftssache, einer Rechts- oder Familien-Angelegenheit nothwendig ist, kann er für die Gebühr eines Shillings gefunden werden. Um aber noch einmal auf den englischen „Müller und Schulze" zurückzukommen, so sollen in London nicht weniger als 500 „John Smiths" jährlich sterben, 100 dieses Namens jährlich sich verheirathen und vereint mit den übrigen Namensvettern dafür sorgen, daß der Name nicht ausstirbt, was denn auch zu dem Resultat führen soll, daß jährlich über 500 kleine „John Smiths" in Londen das Licht der Welt erblicken. — Mit dieser Notiz aus der General-Registratur unter der Erde verlassen wir Somerset House und begeben uns wieder auf den Strand.

Der Strand von heute ist nicht mehr die offene Chaussee von früheren Jahrhunderten. Es ist die große und gewaltige, auf beiden Seiten mit Theatern, Magazinen, Gold- und Silberläden, Zeitungsdruckereien, Wirthshäusern und Kirchen bedeckte und von Menschen und Wagen gedrückt volle Heer- und Verbindungsstraße zwischen dem Westend und der City.

Das Westend, wenn man sich seine charakteristischen Unterscheidungszüge zurückruft, erscheint der City gegenüber als ein Ganzes, in welchem der von palastartigen Gebäuden umgebene Square, der stattliche Platz, die offene breite Straße vorherrscht. Hier bezieht sich Alles auf den Genuß, dort Alles auf die Arbeit des Lebens. Aber wir würden einen Fehler begehen, obgleich wir hier nur in großen Umrißlinien zeichnen und einzig Das hervorheben können, was uns als das Charakteristische erscheint, wenn wir auf das Einzelne bezögen, was nur vom Allgemeinen gesagt werden kann. Das Westend von London ist nicht ganz der prächtige Stadtheil, dessen Vorstellung man auswärts mit dem Namen desselben zu verbinden pflegt. Das

Westend wimmelt von den elendesten Nebengassen, den schmutzigsten Höfen, den traurigsten Spelunken. Selbst die am meisten aristokratischen und fashionablen Straßen und Squares, wenn nicht selbst schlecht gebaut, (denn Pracht paart sich nicht immer mit Schönheit im Westend) liegen doch oft in der Mitte von Häusern, fast so armselig, niedrig und altersschwach, als diejenigen, von welchen das große Feuer vor zweihundert Jahren die City befreite. Man nehme z. B. die Nachbarschaft von Grosvenor-Square, eines der breitesten, ältesten und vornehmsten Squares in London. Wie viel erbärmliche Straßen, eng, muffig und von einer gesindelhaft aussehenden Bevölkerung bewohnt, schließen sich rings umher — Straßen, wie man sie in Berlin vergeblich suchen würde. Sogar Belgrave-Square macht keine Ausnahme; und ehe man über die grünen Wiesenflächen des Parks mit den röthlichen Blumenbeeten und dem süßen Resedaduft, den sie ausathmen, zu den Palästen kommt, in welchen die höchste Aristokratie von Großbritannien wohnt, muß man eine kleine Straße passiren, welche voll von Pferdeställen, Kutschern, Wagenschuppen und Düngerhaufen ist. Für jeden stolzen Familiensitz innerhalb des Rayons, welcher von Oxford-street, Regent-street, Piccadilly und Park-Lane begrenzt ist, sind fünfzig miserable Häuser da, schlecht gebaut, schlecht gelüftet, schlecht drainirt und doch überfüllt mit Bewohnern, auf eine Zeit hindeutend, wo der Grund wenig werth war und die Baumaterialien — Holz, Stein und Glas — nicht vom Lichte selbst zu sprechen — schwer besteuert waren. Von dem Elend eines solchen Hauses macht man sich in Deutschland gar keinen Begriff. Im alten Paris hat es solche Häuser und solche Straßen gegeben; aber es giebt sie nicht länger. Denn mit dem zweiten Kaiserthum ist ein neues Paris erstanden. Wenn man ein solches Haus und eine solche Straße kennen lernen will, so gehe man nach St. Giles's und Seven Dials, nach zu Hogarth's Zeit der Sitz der vornehmen französischen Emigration; oder man gehe in die Nähe von Drury-Lane oder Soho, oder man biege ganz beliebig aus jeder von den glänzenden Straßen der Stadt in die erste, beste Seitengasse. Da hat man den engen, stets feuchten, schmutzigen und stinkenden Häuserklumpen, mit zwei, höchstens drei schmalen, trüben Fenstern, mit eingesunkenen Balken,

mit angefaulten Thüren, mit Unrathhaufen davor und halbnackten Kindern, welche in der Gosse spielen. In solchen Gassen wohnt die große Armee des Diebstahls, und von hier aus recrutirt sich das Kontingent der Polizeihöfe. Und wie bei den Squares der Aristokratie, in der Nähe von Hydepark, Greenpark und St. James's Park, so ist es auch bei denjenigen der reichen Kaufleute in der Nähe von Regent's-Park, Bedford-Square, Russel-Square, Gordon- und Tavistock-Square. So ist es überall in London, und wenn man einen Blick auf die ungeheure Karte dieser Stadt wirft, so wird man jedes auserlesene Quartier, jede gute Straße von einem Gassenknäuel umgeben finden, das in seinen Verflechtungen und Verengungen wol nur von Wenigen durchforscht worden sein mag, von Keinem aber, der durch Zufall jemals hineingerathen, bei Tag wieder aufgesucht, und von Jedem, der es kennt, bei Nacht ganz gewiß vermieden werden wird. —

Wenden wir uns aus dem Westend nun zur City. Zwei Hauptstraßen sind es namentlich, die dahin führen. Die eine kennen wir. Es ist der Strand, die andere ist Oxford-Street. Sie führt vom Norden herein. Oxford-Street, wenn man ihre Fortsetzungen Holborn, High Holborn und Holborn Hill dazu rechnet, ist die längste Straße in London. Man hat eine gute deutsche Stunde nöthig, um von Edgeware-Road bis nach Farringdon-street zu gehen. Noch im vorigen Jahrhundert hieß diese Straße Tyburn-Road, nach dem Galgen von Tyburn, zu welchem sie führte, und der vornehmste Wagen, welcher sich auf derselben sehen ließ, war der Wagen, welcher Verbrecher aus Newgate nach jenem Galgen brachte. Heut ist Oxford-Street eine brillante Schau von Laden an Laden und eine gedrängte Masse von Wagen an Wagen. Am Lebendigsten ist sie da, wo sich zur Linken die große Heerstraße von Tottenham-Court-Road abgrenzt, vielleicht die breiteste Straße in London, und an ihrem oberen Ende, wo sie in den New Road mündet, von dem Aussehen einer Chaussee, auf deren beiden Seiten Häuser stehen. Bei Holborn-Hill geht die Straße steil ab, so steil in der That, daß Wagen und Omnibusse den Hemmschuh einwerfen müssen. Bei Snow-Hill gegenüber geht die Straße ebenso steil wieder empor. Wer diese Straße zuerst fährt, wird rechts schauen zu einem alten, düstern Gebäude ohne Fenster. Zuweilen,

seit Tyburn-Road Oxford-Street heißt, erscheint auf dem Dache dieses alten, düstern Gebäudes in früher Morgenstunde ein Galgen. „Newgate, Sir!" wird der Kutscher sagen, wenn der Fremde ihn fragt. Es ist das berühmte Gefängniß von Newgate. Wir, die wir schon halbe Londoner sind, wenden den Blick links zu einem anscheinend nicht weniger alten und ganz gewiß nicht weniger düstern und unheimlichen Hause, welches auch keine Fenster hat; wenigstens sind die Fenster, die es hatte, eingeschlagen. Wie dieses Haus dasteht, mit vernagelten Thüren, mit zerschlagenen Fenstern, mit halbfaulen Holzlatten über den Kellerlöchern und mit fußdickem Ruß, Rauch und Schmutz an allen vier Wänden, so hat es schon sechzig Jahr lang gestanden, zum Wunder für Jedermann, der vorübergeht, reitet oder fährt. Es ist wie geschaffen zum Schauplatz einer schauerlichen Scene in einem Roman. In der Wirklichkeit aber ist es nichts weiter, als ein Haus „in chancery"; und dergleichen Häuser kann man in London wol noch zu Dutzende sehen. Zwei Parteien, wahrscheinlich in einer Erbschaftssache, streiten sich um das Eigenthum dieses Hauses; und so lange, bis der Streit entschieden ist, darf Keiner hinein. Wie lange der Streit gedauert, ist nach dem Aussehen des Hauses zu berechnen; was aber von dem Hause übrig sein wird, wenn der Streit nun wirklich zu Ende, das läßt sich nicht berechnen!

Sobald wir bei Skinnerstreet rechts um die Ecke gebogen, haben wir das große Postgebäude (General Post-office) in Front, und sind in der City.

Die City, rechts vom Strome begrenzt, und auf allen Seiten von dem Backstein und Mörtelmeer der Metropolis umschlossen, bildet den innersten Kern der Riesenstadt und ist gleichsam eine Art von Immunität, im mittelalterlichen Sinne des Worts. Sie hat überhaupt noch viel Mittelalterliches, sowohl in ihren Gebäuden, als in ihrer Municipalverfassung bewahrt. Sie hat ihre Gildenhalle und ihren Lordmayor's-Tag; und mehr als einmal, am 9. November, wenn wir die altmodische Procession an uns vorüberziehen sahen, mit vergoldeten Kutschen, behängten Pferden, Trompeten und Heroldsstäben, fühlten wir uns in die alte Zeit versetzt.

Die City ist das eigentliche und alte London, welches innerhalb der Stadtmauern und Stadtthore — der „gates und bars" — lag.

Von diesen alten Stadtthoren steht nur dasjenige des Temple's noch, seitdem man vor jetzt gerade hundert Jahren, (1761), die übrigen niedergerissen und die Steine derselben an einem Sonntagsmorgen bei Londonbrigde in die Themse geworfen hat. Auf der Grenze von Strand und Fleetstreet, der Barriere zwischen Westend und City, steht dieses alte Stadtthor, Temple-Bar genannt, mit seinem grauen Mauerwerk und seiner Bohlenthüre, weit offen. Kein Lordmayor von London schließt diese Thüre mehr vor dem Souverain, wie in alter Zeit. Sie ist so alt und morsch. Ich glaube sie bewegt sich überhaupt nicht mehr; sie ist angerostet in ihren Angeln und sitzt fest in dem Straßenkoth von Jahrhunderten. Aber noch heute ist dieses Thor der Eingang zur City, unbequem vielleicht für den geschwellteren Strom des Lebens, welchen sie einengt, aber ehrwürdig für die Erinnerung, wie jene Zeit, wo es noch keine Omnibusse und keine Cabs gab. Das graue Mauerwerk von Temple-Bar ist die westliche, und die grauen Thürme des Towers sind die östlichen Grenzmarken der City. —

Die City ist der große Mittelpunkt von Londons Handel und die Schatzkammer gleichsam von Londons Reichthum. Wenn man die City von London nennt, so meint man die Baumwolle und das Tuch, das Eisen und die Kohlen von England; den Handel und den Reichthum von Europa. Die Corporation der City von London besteht im Einzelnen zwar nur aus Handelsleuten, welche ihren offenen Laden haben, wie diejenigen andrer Städte auch, und aus Kaufherren, welche in den Zeitungen annonciren, so gut wie die unsrigen; aber als Ganzes betrachtet, repräsentirt sie Liverpool und Birmingham und Manchester und Hamburg und New York zusammengenommen. Hier ist Alles zugleich imposant und ehrwürdig, bunt und ungeheuer: die Gebäude, die Straßen und das Gedränge darin. Die meisten Häuser der City sind von hundertjährigem Alter, und ein Geist, wie von Ehedem, schaut aus den alterthümlichen Stockwerken herunter. Aber die neue Zeit rollt und tost um ihre Grundmauern, und der Puls der Gegenwart klopft laut in den engen Straßen-Adern der City. Bunte Schilder, von Oben bis Unten, bedecken die Häuserfronten. Bunt, von Oben bis Unten, sind die riesigen Fenster, von Tüchern, Teppichen, Bändern und andern Waaren, die zum Verkauf ausgehängt. Manche

Häuser sind von Oben bis Unten bemalt, mit Namen und Inschriften, mit Buchstaben, Zahlen und Gegenständen aller Art. Dieses grelle Bunt ist der City eigenthümlich, wenigstens in ihren etwas mehr modernen Theilen des Kleinhandels. Der Großhandel hinter der Bank und am Wasser ist ernster. Aber dieser Farbenluxus von Roth, Grün, Blau und Gold, ist dem Auge des Londoners ebenso nothwendig, wie er des heißen Pfeffers bedarf zu seinen Suppen und der scharfen Sauce zu seinem Braten. Es ist eine Reaction gegen die Monotonie des Himmels, die vorherrschend trübe Feuchtigkeit der Luft und den schweren Niederschlag von Ruß und Rauch, welcher zuletzt doch Alles schwarz färbt.

Die imposante Masse des Domes von St. Paul ist der erste Eindruck, den das Auge beim Eintritt in die City empfängt. Sie ist in der That der unterscheidende Grundzug in allen Ansichten Londons von der Ferne. Wie eine großartige Vision von Grau und Weiß erhebt sie sich vor dem Blicke desjenigen, welcher von Fleetstreet aus den Hügel von Ludgate emporsteigt; und von Cheapside aus macht ihre westliche Front mit dem Glockenthurm und der majestätischen Kuppel den grandiosen Abschluß gegen den Hügel von Ludgate und seine vom Geschäft belebten Nebenstraßen. Die breiten Streifen von Schwarz, welche sich über die Mauerflächen ziehen und hier und da bis zur Kuppel emporlaufen; die dunklen und tiefen Schatten, welche die Vorsprünge zu werfen scheinen, und die Mischung der natürlichen Farbe des Steines mit dem Ansatz von Kohlenniederschlag geben diesem Gebäude etwas Geisterhaftes am hellen Mittage. Wind und Regen haben die Südseite der Cathedrale in ihrer oberen Hälfte rein gefegt und die Portlandquadern so frisch gehalten, wie sie aus dem Steinbruch kamen; während die untere, von den umgebenden Häusern geschützte Hälfte, jenen schwarzen Ueberzug trägt, welchen wir an Londons Häusern gewöhnt sind. Alle Paläste, alle Kirchen von London tragen ihn. Er giebt den langen Straßencolumnen, wenn man sie so düster dastehen sieht, auf den ersten Blick etwas Trauriges. Aber noch ist kein Mittel gefunden worden, um jene schwarze Wolke zu zerstören, welche selbst an den heitersten Tagen über London schwebt, unterstützt und

an jedem Tage neu geboren von den 500,000 oder 600,000 Rauchsäulen, welche aus den 400,000 Häusern der Stadt aufsteigen. Ein Kohlenfeld, welches in der Luft hängt, enthält diese Wolke jährlich nicht weniger als 200,000 Tonnen verflüchtigten Brennmaterials. Man hat rauchverzehrende Schornsteine erfunden und eine Parlamentsacte ordnet den Gebrauch derselben für die Fabriken und die Themsedampfer an, weshalb gerade in den Districten, wo z. B. die großen Brauereien liegen, am wenigsten Qualm zu sehen ist, und der Fremde sich wundern wird, die Themse auf Dampfschiffen ohne Dampf zu befahren. Aber mehr als 390,000 Häuser senden ihren Rauch noch lustig in die Luft, aus welcher er unaufhörlich in einer feinen Rußschicht auf dieselben Häuser wieder zurücksinkt.

In der City jedoch würden wir zu dergleichen Beobachtungen wenig Muße finden. Denn wir befinden uns, wie der Leser sich erinnern wird, in Cheapside; und Cheapside ist die gewaltige Hauptarterie von Londons Handel und Londons Verkehr. Hier drängt sich Alles zusammen in ein langes und enges Bett, was zur Rechten vom Strand und zur Linken von Holborn gekommen; und hier, auf dem beschränkten Raume von kaum $\frac{1}{6}$ deutscher Meile bewegt sich oft, in den Stunden von eins bis drei oder vier des Nachmittags, wenn der Strom des Geschäfts am Höchsten geht, eine Menge von 20,000 Wagen und 400,000 Fußgängern — so dicht in der That hinter- und nebeneinander, daß die Wagen oft mitten auf ihrem Wege in unabsehbarer drei- bis vierfacher Reihe still halten, und die Fußgänger auf beiden Seiten der Straße zuweilen, wenn sie von der einen zur andren hinüberwollen, minutenlang warten müssen, bis eine kurze Lücke in der rollenden Phalanx eingetreten ist. Man sieht zuletzt kein Straßenpflaster mehr. Man sieht nur Pferdeköpfe, Menschenköpfe, Hüte, Regenschirme — eine schwarze Masse in Bewegung, so weit das Auge reicht.

Und welch' eine Bewegung ist das, wenn zur Mittagszeit der ganze Mechanismus des Cityverkehrs in voller Arbeit ist! Wie wenig zu schildern für Leute vom Continent, welche den Tumult und die Hast des Londoner Lebens nicht mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben. In der City von London wird die

Zeit als das höchste Capital geschätzt, und der Mann der City ist mit Nichts geizig, es sei denn mit seiner Zeit. Je kleiner die Stadt ist, je weniger wird darin gethan und gearbeitet. Die Eile nimmt natürlich mit den Entfernungen, sowie das Maaß der nothwendigen Arbeit mit der Ausdehnung der zu beherrschenden Dimensionen zu. Während die Leute in kleinen Landstädten oft den ganzen Tag lang faullenzen können, haben die Londoner kaum Zeit genug, um zu essen. Alles, was Muße und Ruhe heißt, wird auf die Stunde nach dem Geschäft, den Abend und das Haus verschoben. In der City von London aber giebt es keinen Mann, welcher stehen bliebe, um zu plaudern, wie bei uns, oder eine Cigarre anzuzünden, oder ein Ladenfenster zu betrachten; keinen, welcher langsam geht. Der City-schritt ist weit und rasch; und die Woge von Tausenden, indem sie die lange Straße hinabrollt, hat eine Gewalt wie der Anprall des Meeres. Die Pferde laufen anders, als bei uns. Die Omnibusse fahren Galopp. Welch' ein erbärmlich Ding dagegen ist der Berliner Omnibus, mit seinem Schneckengang und den langen Pausen, in welchen er auftritt. Der Londoner Omnibus, bepackt bis Oben hinauf, mit seinem „Treiber" vorn, welcher noch Etwas vom alt-englischen Gentlemann-Kutscher, dem „Whip" des vorigen Jahrhunderts hat, mit dem „Führer" auf dem Trittbrett hinten, lautstimmig und unermüdlich, indem der Wagen dahinrollt, die Straßen ausrufend, durch welche er fahren, und die Gebäude, an welchen er halten wird — „Fleetstreet — Strand — Charing Cross — three pence all the way!" und dabei immer mit aufgehobener Hand zum Einsteigen winkend — grüne Omnibusse, weiße Omnibusse, blaue, rothe, gelbe, violette Omnibusse — hundert Omnibusse — fünfhundert Omnibusse — bemalt, beschrieben und beklebt bis in die Räder — neben und hintereinander jagend, sich begegnend, sich ausweichend, oft so scharf, daß Axe dicht an Axe streift — und Menschen, indem die Pferde weiterlaufen, an den rollenden Speichen mit Zeitung, Stock und Mantelsack auf- und niederkletternd — das ist ein Anblick! Und dabei sollte man nur sehen, wie artig jeder Engländer gegen die Damen ist; wie er, ohne sich erst durch Jugend und Schönheit bestechen lassen zu müssen, jeder Einsteigenden die Hand reicht, um ihr zu ihrem Platze zu helfen, und

wie es sich ganz von selbst versteht, daß er, und um so bereitwilliger, je schlechter das Wetter ist, seinen Platz der Dame einräumt, um sich auf das Dach oder neben den Kutscher zu setzen, wenn der Omnibus voll ist. Es ist noch keinem Schriftsteller eingefallen, ein Wort über die Galanterie der Engländer zu sagen; und wir fürchten, daß auch hier, wo die Eile der City uns drängt, nicht der Ort dazu sei. Aber wir müssen aufrichtig bekennen, daß diese angeborene Artigkeit gegen die Frauen, welche so wesentlich ist zum Begriffe des englischen Gentleman, uns jederzeit weit besser gefiel, als die Galanterie der Franzosen, obgleich oder vielleicht eben weil sie so durchaus frei von jeder Ostentation ist. — Und so mit Damen und „Gentlemen" außen und innen bepackt, jagen die Omnibusse dahin, zuweilen so unsinnig rasch, oder so dicht vor einander hin und her, wenn nämlich die Wagen zweier Concurrenz-Gesellschaften „nursen", d. h. sich gegenseitig den Weg und die Kunden abzutreiben suchen, daß schon mehr als einer von den galanten Gentlemen sich die Beine gebrochen hat. Und zwischendurch wirbeln, wie Sturmwind, die „Hansoms", Halbwagen mit zwei Rädern und einem Pferd in der Gabeldeichsel, Kutscher hinten auf; die „Broughams" mit zwei Pferden, die „Cabs", ähnlich unsren Droschken. Die Frachtkarren rasseln, und die starken Hufe der weißen Hengste, die sie ziehen, schlagen Funken aus dem Pflaster. Sogar die Todtenwagen mit den Todten darin jagen in vollem Trab, und die schwarzen Federbüsche auf dem Kopf der Pferde und dem Dach des Fahrzeugs schwanken, und die weißen Tücher, wie Handtücher, um die Hüte der „Mourners" geschlungen, flattern weithin im Winde, wenn die Kirchhofskaravane vorbeigaloppirt. Alles geht in Carrière — Hügel auf, Hügel ab; und oft, wenn wir auf dem Vordersitze eines Omnibus saßen, welcher gefüllt war in seiner Innen- und an seiner Außenseite, indem er den Hügel von Holborn hinabsauste, wandelte uns ein Gefühl an, ähnlich demjenigen in schweren Träumen, wenn wir glauben, aus einer schwindelnden Höhe herabzusinken. Aber fest in seiner starken Faust hält der Wagenlenker von London die straffen Zügel, die Kette des Hemmschuhs klirrt, die Rosse, indem sie sich knirschend bäumen, fühlen das Gebiß — und sicher in der Ebene von Farring-

don-street ist die schleifende Masse angekommen. Es ist ein Wunder für den Fremden, wie wenig verhältnißmäßig sich Unglücksfälle in den gedrängten Straßen von London ereignen, und es wird ihm erst erklärlich, wenn er den „Treiber", den Gentleman-Kutscher vorn auf der breiten Bank sieht — mit weißen, steifen Vatermördern, mit rothbraunen „Kalbsledernen" an den Händen — ernst, sicher und ruhig, wie ein Banker, der vor seinem Kassenbuche sitzt. —

Und wie dieses Gewühl in der Straße von Cheapside, so wächst von nun ab an den Häusern derselben Alles in Masse, Höhe, riesigen Proportionen und grellen Farben. Die „Ware-Houses," die Lager-Häuser, die Factoreien und dahinter am Strome die Werften beginnen, obgleich die eigentliche Masse derselben und der Hafen, erst hinter London-bridge liegt. Die erste Factorei am Wasser ist die Kornmühle der City, die größte Mühle der Welt. Sie bedeckt einen Flächenraum von 40 Ruthen, ist 8 Stockwerke hoch und wird von 22 Dampf-maschienen getrieben welche 60 Paar Mühlsteine in Bewegung setzen und 280,000 unsrer Scheffel auf Einmal zermalmen können! Das giebt Mehl und Brod für die Million!

Und hoch aus der unabsehbar breiten und unregelmäßigen Schicht von Hausdächern ragen, gleich einem Forst, die schlanken Thürme der Citykirchen, deren Mehrzahl aus der Zeit nach dem großen Feuer stammt und errichtet worden ist von dem berühmten Baumeister Christopher Wren, unter diesen sein größtes Meisterwerk nach St. Pauls, die Kirche St. Mary Le Bow, „Bow Church" wie sie der „Cockney" das ächte und eingeborne Londoner Kind nennt. Denn auf die Ehre „Cockney's" zu sein, können eigentlich nur Diejenigen Anspruch machen, welche — wie das Wort lautet — „geboren sind innerhalb des Klanges der Bow-Glocken" (within the sound of Bow-bells). Diese Bow-Glocken aber haben einen angenehmen Klang für die Lehrjungen und Gesellen der ehrbaren City von London, sintemal ein guter Kaufmann dieser Stadt, John Donne mit Namen, im Jahre des Herrn als man zählte eintausend vierhundert siebzig und zwei, ein Legat ausgesetzt hat, dahin: „daß diese Glocken allabendlich sollten geläutet werden um neun Uhr zum Feierabend." Und

noch heutigen Tages wird Feierabend gemacht in allen Werkstätten und Kramläden der City von London, sobald die Bow-Glocken läuten.

Es sind die „joyous Bow-bell's," die fröhlichen Bow-Glocken, deren Klang für das Herz des Londoners Etwas hat, wie der Klang des Alphorns für das Herz des Schweizers. Dem ächten Londoner, dem „Cockney", ist es nicht wohl, wenn er die Bow-Glocken nicht hört; tausend Meilen weit ergreift ihn oft die Sehnsucht, wenn er an sie denkt, und mehr als Einer, der in der Fremde alt und grau geworden, ist heimgekehrt, um da zu sterben, wo er geboren ward — „within the sound of Bow-bells!"

Von dem Steinbalcon, welcher sich hoch über dem Straßenbrausen von Cheapside an der Außenseite dieses Thurmes befindet, hat in vergangenen Zeiten und am Lordmayorstage, manch ein König und manch eine Königin von England herabgeschaut auf die bunten Prozessionen der guten Citybewohner. Dieser Balcon, wie er heruntersieht auf das Treiben unsrer Tage, ist der letzte Rest jenes „Seldam", einer Art von Tribüne, welche vor fünfhundert Jahren Eduard III. errichten ließ „und stark bauen, aus Stein, für sich, die Königinn und andere Reichsstände, um darin zu stehen." Mitten aus den bunten Schildern schaut uns oft in den Straßen der City ein Stück Vergangenheit an, frisch, als wär' es von Gestern; und mitten in dem Gewühl, das uns umgiebt, werden wir plötzlich erinnert an die vorigen Zeiten der Volksschauspiele unter offenem Himmel, des feierlichen Gepränges und der Citypoeten. Der Mann der City, wenn er in seinem Comtoir sitzt oder auf die Straße tritt, sieht sich umgeben von den Denkmalen der Vergangenheit und die ehrbare Gravität seiner Väter vererbt sich auf ihn durch den täglichen Anblick der Kirchen, die sie gebaut, der Straßen, die sie gegangen, der Häuser, die sie bewohnt, und der prachtvollen Hallen, in denen sie ihre Corporationsfeste gefeiert. Es ist doch eine eigene Art von Conservativität, welche Stein und Mörtel predigen; und wir sehen an dem Beispiel unsrer Vettern in der City, daß sie der Freimüthigkeit in andern Dingen keinen Schaden zufügt.

Der Kirche St. Mary le Bow schräg gegenüber, der architektonische Abschluß einer Seitenstraße, welche man vollständig überschaut,

wenn man die Richtung der Hauptstraße verfolgt, steht die Gildenhalle von London, „Guildhall.“ Die Grundmauern, ein paar Fenster, die Halle und das Dach sind uralt; aber die Front, die sie uns zukehrt, obgleich imposant, wenn man sie aus der Ferne betrachtet, sieht sich in der Nähe als eine wunderliche Mischung von Alt und Neu, als ein sonderbares Compromiß zwischen Gothik und Rennaissance an. Aber wenn wir die Halle betreten, so stehen wir auf altem Boden. Es weht so kühl in dieser Halle, und in den Nischen derselben sind auch zu jeder Tagesstunde während der Sommerzeit Leute zu finden, welche sich ausruhen oder schlafen. An den nackten Wänden sind die Denkmäler großer Männer aus dem Parlament, dem Schlachtfeld, der Magistrats-Sitzung. Fünf bis sechs Plätze sind noch zu vergeben an Heroen der Zukunft. In der That, die Welt wird bald zu enge für alles Verdienst; es giebt in London und in anderen Städten kaum noch Plätze für Sehenswürdigkeit, Bücher und Monumente. Freilich der Neuseeländer wird kommen! Dann beginnt die wahrhaft „neue Aera“ und die Menschen fangen von vorn an . . . Das untere Ende der Halle nimmt die Wahlbühne „Hustings“ ein, auf welcher sich bei den Parlamentswahlen der City-Candidat zu präsentiren hat; und in den beiden Ecken des oberen Endes, unter dem farbigen Bogenfenster, stehen die alten, braunen, bemalten Holzriesen der City, Gog und Magog, auf Steinpostamenten. Gog und Magog machen sehr einfältige Gesichter und sehr verdrießliche dazu. Sie sind Riesen außer Dienst. Ehedem zogen sie bei den Cityprocessionen voran. Jetzt stehen sie auf ihren steinernen Sockeln — wer weiß, wie lange schon? — und haben Nichts zu thun und langweilen sich. Unter einer breiten Treppe steigt man von der Mitte zu einem etwas erhöhten Flur hinan; links sind die Räume des Guildhall-Polizeihofs und rechts der Hof des City-Kämmerers, ein halbrundes Gemach, ausgeschmückt mit den calligraphisch reich verzierten, von Gold und Farbe glänzenden Diplomen der Ehrenbürger der City von London. Die jüngsten dieser Ehrenbürger sind: der Kaiser der Franzosen, welcher einige Zeit vor dieser Ehrenbürgerschaft Chambres garnies in Piccadilly bewohnte, der König von Italien und der Kronprinz von Preußen. Unter und neben diesen Diplomen, welche keinen Unterschied machen zwischen



Platz am Mansion House.

Succeß und Legitimität, hängen die Originalradirungen von Hogarth's „fleißigem und faulem Lehrjungen" (1747), diesem ächten und lebenswahren Cityspiegel, welcher nirgends einen besseren Platz haben kann, als hier in dem durch die Ehrfurcht vieler Geschlechter geheiligten Raume, in welchem seit alter Zeit die Bürgerkronen vertheilt worden sind. Diese Bilder in ihren wurmstichigen Rahmen und mit dem Gepränge der Lord Mayor's Herrlichkeit, welches das letzte Blatt darstellt, wiederholen es jedem Beschauer, daß es in der City von London keinen anderen Weg gebe zu Reichthum und Einfluß, als Arbeit. Und diese Lehre, mahnend und erhebend für Jeden, der arbeiten kann, wird alljährlich noch durch das Leben selbst proclamirt, wenn zu dem großen und historischen Diner, bei welchem der neuerwählte Lord Mayor als Wirth präsidirt, sich die Würdenträger der Stadt, die Minister, die Diplomaten und die hervorragenden Parlaments-Mitglieder versammeln. Dieses ist das „Lord Mayor's Dinner", von welchem uns an demselben Tage noch der Telegraph zu unterhalten pflegt. Unter dem alten Dache der Halle, auf dem alten Steinboden derselben sitzt alsdann die geistige Elite von England bei der Elite der Arbeit und des Reichthums von England zu Gaste; und auf die Reden, welche gehalten werden, lauschen Gog und Magog, die Holzriesen, und sie sehen sich an mit braunen, einfältigen Gesichtern und — langweilen sich! —

Diese beiden Holzriesen und die Bow-Glocken sind die Wahrzeichen der City. Für die großen Bank- und Handlungshäuser auf der andern Seite von Englands Bank und Börse haben die Glocken von Bow-Church freilich ihren historischen Klang verloren. Denn lange, bevor sie läuten, wird daselbst schon Feierabend gemacht, nämlich um fünf oder sechs Uhr Nachmittags, je nach dem Abgang der Posten. Diese großen Bank- und Handlungshäuser in Leadenhall-street und Lombard-street, in Cornhill, Bischopsgate- und Gracechurch-street bilden eine Welt, verschieden von den Kaufläden in Cheapside und Poultry, und sie sind ein anderer Charakterzug der City von London. Es sind die alten Stadtresidenzen der Handelsfürsten aus dem 17. Jahrhundert, welche gefolgt sind an diesen Stellen den Fürsten und Großen des Reichs, so in den vorhergehenden Jahrhunderten allhier gewohnt, ehe sie — in späteren Zeiten —

weiter gen Westen wanderten, zuerst nach dem Strand und dann in die Gegenden von Whitehall und St. James's. Der Zug nach Westen beherrscht Nationen, wie die Bevölkerung einzelner Städte. Warum geht dieser Zug nach Westen? Wir wissen es nicht. Aber ihm folgte Columbus, als er Amerika entdeckte. Jede größere Stadt hat ihr Westend, und der Schauplatz ihrer Chroniken ist gleichmäßig bei allen, die Altstadt, die Königsstadt, die Cité oder die City — verschiedene Namen für denselben Begriff.

So wohnte auch hier, in der City von London, zu der Zeit, wo sie noch Wall, Mauern und Thore hatte, die Aristokratie, der Luxus und die Mode, die jetzt im stilleren Westend wohnen. Hier, wo jetzt die dunklen Häuser stehen, wo die Frachtkarren rasseln und vom Strome herauf die Masten ragen, wurden die Feste der Liebe und der Schönheit gefeiert. Hier ward gesungen und gezecht. Hier, auf Fish-Street-Hill, — jetzt ein elender Durchgang — hielt Herr Eduard, der schwarze Prinz, Hof mit Joan, seiner glänzenden Gemahlin. Hier in Eastcheap — nun eine enge Straße des Geschäfts, gleich allen andern ringsum — in der „Taverne zum Schweinskopf" (Boars-head Tavern) kneipte Sir John Fallstaff mit Prinz Heinrich. — Dem Glanze des Adels folgte der solide Reichthum des Handelsstandes; und aus den Tagen desselben stammen die hohen, majestätischen, aber dunklen Erkerhäuser mit ihren geschnitzten Portalen, unter denen jetzt Höckerweiber mit Aepfeln und Jungen mit Schwefelhölzern und Zahnstochern sitzen, mit ihren düsteren Thorbögen, die jetzt bedeckt sind mit den kleinen Messingplatten von Firmen, mit ihren weiten Höfen, in denen sich Packträger, Laufjungen und Fuhrleute drängen, und ihren stattlichen, zuweilen schön getäfelten, aber staubfenstrigen Gemächern, welche nun die Comptoirs der großen Geschäfte von London sind. In diesem Theile der City wird es mit Einbruch des Abends todtenstille, und die Gaslaternen erleuchten Straßen, in denen keine Menschen sind. Denn bewohnt werden die Gebäude dieser Gegend nicht mehr, seitdem auch der Kaufmann von London seine Wohnung aus den engen Straßen der City in die luftigeren Squares des Westends, die offenen Plätze der Vorstädte verlegt, und das ehrwürdige Giebelhaus seiner Väter mit dem kleineren einförmigen aber zierlichen Haus der

neueren Zeit und der Cottage vertauscht hat, deren Flur und Treppen mit Teppichen bedeckt sind und vor dessen weißen Thürstufen sich der schöngeschorene, saftig-grüne Rasen ausdehnt. — In den letzten zehn Jahren allein hat die City um 12 pCt. abgenommen; und während die Gesammtbevölkerung Londons von etwas über 2 auf nahezu 3 Millionen gestiegen, ist in Folge der Auswanderung nach Westen, diejenige der City von 130,000 auf 113,000 gesunken.

Zwischen diesen alterthümlichen Häusern, bei Nacht ausgestorben aber bei Tage so lebendig von dem ganzen Getöse des Großhandels, und den bunt ausstaffirten, vom Straßengewühl umringten Läden in Cheapside und Poultry, befindet sich ein Platz in der Mitte, auf welchem alle Omnibusse auf ihrem Wege von oder nach West, Ost, Süd und Norden halten, und dessen drei Seiten durch drei merkwürdige Gebäude abgeschlossen werden, während die vierte sich nach Poultry öffnet.

Das eine von diesen Gebäuden, links — flach und lang gestreckt hinter Eisengittern, — ist die Bank von England, in deren Kellern das Gold von London in centnerschweren Barren aufgespeichert liegt. — Das zweite, den Hintergrund schräg abstreichend, aufgeführt im Style eines griechischen Tempels, mit breiten Treppen, mit korinthischen Säulen und einem figurenreichen Porticus, aus welchem in Gold die Worte herableuchten: „The earth is the Lord's and the fulness thereof" (Die Erde ist des Herren und die Fülle derselben) — ist die „Royal Exchange," im gewöhnlichen Verkehr „Change" genannt, die Börse von London. — Das dritte Gebäude, welches zur Rechten über einem colossalen Treppenbau mit Gewölben steht, und dem Platze von welchem wir reden, seine stattliche Renaissancefronte zukehrt und seinen Namen giebt, ist das Mansionhouse, die offizielle Stadtresidenz des Lordmayors und der Sitz des Polizeihofes, bei welchem Seine Lordschaft präsidirt. —

Mansionhouseplatz ist in der Mittagsstunde so voll von Omnibussen, einer dicht am andern, ankommend, abgehend, sich kreuzend und ausweichend, das es um diese Zeit ein lebensgefährliches Kunststück ist, von einer Seite zur andern zu gelangen. Von Gehen ist keine Rede, man muß laufen, springen, voltigiren; und die Reiterstatue Welling-

tons in der Mitte, an sich kein großes Kunstwerk, scheint nur da zu stehn, um mit ihrem breiten Postamente den zwischen den Omnibussen eingekeilten Abentheurern eine kurze Freistatt zu gewähren. Mit ihren dunkeln Steinwänden schauen Bank und Börse und Mansion-house auf den Tumult herab, welcher den verhältnißmäßig engen Platz erfüllt und die überschäumenden Straßenadern, welche von allen Seiten in dieses wahre Herz der City münden, scheinen nicht Weite genug zu haben für das Volumen des ab- und zufließenden Stromes. Hinter uns, in Meilenweite, dehnt sich die Stadt noch aus über Houndsditch und Whitechapel bis zu dem dorfartigen Hackney. Von der Bank ab, über Finsbury, Islington und Clerkenwell, dehnen sich meilenweite Straßenmassen, City-Road, und New-Road entlang, bis Paddington aus. Straßen und Straßen und Straßen, wohin wir sehen; auf Dampfschiffen fahren wir an ihren Grundmauern auf Eisenbahnen sausen wir über ihre Dächer und unter ihren Kellern dahin — und immer noch kein Ende! „London ist keine Stadt; London ist eine mit Häusern bedeckte Provinz," sagte ein geistreicher Franzose, noch lange bevor der Census von 1861 ergeben, daß die verschiedenen Districte dieser Stadt einen Flächenraum von 117 (englichen) Quadratmeilen bedecken, mit 362,890 Häusern und 2,803,034 Menschen, die darin wohnen.

Es ist merkwürdig und im Vorübergehen der Mühe werth, die scharf ausgeprägte Specialität von einzelnen Straßen dieser „Provinz" zu betrachten. Lombard-, Leadenhall- und Bischopsgatestreet sind die Straßen für die Banken und die „Bankers". Paternoster-Row wird ausschließlich von Verlags-Buchhändlern occupirt. Die Straße für die „feinen" Aerzte ist fern im Westen, Brook-street, wohlbekannt durch die kleinen Schilder, welche Haus bei Haus den Namen eines „M. D." oder „Surgeon" zeigen. Die Straße der fashionablen Schneider ist Sackville-street. Diese Schneider annonciren nicht, haben keinen Poeten in ihrem Dienst und machen keine Fensterausstellung. Das Einzige, was man hinter ihrem durch Gaze verschleierten Frontfenster allenfalls erblicken kann, ist ein nachlässig hingeworfenes Beinkleid, welches wie zufällig dazuliegen scheint. — Goodman's-Fields ist eine deutsche Colonie, mit deutschen Sitten, deutscher Sprache und deutscher Kirche. Die Deutschen, die hier

wohnen, sind größtentheils Zuckerbäcker. Die armen Juden wohnen in Petticoat-lane und ihre Börse ist der Old-Cloth-Exchange, der größte Lumpen- und Altkleidermarkt der Welt. Auch die Franzosen haben ihren Fleck Erde, ihre Insel in dem brausenden Ocean von London. Es sind die Weber von Spitalfields, die Nachkommen der mit dem Edikt von Nantes ausgewanderten Hugenotten. Die schmalen, langfenstrigen Häuser sehen ernst, arm und gramzernagt aus, wie ein Hugenottengesicht jener Zeit; aber die kleinen Gärten, wo immer nur ein Streifen Erde sich mit Grün und Blumen schmücken läßt, die Trauben und die Singvögel erinnern an das lustige Frankreich. — All' diese zuletzt genannten Auslands-Viertel liegen dicht beisammen, hinter der Bank und dem Platz von Mansionhouse.

Eine Straße von London, seine längste, Oxford-street und Tottenham-Court-Road nicht ausgenommen, seine breiteste, seine gewaltigste und seine geräuschloseste, haben wir noch nicht betrachtet. Es ist seine Wasserstraße, der „stille Heerweg", wie ihn das Volk nennt, die Themse. — Vom Mansionhouse-Platz biegen wir rechts ein, nach London-bridge. Da ragt das „Monument" mit der Flammenkugel auf seiner Spitze, zum Andenken an den großen Brand von 1666, welcher 13,000 Häuser und 89 Kirchen verzehrte. Dann kommt ein zweites Monument — wieder eins jener Monumente, welche sehr ernst gemeint sind, aber sehr komisch wirken: der fette vierte Wilhelm auf einem dünnen runden Piedestal wie auf einem Kindertisch, gutmüthig in den Lärm hineinschauend, gleich einem Omnibuskontrolleur, „den 's aber weiter Nichts angeht." — Doch wer sieht diesen König von Stein in dem endlosen Gedränge von Wagen und Menschen, welches sich hier nach London-bridge wälzt oder von da zurückströmt? — London-bridge ist von allen Brücken, die über den Fluß führen, die wichtigste. Sie ist die Verbindungsbrücke mit dem Continent; und London-bridge-Station, auf der andern Seite des Wassers, ist der größte, verwirrteste und von allem Geschrei, Gepfeif und Geroll verworrenste Bahnhof in der Welt. 200,000 Menschen, 10,000 Frachtkarren, 3000 Privatgespanne, 5000 Droschken und 6000 Omnibusse gehen, laufen, rasseln und wälzen sich innerhalb 24 Stunden über diese einzige Brücke.

Und werfen wir nur aus diesem Chaos einen Blick hinunter auf den „stillen Heerweg“, die Themse selber — stromauf, wie da Alles wimmelt, geräuschlos für das Ohr, aber verwirrend für das Auge, — Böte, Nachen, Barken, mit ihrem Menschengewühl, ihren Steinen, ihren Kohlen, ihrem Getreide, und Gott weiß, was noch für Frachten; und dieses bunte, tausendfältige, stille Gewühl, durchschossen hier und da von pfeilschnellen Pennydampfern, und überwölbt von den andern Brücken Londons, welche sich gleich feinen Bögen durch den blauen Duft der Atmosphäre spannen, und rings umgeben von Mauern und Dächern und Thürmen und Kuppeln bis in die dämmernde Ferne, wo sich Alles in einen Lila-Hauch verflüchtigt. Oder wenden wir den Blick stromab, wo der Fluß dem Meere entgegenrauscht, — wie liegt da Schlot an Schlot, und Mast an Mast, und Schiffsrumpf an Schiffsrumpf — wie liegt da Fregatte und Dreidecker und Schraubendampfer — ein dunkler Wald, von Segeln umflattert, eine ungeheure Stadt aus lauter Seepalästen — und umgeben von den riesenhohen Lagerhäusern auf beiden Ufern, groß genug, um Proviant für die ganze Welt zu fassen, — hier die Handelsflotte der Welt . . . hier der Kiel, um welchen die Welle der Nordsee geschäumt, und hier einer, an welchem die Sturzsee des Canals sich gebrochen, hier einer, der durch das Ultramarin des Mittelländischen Meeres, oder durch das Kobaltblau des Adriatischen, das Violet des Bosporus, das Braun des Euxinus und den Milchschaum der Ostsee geschwommen . . . . .

Aber genug! — Ich kannte einen alten Deutschen, der hier in London ein kleines Krämlein betrieb, und der, so oft er über Londonbridge ging, unfehlbar in einen der beiden Rufe ausbrach, entweder: „Was muß dies London kosten!“ oder: „Was ist dies England für ein großer Platz!“ — Der Leser wird lächeln; aber der Schreiber dieser Zeilen lächelt nicht. Er sucht vergebens nach Worten; er fühlt, daß der alte Deutsche in seinem kleinen Kramladen und mit seinen zwei Ausrufungszeichen gerade genug gesagt hat. Denn die Sprache reicht nicht aus, um einen Begriff zu geben von der Größe, dem Reichthum und den Farben dieser Welt, welche London heißt!

2. Straßenlärm in London.

Ich weiß, daß ich ein Capitel zu schreiben im Begriff bin, welches keinen Anfang und kein Ende hat. Welch' ein Lärm, den zwei Millionen und achtmalhunderttausend Menschen machen — ganz abgesehen von den Pferden, Hunden und Katzen, die zu einem solchen Haushalt gehören! Wann fängt dieser Lärm an? Wann endet er? . . . . In Londons Straßen wird es nie ruhig. So wenig das Blut in einem lebendigen Körper stockt, so wenig steht die Woge des Lebens still, welche sich unaufhörlich durch die Straßenadern von London ergießt. Das Brausen, welches sie begleitet, klingt etwas lauter, etwas gedämpfter in den verschiedenen Stationen von 24 Stunden; aber wir hören es immer, als ob wir am Strande des Meeres wohnten. Wir hören es um Mitternacht. Wie die Melodie von Meeresrauschen singt es uns in den Schlaf. —

Die erste Stimme, die wir hören, wenn wir des Morgens erwachen, ist die eines kleinen Mädchens. „Watercresses! Watercresses!" ziellt es zu uns herauf, indem das kleine Mädchen durch die Straße geht. Wasserkresse — was ist das? Es ist ein grobes Kraut von etwas bitterem Geschmack. Es wächst in Sümpfen und der Hauptbedarf Londons wird zu Camden Town, in einem alten Lehmfeld gezogen, welches sich von dem Abfluß aus Londons Cloaken tränkt. Aber dieß Kraut ist eine Delikatesse, welche auf keinem wohlbestellten Londoner Frühstückstische fehlen darf; und es werden von demselben im Verlaufe einer Woche nicht weniger verzehrt, als — 3000 Pfund!

Die Stimme des kleinen Mädchens, welches dieses edle Kraut in schmalen Bündeln zum Verkauf herumträgt, ist es, die uns an jedem Morgen weckt. Wir stehen auf, und machen Toilette. Das dumpfe Brausen, welches uns gestern Nacht eingeschläfert, ist der zweite Eindruck. Sein Schall ist jetzt, am frühen Morgen etwas voller, aber er hat nichts von jenen schreienden Dissonanzen, von jenen harten Stößen und eisernem Gerassel, welches uns in Berlin oftmals gequält hat. Der Lärm von Londons Millionen, indem er aus der Ferne herantönt, hat die gewaltige Klangmasse einer Riesensymphonie; man unterscheidet nicht die einzelnen zahllosen Stimmen aus denen er zusammengesetzt ist, nicht den Tritt des einzelnen Menschen, oder den Schrei des Kutschers, den Hufschlag seines Pferdes oder das Rollen seines Wagens. Selbst in Fleet-street oder Cheapside, wenn um die Mittagsstunde keine Hand breit Erde zu sehen ist vor dem ungeheuren Gedränge, wird doch niemals jener widerwärtige Lärm gehört, der die Geschäftsstraßen viel winzigerer Städte so unerträglich für das Ohr macht. Das macht, alle Wagen in London von der Staatskarosse des Premiers bis zur gemeinsten Frachtkarre von „Pickford und Co." hängen in Federn. Der Straßenlärm von London martert die Nerven nicht durch stoßweise Heftigkeit; er betäubt sie mit Einemmal durch seine Masse.

Wir haben natürlich die Wohnung eines Gentleman; fernab von den großen Straßen des Verkehrs, in der Nähe eines stillen Westend-Squares. Wir sehen die Bäume desselben dort durch die Straßenöffnung nicken. Kein anständiger Mann in London wird daran denken, in den Straßen des Geschäftes zu wohnen. Die Straßen, in welchen anständige Leute wohnen, sind gänzlich frei von dem Lärm, welcher das Geschäft begleitet. In unserer Straße ist weder ein Laden noch ein Wirthshaus noch eine Aepfelbude zu sehen. Kein Gentleman könnte in einer Straße wohnen, wo dergleichen zu sehen wäre. Darum ist es so still, daß wir den Tritt des Hausmädchens und das Klingeln ihrer Tassen vernehmen, wenn sie die teppichbedeckten Treppen heraufkommt, um uns den Thee zu bringen.

Aber in weiten Bogen umschreiben uns die Hauptstraßen des Westens — hier ist Tottenham-Court-Road, dort Oxford-street und Holborn. Wir hören es hier in unserer einsamen und entfernten Stube,

welche sich eben mit dem ersten Morgensonnenschein füllt, wie das Brausen der Straße zunimmt, wie es stärker wird. Es nimmt einen bestimmten, unaufhörlich wiederkehrenden Zug an, welcher dem bisherigen mehr zusammenhangslosen Getöse eine tiefe und dunkle Klangfarbe giebt. Es ist der Omnibus, welcher um diese Zeit in London's Straßen erscheint, um sie bis gegen Mitternacht nicht mehr zu verlassen. Der erste Omnibus — „buss“ nennt ihn der Londoner, welcher keine Muße hat, lange Worte zu sprechen und darum auch aus Cabriolet sein „cab“ macht — der erste Omnibus zeigte sich in London's Straßen zu Anfang dieses Jahrhunderts. In Paris wurde ein Omnibus schon zweihundert Jahre früher gesehen. Aber seinem verfrühten Dasein wurde damals durch eine Parlamentsacte formaliter ein Ende gemacht, und zwar auf den Grund hier, „daß er unnoblen Leuten ein zu bequemes Beförderungsmittel biete.“

Inzwischen haben sich in unserer stillen und anständigen Straße wieder zwei Stimmen vernehmen lassen. Diese zwei Stimmen sind das Eigenthum zweier Jungen, welche braune Mützen und fuchsig gewordene Stiefel tragen. Diese Jungen sind Rivalen. Sie erscheinen an jedem Morgen und genau zu derselben Stunde an den beiden Ecken unserer Straße. Wenn der Eine laut geschrien hat, so schreit der Andere lauter; und stecken wir unsern Kopf aus dem Fenster, so erblicken wir sie vor kleinen Karren, welche mit Kartoffeln, Rüben, Petersilie und Sellerie beladen sind. Bei jeder Karre ist ein Mann in braunem Tuchrock und mit einem alten Filzhut. Die eine von den Karren, diejenige, welche immer auf der rechten Ecke in die Straße biegt, ist mit einem kleinen, gemüthlichen Esel bespannt. Die andere wird, auch in dieser Hinsicht, von dem Jungen bedient. Diese Karren mit Esel und Fußmannschaft gehören zum großen Train der „Costermongers“ von London. Dieser Nomadenstamm, welcher in Schaaren von Tausenden von Markt zu Markt, und von Straße zu Straße wandert, spielt eine wichtige Rolle in der Vertheilung der Nahrung über London. Er ist der Vermittler zwischen den großen Märkten und den entlegenen Straßen. Er bildet einen nicht unbeträchtlichen Theil in der Bevölkerung von London. Man könnte eine große deutsche Stadt mit ihm bevölkern. Es giebt 50,000 dieser Straßenverkäufer in London; 10,000

von ihnen sind verheirathet, und haben durchschnittlich fünf Kinder jeder, so daß, wenn wir die 50,000 Kinder und 10,000 Frauen hinzufügen, eine Armee von 110,000 kleinen und großen Costermongers herauskommt.

Noch ist ihr Ruf nicht ganz verhallt. Dort, im Crescent, sehe ich noch den kleinen gemüthlichen Esel und die weißen Rüben leuchten. Da läßt sich von der andern Straßenseite ein melancholischer Gesang vernehmen, unterbrochen zuweilen durch den Schlag eines Hammers und das Sausen und Schnurren von Etwas, was wie ein Rad klingt. Der melancholische Sänger ist ein Scheerenschleifer, welcher mit seiner Maschinerie langsam durch die Straßen fährt. Ich wundere mich, warum dieser Scheerenschleifer so traurig singt. Aber ich kann es mir jetzt, wenn ich genauer nachdenke, wol erklären. Ich habe diese ganzen vier Wochen, wo mich sein Klagelied jeden Morgen an's Fenster lockt, noch nicht gesehen, daß er eine andere Scheere geschliffen hätte, als die große, lange Scheere, welche immer an seinem Schleifstein hängt und seine eigene Scheere ist. Wie scharf muß diese Scheere sein!

Dieß war ein Lied ohne Worte. Wenigstens habe ich die Worte nie verstanden, wenn wirklich welche dagewesen. Nun aber kommt der wahre Jakob — er heißt in der That „Jakob" und handelt mit alten Kleidern. Wie kann ein Mann anders heißen, der mit alten Kleidern handelt? Er versteht Deutsch, — wie kann ein Mann, welcher mit alten Kleidern handelt, nicht Deutsch verstehen? Ich war einmal so unvorsichtig, ihn anzureden. Seitdem bleibt er jedesmal vor meinem Fenster stehen mit seinem Ruf: „Any old sshoes or bboots, any ummbrellas, how-ever oldd!" Er verändert die Tonart seiner Aufforderung, aber seine Stimme bleibt immer klar und langsam, indem er mitten auf der Straße dahinzieht und die oberen Fenster der Häuser auf beiden Seiten anredet. Ich aber nehme mich wol in Acht, aus einem dieser Fenster herauszusehen, so lange sein Ruf am Ende der Straße nicht gänzlich ausgestorben ist.

Da jedoch läßt sich ein Ruf, ein Gequäk sollt' ich sagen, vernehmen, accompagnirt von den eigenthümlichen Klängen einer Flöte und den Schlägen einer Pauke. Diesem Concert kann ich nicht widerstehen. Jedesmal, wenn ich es höre, unterbreche ich meine Ar-

beit und werde ein aufmerksamer Zuschauer am Fenster. Punch ist da! Da sind die beiden Männer, der eine, welcher den Kasten schleppt und der andere, welcher um den Leib geschnallt eine Pauke und um die Brust geschnallt eine Rohrpfeife trägt. Jetzt steht der Kasten. Jetzt streicht der „Codlin" mit den Lippen über die festgeschnallte Pfeife und schlägt mit der Faust auf die festgeschnallte Pauke. Da leuchtet schon die rothe Nase von Mr. Punch und seine kleinen Beine hängen über den Rand seiner kleinen Bühne. Plötzlich erscheinen an allen Fenstern Gesichter; und eine Kinderschaar umgiebt das wandernde Theater. Die Vorübergehenden bleiben stehen. Der Haufen schwillt so an, daß kaum noch Platz bleibt für einen vorüberfahrenden Wagen. Punch ist der Liebling der Londoner; und obwol er seine Frau Judy schon tausendmal auf offener Straße todtgeschlagen hat, so nimmt das Publikum doch immer wieder Partei für ihn. Punch ist ein gottloser Rebell. Er prügelt sich mit aller Welt. Er prügelt sein Weib, sein Kind und den Büttel obendrein. Und was für Prügel sind das! — Man hört sie weithin schallen, wenn er mit seinem Knüttel gegen die hölzernen Köpfe seiner Widersacher haut. Diese Köpfe pflegen ganz abgeschabt zu sein, von allen Prügeln, die sie schon bekommen. Dabei schreit er fortwährend in jenem quäkenden Tone, von welchem ich bis jetzt noch nicht weiß, obgleich ich ihn so oft schon gehört habe, ob er aus der Nase oder aus der Gurgel stammt; und unverdrossen dazu klingt die Pfeife und die Pauke.

Punch zählt, wenn auch nicht zu den loyalsten, so doch ganz gewiß zu den ältesten von Ihrer Britischen Majestät Unterthanen. Er stammt direct von Pontius Pilatus, dem Helden der alten Mirakelspiele, welche weiland zum großen Ergötzen der Menge von ehrsamen Bürgern auf offener Straße aufgeführt wurden. Der Platz, wo diese Schauspiele in London Statt fanden, wird noch heute in der Nähe von Clerkenwell gezeigt. Uebrigens ist die Aehnlichkeit der Namen Pontius und Punch nicht minder groß, als diejenige der Charactere; und oft, wenn ich in den zahlreich erhaltenen englischen Mirakelspielen die schnarrenden und rasselnden Reden des Römischen Feldhauptmanns gelesen, mußte ich an seinen ehrenwerthen Nachfolger denken, der noch jetzt durch Londons Straßen zieht. Ob Judy eine volksthümliche

Abkürzung von Judith, oder eine Anspielung auf Judas sein soll, weiß ich nicht genau anzugeben.

Punch und Judy, in ihrer heutigen Gestalt, sind ein paar Handschuhe, welche der unsichtbare Mann im Kasten anzieht. Seinen Zeigefinger steckt er in Punch's Holzkopf, der Mittelfinger macht seine rechte und der Daumen seine linke Hand, während die beiden übrigen Finger gelegentlich in seine Hosen fahren, damit er sich auf den Rand der Bühne setzen und mit seinen Beinchen schlenkern kann. Judy wird auf dieselbe Weise beseelt. So groß und mannigfaltig nun auch die Zahl der Mitspielenden ist, so wird man doch niemals mehr als zwei (mit Ausnahme des Kindes, welches jedoch glücklicherweise von Anfang an todt ist) zugleich erscheinen sehen, aus dem einfachen Grunde, weil der unsichtbare Director nur zwei Hände hat. Nach verschiedenen auf einander folgende Mordthaten liegen nur noch die Leichen — die ausgezogenen Handschuhe — auf dem Proscenium. Sie kehren zusammen nicht wieder ins Leben zurück, noch können sie überhaupt wieder lebendig werden, wenn sie nicht zuvor heruntergenommen und von Neuem angezogen werden. Daher kommt es, daß Judy während ihres ganzen Lebens keinen Beschützer hat. Der Büttel intervenirt allerdings. Aber dann ist es schon zu spät. Ihr Geist mußte *sie* ja erst verlassen, um *ihn* ins Leben zu rufen! Treu dem ächt dramatischen Grundsatze, daß das Interesse nur so lange anhält, bis das Schicksal des Haupthelden entschieden ist, bleibt Punch bis zuletzt auf der Bühne. Zuletzt aber muß auch Punch daran glauben: er wird gehängt. Es steigt ein Galgen aus der Erde, und Punch mit derselben rothen Nase und dem unverändert fröhlichen Gesichte, welches ihn im Leben auszeichnete, baumelt. Wie könnte er auch der Favorit der Straße sein, wenn sie ihn nicht täglich einmal hängen sähen? Aber Punch ist unsterblich. Wenn er in der einen Straße gestorben ist, lebt er in der andern wieder auf.

Zugleich mit dem Straßentheater beginnt die Straßenmusik. Es wird in keiner andern Stadt der Welt auf den Straßen so viel musicirt, als in London. Es ist ein merkwürdiges Concert, an welchem sich die Stimmen und die eigenthümlichen Instrumente aller Völker der bewohnten Erde betheiligen. Da sind zwei hindostanische

Tam-Tam-Spieler. Ich kenne sie schon so lange, als ich in London bin. Es sind immer noch dieselben. Sie haben Bronzegesichter und tragen ein langes, verschossenes Seidengewand mit einem Gurte um den Leib. Sie begleiten ihre monotone Trommel mit monotonem Gesang. Ihre Stimme zittert: vielleicht friert sie in ihrem dünnen Seidengewand. Da ist ferner der Chinese. Er kommt an jedem Morgen und stellt sich unten auf die Straße mit einem kleinen Buch aus Bastblättern, aus welchem er sein trauriges Lied absingt. Der Sinn dieses Liedes ist mir ein Räthsel. Ich halte es für einen religiösen Gesang; und will mir keine Bemerkung über diesen wunderlichen chinesischen Gottesdienst auf Londons Straßen erlauben. Dann kommt der Savoyardenknabe mit seinem Hurdy-Gurdy, einer Art von klimpriger Guitarre, welche aber wie eine Orgel gedreht wird; und ihm folgt der calabrische Bauer mit seiner nationalen Pfeife. — Mein liebster Mann ist der „John Hochlandsmann," ein Hochschotte mit Tartan, Kilt und Dudelsack. Ich höre sein schnarrendes Instrument gern, und aus den langgezogenen und oft sehr beschädigten Tönen desselben suche ich Anklänge an die alten schönen Lieder von Schottland, an die „Campbells," an „Bonnie Dundee" und „Prinz Charlie" heraus. Es liegt etwas so Wehmüthiges in diesen Jakobitischen Melodien, diesen Klagen um ein vertrieben und ausgestorben Königs-Geschlecht; und es hat etwas tief Ergreifendes für mich, sie diese Straßen durchklingen zu hören, in welchen man seiner so lange schon vergessen hat! — John Hochlandsmann kommt nicht allein, zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, beide in Hochlandstracht und mit nackten rothen Beinchen, begleiten ihn. Sie tanzen zum Schnarren des Dudelsacks den „Jig," wie ich ihn so oft habe tanzen sehen im Hochland. John Hochlandsmann ist seiner drei Kupferstücke gewiß, wenn er unter meinem Fenster erscheint.

Mitten in diesen fremdartigen Klängen läßt sich auf einmal heimathliche Musik vernehmen. Es ist Hornmusik. Dort an der Straßenecke halb in der Gosse und halb daneben, steht eine Gesellschaft von fünf oder sechs. Sie haben grüne Mützen auf mit halbzerrissenen Schirmen, und Röcke an, aus denen sie herausgewachsen sind. Es sind deutsche Landleute. Ich kenne das Lied, welches sie blasen. Wo immer ich in England war, ich habe es einmal gehört. Ich habe es

auf dem Stromdampfer gehört welcher von Liverpool nach Birkenhead fährt, an der Bai von Llandudno und am Fuße des Snowdon; und erst neulich, unter dem alten Kastell von Dover, — als fern über'm Meer im Abendsonnenschein die Küsten der Normandie glänzten, hörte ich es wieder — „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Unsere Landsleute dort an der Straßenecke behandeln das Lied in musikalischer Beziehung zwar schlechter, als selbst ein warmer Patriot verzeihen kann; so etwas wie Takt existirt nicht für sie und namentlich ergeht sich der kleine Junge mit der Baßtuba, welche länger ist, als er selber, in eigenthümlichen Harmoniefolgen. Aber dennoch, mit all ihren Mißklängen, ergreift diese Musik das Herz, und erinnert es, mitten im Lärm von Londons Straßen, an die grünen Wälder und stillen Dörfer der Heimath.

Unter den Londoner Straßenmusikanten ist der Londoner Lehrjunge nicht der schlechteste. Sein Instrument ist eine bleierne Flöte, auf welcher er mit großer Virtuosität, indem er in seiner blauen Schürze, ein Paar Stiefel unter dem Arme oder einen Kasten auf dem Kopfe, dahingeht, die Lieder wiederholt, welche gerade populär sind. Es ließe sich viel über diese „Songs of Bohemia“ in London sagen. Sie fesselten mich am ersten Tage, wo ich nach London kam, und ich habe ihre Veränderungen seitdem mit unvermindertem Interesse beobachtet. Ich könnte sie Euch alle auf dem Claviere vorspielen, so haben sie sich meinem Gedächtnisse eingeprägt. In den höheren Sphären der Musik sind die Engländer ein armes Votk, aber der Londoner Straßengesang ist von einem überraschenden Reichthum. Woher kommen nur all' diese Lieder? Jedes Jahr hat sein neues Lied. Nichts ist launischer in seinem Geschmack, als das Londoner Volk. Das Lied des vorhergehenden Jahres ist im folgenden vergessen. — Wer singt heute noch „Ratcatcher's daughter?“ Oder „Sweet Minnie?“ Und ein hübsches Lied war es doch, mit seiner süßen Melodie und seinem klagenden Refrain. Kaum daß man noch das Lied von der armen „Nelly Gray“ kennt, dem lieblichen Mädchen an dem alten Kentuckystrand, welches in einem rothen Canoe den Strom entlang fuhr, singend, während ihr Geliebter mit dem Banjo dazu spielte. Dieses Lied ist von Amerika gekommen mit einer Schaar schwarzer Sänger, „Christy's Minstrels“

genannt, welche zuerst in St. James's Hall auftraten und großen Erfolg hatten mit ihren Negerliedern. Seitdem ist ein schwarzes Gesicht, hohe Vatermörder von Papier, blau- und weißgestreifte Hosen, Guitarre und Schellentambourin Mode geworden; und schwarze „Serenaders," hinter deren rußgefärbten Gesichtern aber regelmäßig gute Londoner Jungen stecken, zuweilen auch Deutsche, durchwandern jetzt die Straßen von London mit fremdartigen Gesängen. Das Lied des letzten Jahres hieß „The Strand." Ich fürchte die Leser bekommen nicht die beste Idee von ihm, wenn ich ihnen die erste Strophe mittheile:

J wish, J was with Nancy —
J do, J do!
Jn the second floor
For evermore
To live and die with Nancy!

Liebe für immerdar und eine Wohnung in dem zweiten Stock eines Hauses vom Strand zu London — ist das nicht sehr originell und sehr bescheiden zu gleicher Zeit? Nicht weniger originell ist es, zu erfahren, daß das „erste Ding," welches das Herz des Liebenden in Flammen setzte, ein Balmoralstiefel war, als sie über den Rinnstein hüpfte im Strand — „in the Strand." Aber die Melodie ist sehr frisch und steht bei dem Publikum der Londoner Straßenmusik in hoher Gunst. Von nicht geringer Wichtigkeit für diese Musik sind die Straßenorgeln. Sie sind viel größer und viel besser, als diejenigen vom Continente. Für eine ganze Million von Londons Bewohnern sind sie das Einzige, was an ein Orchester erinnert. Sie bringen ihnen die beliebten Melodien aus den Opernhäusern, und sie haben es zu verantworten, daß der Straßenjunge von London das Cantabile aus der „Traviata" pfeift, wenn er mit „the Strand" fertig ist. Die Leierkastenmänner sind Italiener mit grüner Manchesterjacke und braunen südlichen Gesichtern. Sie sind die erklärten Lieblinge des Souterrains; und während aus den obern Stockwerken hier und da ein Papier mit Kupferstücken niederfällt, zahlt der Kunstsinn in der Küche mit Natural-Verpflegung.

Ueber all' diesen musikalichen Genüssen dürfen wir der Stimme

des thätigen Lebens nicht vergessen. Es kündigt sich von der Straße her durch den Klopfer an, welcher an der Thüre keines Londoner Hauses fehlt. „**Knock and ring**“ — „klopfe und läute“ ist das Wort, welches in Goldschrift unter der Nummer jedes Hauses leuchtet. Aber vergreife Dich um Gotteswillen nicht an dem Glockenzug links—„for servants“ — sonst hält mau Dich für einen Bedienten, und wird Dich in die Küche führen, anstatt in das Drawing-Room. Rechts ist die Glocke, „for visitors.“ — Also, wenn Du ein Gentleman bist, halte Dich rechts. Auch nimm Dich mit dem Klopfer in Acht. Das ist ein schwer tractables Instrument unter der Hand eines Festländers. Und doch beurtheilt man Deinen Charakter nach der Virtuosität, mit welcher Du dieses Instrument zu behandeln weißt. Der angenehmste von allen Straßenlauten ist der Doppelschlag des Postmannes. Briefe! heißt es durchs ganze Haus, wenn dieser Schlag gehört wird; und wie ein elektrischer Funken läuft es durch alle Herzen, von demjenigen des kleinen Dienstmädchens — denn armes Ding! sie hat ja auch ein Herz und Eltern und Freunde — bis zu demjenigen des „fremden Gentlemen,“ welcher im obersten Stock in „apartments furnished“ wohnt. Um acht Uhr Abends macht der Postmann seine letzte Runde. Wenn sein Doppelschlag verhallt ist, dann wird es ruhig, immer ruhiger in der kleinen Straße. Die Orgeln beginnen zu schweigen, die Pfeifen der Lehrjungen werden stumm. Das Leben der Londoner Nacht zieht sich nach andern, lustigern Quartieren. Hier aber schläft London ein, und das Letzte, was man hört, ist jener Lärm aus der Ferne, welcher nimmer schweigt und nimmer stirbt, jenes Rauschen aus weiten Umkreisen, jenes Branden und Brausen, wie das des Meeres, welches fortfährt zu rollen und zu toben, zu flüstern und zu murmeln, während wir schlafen.

3. Die Parks.

Leute, welche London nur von Hörensagen und aus Beschreibungen kennen, denken immer zuerst an Regent's Park, wenn von den Parks dieser Stadt die Rede ist. Aber Regent's Park spielt unter den Parks von London in der That eine sehr untergeordnete Rolle. Regent's Park ist der jüngste von den Londoner Parks; aber er sieht aus, als ob er der älteste wäre. Die Mode begünstigt ihn nicht. Der zoologische Garten ist der einzige anziehende Punkt für Fremde. Ohne diesen Garten würde kein Fremder Regent's Park aufsuchen. Er liegt weit ab von dem Mittelpunkte des fashionablen Lebens. Nur einige Häuser von Auszeichnung begrenzen seine Ränder, und die einzige Unterhaltung beschränkt sich darauf, kleine Kinder auf den weiten und öden Rasenplätzen desselben spielen zu sehen. Regent's Park mag wohl ein Paradies für die Kinder sein; aber auf uns macht er einen melancholischen Eindruck, wenn wir durch seine einsamen Baumgänge schreiten oder die von Ruß angeflogenen Häuserwände betrachten, welche von seinen offnen Seiten zu sehen sind.

Wenn man in London vom Park redet, so denkt man an die Parks des Westens, an St. James's Park, an Green Park, Hyde-Park und die Gärten von Kensington.

Die Londoner Parks sind sehr eigenthümlich. Man kann sie weder mit den Champs Elysées vergleichen, noch mit dem Thiergarten von Berlin. Sie sind keine Vorstadtsgärten. Sie liegen mitten in der Stadt. Sie sind überhaupt keine Gärten. Sie sind eine ver-

schwenderische Mischung von Wiese, Wald und Wasser. Die weite Ausdehnung ihres Aspects ist der erste Eindruck, der das Auge des Beschauers anzieht. Ihre Farbe, die mit der Jahreszeit wechselt, ist der zweite. Die Parks von London hören nie auf, grün zu sein. Die Wärme und Feuchtigkeit der Luft duldet keine Schneedecke, und mitten im Winter schimmert das Grün des Rasens herauf. In der guten Jahreszeit aber, wenn die Blumenbeete wie bunte Edelsteine in der grünen Fassung des Rasenplatzes erscheinen, wenn die Trauer-esche ihr langes feingefiedertes Haar in den duftverschleierten Spiegel der Seen taucht, wenn das mannichfach schattirte Grün der verschiedenen Baumgruppen gedämpft ist mit dem Wechsel von Licht und Schatten und die Perspective in jenen blauen Hauch verdämmert, welcher die Formen des Details verwischt, aber die Erscheinung des Ganzen auf eine wundervolle Weise vertieft und erweitert: dann gewährt der Park ein Schauspiel von Farben, welches zu reich und in seinen Uebergängen zu zart ist für die Beschreibung. Oft bin ich an einem Blumenbeete stehen geblieben, und indem sich mein Auge sättigte an dem brennenden Roth der Azaleen, an dem leuchtenden Gelb des Marigold's und dem Purpurschatten der Gilliflowers, habe ich mich gefragt, ob dieser Farbenzauber dem begünstigtern Boden von England eigenthümlich sei? Allein ich glaube, daß diese angenehme Wirkung mehr eine der Masse als der einzelnen Blume sei, die wol im Namen aber nicht in der Farbe von unserer Flora verschieden ist. Wie in allen andern Dingen, bei welchen eine Wirkung auf die Sinne beabsichtigt ist, weiß der Engländer auch in diesem Falle einen uns unbekannten Effekt dadurch hervorzubringen, daß wir ein Gefühl von der Masse haben, bevor wir das Einzelne bemerken. In unsern Gärten sehen wir zuerst die einzelne Blume; in den englichen Parks aber beschäftigt uns die Masse derselben, bevor wir untersuchen können, aus welchen einzelnen Exemplaren sie bestehe. Dies eine Rundbeet ist ganz roth, dunkelroth mit gelber Einfassung; das andere dort ganz blau mit rother Einfassung. Auf sinnlich geartete Menschen wird dieser Eindruck stärker und tiefer wirken. Wir Deutschen sind nüchterner oder idealer, wenn man will. Sogar unsere Gärtner sind Methaphysiker.

Nächst der Farbe entzückt uns der Duft des Parkes. Ueber die weiten, von Häusern nicht eingeengten, Wiesenflächen weht er beständig. Man athmet ihn, sobald man an den Rand des Parkes tritt; man hat eine Empfindung von ihm, wenn man die Straßen entlang fährt, welche an den Park grenzen, als ob die Brust selber sich dehne. Er weitet die Seele. Er streift den Spiegel der Seen, und hat jene feuchte Beimischung, welche so weich um die Stirn fächelt. Aber gänzlich, obwohl nicht an schöngeformten Baumgruppen, fehlt es an jenen dichten Alleen, welche der Stolz des französischen und vieler deutschen Parks sind. Der Engländer liebt über Alles den ungehinderten Luftstrom, welchen die oft dumpfige Laubmasse dieser Alleen ausschließt. Sein Park ist ein freier Wiesenplan, mannigfaltig durch die Abwechselung von Gartenanlagen, Waldpartien und stattliche Palastfronten, welche sich an der Grenzlinie zeigen; still, so stille, daß man sich aus der Mitte dieser Stadt und den Hauptstraßen, die den Londoner Park in weitem Umkreis umgeben, in eine fernab gelegene Landschaft versetzt glaubt; träumerisch von jenem blauen Hauche, der um den Rand der Seen und um die Baumkronen flattert, und frisch von jenem immerwährenden Dufte, den Blume und Wasser aushaucht. Die Parks von London sind die Lunge, durch welche dieser Riesenkörper athmet, und ihnen hat die Stadt es zu verdanken, daß sie trotz der Rauchwolke, welche beständig über ihr lagert und trotz der Uebervölkerung einiger ihrer Quartiere, doch im Ganzen eine von den gesundesten Städten der Welt ist. —

Mein Park ist St. James's Park. Er ist der älteste von allen Londoner Parks. Ich bekenne meine Vorliebe für das Alterthümliche. Ich erfreue mich der Gegenwart doppelt, wenn sie mich an die Vergangenheit erinnert. Gern bleibe ich mitten auf der mittagshellen Straße stehen und denke, umgeben von dem bunten Gewühle der Saison, an die Menschen, die vor hundert Jahren hier gewandelt, und an die Dinge, welche damals geschehen sind.

Rechts ist Pall Mall. Die Marmorfronten der Clubhäuser, denjenigen italienischer Paläste gleich, blicken stolz auf mich hernieder. Hier ist der Carlton Club, und der Reformklub und der Army und Navy Club. Hier ist das Athenäum. Die Häuser sind neu, aber

der Straßennamen von Ehedem hat sich erhalten. Pall Mall heißt das alte Spiel mit Ball und Hammer (paille et maille), welches Karl II. aus Frankreich und der Verbannung mitbrachte. In dieser Straße spielte er es mit seinen Höflingen. Eine Schaar lustiger Berühmtheiten steigt vor mir auf, wenn ich an Pall Mall denke. Ich sehe dreieckige Hüte mit goldenen Tressen. Ich sehe farbige Sammtröcke, reichgestickte Westen, Perrücken und Puder. Ich sehe vergoldete Staatskutschen, mit breit ausgebogenem Dach und Glaswänden, solche, wie sie heutzutage nur noch in der Procession des Lord Mayors oder bei continentalen Krönungen gesehen werden. Und in einer derselben sitzt „Orlando der Schöne", der berühmte „Beau Fielding", Robert Fielding, Esq. — „Er seufzte nicht für Delia, für Chloris, für Betty, noch Mylady, nicht für das bereite Kammermädchen noch die erhabene Baronesse: das Weib war seine Geliebte und das ganze Geschlecht sein Serail." Wenn er ausfuhr, so versammelten sich alle Britten unter sechszehn Jahren, welche seine Grandeur bewunderten, und folgten seinem Wagen mit Hurrah und Beifallsgeschrei. Eines Tages ließ er seinen Wagen halten und indem er sein gepudertes Haupt aus dem Fenster steckte, redete er die applaudirende Straßenjugend folgendermaßen an: „Meine guten Bastarde, geht in die Schule und verliert Eure Zeit nicht damit, meinen Rädern zu folgen. Ich würde Euch nicht gern ohrfeigen, weil ich nicht wissen kann, ob Ihr nicht alle meine eigenen Nachkommen seid. Du da, Du Junge mit dem weißen Haar, Du gehörst ganz gewiß mir: da hast Du eine halbe Krone. Sage Deiner Mutter, dieß mit der halben Krone, die ich ihr damals gab — sie weiß schon, wann — macht zusammen fünf Schillinge. Du hast mich alles Dieß gekostet, und doch bist Du ein Taugenichts. Sagt, ihr jungen Hunde, habt Ihr noch keinen Mann gesehen? — Niemals einen so schönen, als Euch, edler General, sagte ein Schulschwänzer von Westminster. — Das glaube ich Dir, Junge: hier ist eine Krone für Dich. — Fahr zu, Kutscher!" — Waren das nicht lustige Zeiten? Und zuletzt verliebte sich Barbara, die Tochter und Erbin von William Villiers Lord Viscount Grandison des Königreichs Irland in den schönen Orlando und heirathete ihn. Wenn der liederliche „Beau" sich nur damit hätte begnügen

können! Aber da kam eines Abends eine Dame angefahren, in einer Trauerkutsche und in Wittwenkleidern, und sie sagte, sie sei sehr reich und liebe ihn rasend und wolle ihm Alles vermachen, wenn er sich mit ihr trauen lassen wolle. Beau Fielding besann sich nicht lange, und fuhr in derselben Trauerkutsche mit ihr nach der Kapelle von May Fair. Worauf er aber der Bigamie angeklagt, des Landes verwiesen ward und später irgendwo in Armuth und Elend verstarb. —

Links stehen die Arkaden des Opernhauses von Haymarket. Tabackshändler, Haarkräusler, Parfümeurs und Restaurants nehmen sie ein, jene leichtsinnige Gesellschaft, welche dem Vergnügen der Stadt noch heut so unentbehrlich ist, wie vor hundert Jahren. Dort an der Ecke ward „Thomas Thynne, Esq., auf einen Sonntag höchst grausam erschossen, als er in seinem Wagen vorbeifuhr, und starb den nächsten Tag.“ Der Anstifter war unser Freund, der schöne Graf Königsmark, einer von den fahrenden Rittern jener Zeit, welche sich an den Höfen umhertrieben, spielend, liebend und immer auf der Flucht wegen irgend eines Schusses oder eines Dolchstiches. Man sagt, daß Graf Königsmark diesen Thomas Thynne habe erschießen lassen in der Hoffnung, Lady Elisabeth Ogle, die reiche Erbin, dadurch zu gewinnen, mit welcher Thynne vordem schon verheirathet oder verlobt war. Aber das Stück gelang ihm doch nicht ganz. Drei von seinen Mordgesellen wurden in Ketten „jenseits Mile End Town“ gehängt, und mit genauer Noth rettete der Graf seinen schönen, schlanken Hals vor einem ähnlichen Schicksal. Sein Ende sollte tragischer sein. Wer hat nicht von jener Liebe der Prinzessin von Ahlden, dem mysteriösen Verschwinden ihres Liebhabers und dem Auffinden eines Skelettes in den Kellern des Schlosses von Hannover gehört? — Es ist derselbe Königsmark, welcher an der Ecke des Haymarket in London auf Thomas Thynne, Esq., hat schießen lassen.

Wir nahen uns dem Park. Wir stehen unter der Säule des Herzogs von York. Wo jetzt, dicht über dem Parke und im Schatten seiner Bäume, jene vornehme Häuserreihe steht, — das vorderste ist Prussia House, mit einem kleinen Preußischen Adler auf der grünen Thür, der Sitz der Preußischen Gesandtschaft — stand bis vor

wenigen Jahrzehnten Carlton House, das Schloß „des feinsten Herrn in Europa", Georg's IV., als er noch Prinz von Wales und Regent war. Welch eine Reihe von Festen und Gastmahlen, von glänzenden Herren und schönen Damen erscheint uns, wenn wir an jene Zeit, an die Zeit der Regentschaft denken! Aber zwei Gestalten mit kummervollen Gesichtern sehen uns an und sagen mit bleichen Lippen: „Ach! es ist ein trauriges Fest, wo die Liebe fehlt!" — zwei Frauengestalten, die unglückliche Königin Caroline, welche in einem ganz andern Theile der Stadt, in Connaught Place, Hydepark gegenüber, wohnte, und die unglückliche, früh gestorbene Prinzeß Charlotte, welche mitten in der Nacht aus ihrem Haus in Spring Garden und zur Mutter floh, von welcher der „feinste Herr in Europa", ihr Vater, sie getrennt hatte! —

Nun über die breiten Treppen von Carlton Terrace, steigen wir nieder zum Park. Aus den Bäumen herauf ragen die grauen Thürme der Westminster-Abtei. Hoch in der Luft sieht man das Zifferblatt des Victoriathurmes vom Parlament. An das untere Ende von St. James's Park schließt sich der Theil von Spring Garden, welcher noch nicht mit Häusern bedeckt ist. Spring Garden war in früheren Zeiten ein Tummelplatz für das Vergnügen und die Schönheit der Stadt. Alles was davon übrig geblieben, sind ein paar Buden mit grünen Aepfeln und Honigfladen für die Kinder und ein paar Kühe, die hier über einem Futtersack „grasen," um gemolken zu werden, sobald eine „Parthie" herankömmt, welche Milch dem Ginger Bier vorzieht. Die Masse des Parks mit ihren Bäumen, Blumen, Seen und Brücken, ist in ein eisernes Gitter gefaßt, welches am Abend zu einer bestimmten Stunde geschlossen wird. Wenn diese Stunde naht — im Winter früher, im Sommer später — so kann man Haufen von Spaziergängern sehen, welche den Thoren zueilen. Liebespaare, welche unter den duftigen Bosquets zu lange träumten, sind oft schon die ganze Nacht lang in den Park eingeschlossen worden. Eine sehr gefährliche Praxis! Aber der Staat sollte in diesem Falle für die Folgen verantwortlich gemacht werden. — Den Park entlang, parallel der Straße, zieht sich eine schöne, alte Kastanienallee, der „Mall" genannt. Ich liebe es, den Mall auf- und abzuschreiten, wie im vorigen Jahr-



Der Corso von Rotten Row.

hundert, in den Stunden von 12 bis 3 alle Leute von Welt und Bildung gethan haben. Die Leute müssen keine Zeit mehr zum Spazierengehen haben, am Wenigsten zwischen 12 und 3. In diesen Stunden ist der Mall sehr einsam. Kaum das ein müder Arbeiter auf einer von den Bänken, im Schatten der Bäume sitzt; oder ein paar Kinder tummeln sich um die Eisenreifen, in welche die einzelnen Stämme gefaßt sind. Aber die alte Zeit bevölkert mir den Mall. Ich sehe Karl II. mit seinen dreißig Hunden. Dort in dem Hause auf der Südseite, mit einem Garten gegen den Park lebte Nelly Gwynn, das lustige Orangenmädchen, welche Karl's Liebe zu einer vornehmen Dame machte. Er lernte sie in einem Weinkeller in Covent-Garden kennen, wo er die halbe Nacht incognito gezecht hatte und sein Geld alsdann nicht ausreichte, um die Zeche zu bezahlen. Mein Wirth von Covent-Garden wollte den lockern Vogel einsperren; aber das gutmüthige Orangenmädchen hatte Mitleid mit dem zahlungsunfähigen Zecher, und löste ihn aus. Dies ist der Anfang eines Verhältnisses, welches bis ans Ende Nelly Gwynns dauerte. Ihr Bild, in einem blauen Mantel, unter dem Apfelbaum, hängt bei den Hofschönheiten von Hampton Court. Ihr Andenken lebt fort in dem Chelsea Hospital für invalide Soldaten und in den Glocken von St. Martin's in the Fields. — Dort ist ihr Garten; und auf einem Hügel dieses Gartens war es, wie es in dem Tagebuch eines Zeitgenossen, Evelyn, heißt, daß „die unverschämte Commödiantin" stand, um ihr „vertrauliches Geplauder" zu haben mit König Karl, welcher „auf dem grünen Weg" stand unter der Gartenmauer. Auf der Stelle, wo ihr Haus gewesen, befindet sich jetzt das „Gebäude der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Welttheilen." — Die Zeit ist ein wunderlicher Baumeister. Sie spaltet die heidnische Eiche und zimmert Kreuze daraus, an welchen Märtyrer sterben; sie reißt den Epheu von den Altären der Freude und klebt ihn an die Grundmauern der Klöster.

Das Haus dort aus rothen, von Ruß und Zeit geschwärzten Backsteinen, mit den dunklen Bäumen und der Mauer, welche es gegen den Park abschließt, ist Marlborough House. Christopher Wren hat es für den großen Herzog gebaut, für den Sieger von Blenheim und Malplaquet. Noch lange, nachdem der Herzog gestorben, fuhr

seine Wittwe, die Herzogin, in den Schmähschriften und Pasquillen ihrer Zeit „Königin Sarah" genannt, fort, in diesem Hause auf ihren „Nachbar George", König Georg I., zu schimpfen und sich mit seinem Minister, Sir Robert Walpole, zu zanken. Ueberhaupt hat sie eine böse Zunge gehabt, diese Herzogin; und sie hat bis zu ihrem seligen Ende, welches im Jahre 1722 Statt fand, nicht immer den besten Gebrauch von derselben gemacht. Nur durch die Oeffnung der Straße, welche hier in den Park mündet, von ihrer einstigen Freundin Königin Anna und St. James's Palace getrennt, fiel sie doch endlich in Ungnade bei derselben, und konnte, trotz der Nachbarschaft, nicht wieder zu rechter Gnade bei Hofe kommen, als die Hannover'sche Dynastie den Thron bestiegen hatte. Darum schimpfte sie so! — Gegenwärtig steht Marlborough House leer, aber man hört, daß der Prinz von Wales es demnächst als seine Residenz erwählen werde. —

Auch St. James's Palace, „grad' über dem Weg", steht leer. Aber der Königliche Glanz hat es nicht gänzlich verlassen. In seinen alten Sälen werden die großen Drawing-Rooms gehalten; und noch jüngst, bei der Vermählung der Prinzeß Royal mit dem Kronprinz von Preußen entfaltete es die Pracht und die Herrlichkeit früherer Tage. Der Königssitz selbst ist ein wenig weiter westwärts gewandert.

Wo St. James's Park sich öffnet und zur Rechten an den weiten, grünen Wiesenhügeln von Green Park emporschaut, steht Buckingham Palace. Es ist ein einfaches und geschmackvolles Gebäude, edel in seinen Formen und bescheiden in seinen Zierrathen. Seine Renaissancefront ist dem einen, sein linker Flügel dem andern Park zugekehrt, welcher das obere Ende von Piccadilly abgrenzt. Sein rechter Flügel weist in die Richtung von Pimlico. Kein Engländer geht ohne Ehrfurcht an diesem Hause vorüber, in welchem Victoria wohnt, das Muster einer Königin, einer Mutter, und bis der Tod des Prinzen Albert sie zur Wittwe gemacht, einer Gattin.

Der dritte Park, den wir besuchen, ist Hyde Park. Wir kreuzen, von Buckingham Palace und Green Park aus den Weg über Piccadilly und stehen an Hyde Park Corner. Wir haben zur Seite den Triumphbogen Wellingtons, und vor uns die Häuser Lionel von Roth-

schilds, des Herzogs von Wellington (Sohn des Feldmarschalls) und das Eingangsthor zum Park. Hyde Park ist der größte von den Londoner Parks: eine weite Wiesenlandschaft mit Thal und Hügel, mit Fluß und See, mit Bäumen, mit Chausseen, mit Kuhheerden und den stolzen „Mansions" von Park Lane. Park Lane ist eine der vornehmsten Gegenden des fashionablen Londons. Die Gebäude haben etwas Castellartiges, mit dickbauchigen Vorbauten, mit unregelmäßigen Balconen und tiefen, schmalen Fenstern. Aber sehr vornehm sind sie, obgleich sie auf der Stelle stehen, wo noch im Jahre 1783 der berühmte Galgen von Tyburn stand, und ihr Rücken von miserablen Gassen flankirt wird. Aber der Blick des heutigen stolzen Tyburnia geht vorwärts auf den Park. Und ein herrlicher Blick ist es, — so weit, so grün, so frisch! Die Glorie von Hyde Park ist Rotten Row; ohne Rotten Row kein Hyde Park! Rotten Row ist ein breiter Sandweg, welcher sich — mit Bäumen auf beiden Seiten beschattet — vom Thor an Hyde Park Corner bis zu dem blumigen Rande des Serpentine zieht, eines spiegelklaren Flüßchens, welches diesen Park von Kensington Gardens trennt. Rotten Row außer der Saison ist ein verlorener Anblick. Aber in der Saison ist Rotten Row der Inbegriff für Alles, was schön, jung und adlig ist in den vereinigten Königreichen von Großbritannien und Irland. Der Haupttag für Rotten Row ist Freitag und die Stunde fünf Uhr Nachmittags. Fünf Uhr Nachmittags und Rotten Row! Ein Hurrah für Englands Amazonen! Der Corso beginnt. Ganz Belgravia scheint sich auf schäumenden, bäumenden, stolznackigen Stuten durch das Marmorthor bei der Reiterstatue Wellingtons zu ergießen. So weit das Auge sehen kann, weit hinaus nach Kensington, wo die Perspective des Weges sich in gefiederte Birken verliert, Nichts als schäumende, bäumende Rosse, ihre Häupter schüttelnd, sich schwenkend, und die blauäugigen, blondhaarigen Mädchen von Alt-England darauf — schlanke, biegsame Gestalten, in knappanschließendem Tuchgewand von Dunkelblau, mit Reiterhütchen auf dem Kopf und Feder daran; mit gelben Stulpenhandschuhen auf den zarten Händchen und schwanker Reitgerte zwischen den langen, feinen Fingern. O — Englands Mädchen sind schön! Andere schwärmen für das dunkle Auge, den kleinen Fuß und

die Grazie der Pariserin. Mir aber gebt ein Mädchen aus England — mit aristokratischer Gesichtsform, mit zwei Reihen weißer Zähne, mit wei dicken Flechten blonden Haares und einem Herzen voll Feuer! — Wie sie das Pferd zügelt! Und wie das Pferd demüthig gehorcht! Englands Mädchen solltet Ihr zu Pferde sehen! Wie lieblich, eine Hand zu küssen, die so ein Roß zu bändigen weiß. — Welch' ein lustiges Gewimmel und Getrappel und Schnaufen und Lachen rings um mich! Dort über die Brücke kommen die Truppen von Tyburnia — junge Edelleute, wie Athleten, mit ihren Rossen verwachsen, flüsternd mit den Damen, so helläugig und so schlank um die Taille, und so anmuthig mit feiner, schmaler Hand ihre feueraugige Stute führend. 'S ist ein gefährlich Geschlecht, diese schönen Pferdebändigerinnen — „those pretty horsebreakers" — diese weiblichen Rarey's! Und fern zwischen majestätischen Ulmen, jetzt in eine Sandung tauchend, jetzt in eine sanfte Hebung des Weges hinansteigend, verschwinden sie im Glanze der untergehenden Sonne. Aber neue sind da — immer neue — hier am Wasser, welches auf seiner blanken, vom Abendroth goldenen Fläche die bunte Menge wiederspiegelt, und hier in der großen Allee, wo der breite Schatten der Kastanien über ihnen zittert. Alles lebt und webt von Pferden und jungen Mädchen und jungen Männern — und Jockey's mit gelbem Gurt um den Leib trotten hinterdrein, und Dandies mit dem Lorgnon im Auge traben lustig vorbei, hier Galopp, Bauch an der Erde, dorten Schritt — und die Musikbande von Ihrer Majestät Leibgarde spielt einen Walzer dazu und im Hintergrund, unter schwermüthig herabhängenden Weiden glänzt der Serpentine und über seinen goldenen Wogen treibt ein einsamer Schwan und ein silbernes Segel. —

Auf der andern Seite ist die Fahrstraße für den Corso auf Rädern. Ich stelle mich an das Eisengitter, wo die Müssiggänger der Stadt stehen, mit Pegtop-Hosen und kleinen Dandystöcken, über die Brüstung gelehnt, die Zuschauer dieses wundervollen Schauspiels.

In jedem Augenblick ein neues Profil, fein, scharf geschnitten, elegant und vornehm, in Glas und Rahmen gesetzt durch das Wagenfenster. Das ist doch eine andere Galerie von Schönheiten, begleitet von der muntern Musik des Lebens, umspannt von dem blauen Som-

merabendhimmel und umduftet von den Wiesen und Blumen des Parks — eine andre als jene in Hampton Court, auf kalter, zweihundertjähriger Leinwand an den staubigen Wänden des alten Schlosses — trotz meines Lieblings Nelly Gwynn. Ei, wenn die sich in die bunten Haufen mischen könnte, mit ihrem blauen Mantel — welch eine Figur wäre das! Wenn sie sich aus dem Wagen neigte, wie damals, wo sie einem Haufen, der sie auf der Gasse für eine von den katholischen Maitressen des Königs hielt und sie darum aus Papistenhaß insultirte — zurief: „Ihr Dummköpfe! seht ihr denn nicht, daß ich die protestantische — — — bin?" — — Vorwärts rollt die Fluth der Fahrzeuge — Cabriolets mit Kutscher und Tiger (kein bengalischer Tiger, sondern ein kleiner, harmloser Page im blauen Jäckchen mit Silberknöpfen) — die alte ehrwürdige Familienkutsche, vollgepackt mit Kindern, Gouvernante und Pudel, wie eine Arche Noäh, macht ihre Aufwartung — Gigs und Phaetons, deren weiße Zügel von den Händen einer jungen Schönheit regiert werden, folgen und Wagen auf Wagen, alle mit dem orthodoxen gelben Regenschirmgriff vorn, unter dem hohen Kutschersitz.

Wir aber lassen für einen Moment oder zwei die glänzende Masse die Farben, den smaragdgrünen Rasen; und über die Brücke des Serpentine treten wir in die stillen Gärten von Kensington. Dort steht der Palast von Kensington. Durch die dichte Masse alter Bäume sehen wir seine röthlichen Mauern. Wir gehen näher. Drei Alleen öffnen sich, und das Schloß, in welchem Wilhelm der Oranier lebte, steht vor uns. Es ist ein breites plumpes Backsteingebäude. Wir glauben in Holland zu sein. Der Geist seines alten Bewohners lebt in den Blumen und Pflanzen und Bäumen rings umher. Der Garten an den Mauern des Palastes ist ganz holländisch. Die Avenüe breiter gravitätischer Kastanien, der umgebende sanft ansteigende Rasengrund, die Regelmäßigkeit der Linien und Lichtungen ist holländisch. Wie den ersten Georgen ihr kleines Hannover theurer war, als all' die brittische Macht und Herrlichkeit, so konnte auch Wilhelm der Oranier sein kleines wellenbedrängtes Holland, die Marschen, die Windmühlen und die Gärten seiner Heimath nicht vergessen, und Bischof Burnet, der Lehrer seiner Frau und sein Biograph, erzählt uns, daß er an

Loo gedacht habe, wenn er in den Gärten von Kensington gewandelt.

Nicht weit entfernt, mehr der Straße zu, liegt Holland House. Oft und oft hab' ich mich bemüht, einen Blick über die hohe Mauer und durch die dunklen Bäume zu werfen, welche Holland House einschließen und mitten in der Woge des täglichen Lebens zu einem Mysterium machen. Wie viel schöne Erinnerungen verknüpfen sich mit Holland House von dem Augenblick, wo Addison hier starb, bis zu dem wo Charles Fox hier geboren ward und der letzte Lord Holland Feste des Geistes feierte, welche in einem der schönsten von Macaulay's Essay's fortleben. „Die Zeit wird kommen," sagt der Historiker, „wo vielleicht ein paar alte Männer, die letzten unsrer Generation, unter neuen Straßen und Squares und Bahnhöfen den Platz jenes Hauses vergeblich suchen werden, welches in ihrer Jugend der Lieblingsaufenthalt geistreicher Männer und schöner Frauen, der Maler und Dichter, der Gelehrten, Philosophen und Staatsmänner gewesen. Sie werden dann gedenken, mit seltener Wehmuth, an viele Gegenstände, die ihnen einst vertraut gewesen, an die Avenüe und die Terrassen, an die Büsten und die Gemälde, an das Schnitzwerk, die groteske Vergoldung und die räthselhaften Motto's. Mit besonderer Rührung werden sie sich zurückrufen jenes ehrwürdige Gemach, in welchem all' die alterthümliche Gravität einer Gelehrtenbibliothek so eigenthümlich gemischt war mit Allem, was weibliche Anmuth und Geist ersinnen konnte, um einen Empfangssalon zu schmücken. Sie werden, nicht unbewegt, sich entsinnen jener Pulte, belastet mit der mannigfachen Gelehrsamkeit vieler Länder und vieler Zeitalter, und jener Portraits, in welchen die Züge der besten und weisesten Engländer aus zwei Generationen erhalten waren. Sie werden sich erinnern, wie viele Männer, welche die politischen Geschicke von Europa leiteten, welche große Versammlungen durch Vernunft und Beredsamkeit bewegten, welche Leben brachten in Bronze und Leinewand, oder welche der Nachwelt Dinge hinterließen, so geschrieben, daß sie dieselben wissentlich nicht sterben lassen wird, sich hier mischten mit Allem, was das Lieblichste und Lustigste war in der glanzreichsten der Hauptstädte." — — — Holland House ist gegenwärtig das Eigenthum von Lady Lilford, der

Schwester des kürzlich verstorbenen letzten Lords Holland. Halb hat sich die Prophezeihung Macaulays aus dem Jahre 1841 schon erfüllt. „Rows“ und „Crescents“ entstellen bereits den alten, grandiösen Park auf der Nord- oder Nottinghill-Seite; und Gerüchte wurden laut, in diesen Tagen, daß der alte Edelsitz selber fallen solle, um einem Centralbahnhofe Platz zu machen für die neue Weltausstellung in Kensington. Aber glücklicherweise hat die Zeitung diesem Gerüchte widersprochen. Lady Lilford erklärt, daß der alte Park und das alte Holland House darin erhalten bleiben solle; und so wird denn noch Mancher nach uns die alten Mauern und die dunklen Bäume sehen, hinter denen ein Gebäude steht, welches das Leben — nicht eines einzelnen englischen Edelmannes, sondern die ganze Ehrwürdigkeit und feine Bildung der wahren und echten englischen Aristokratie; nicht die geistige Bedeutung einer Generation sondern mehrerer Jahrhunderte repräsentirt.

Von diesem Streifzug in eine entfernte Epoche kehren wir zu der Gegenwart und nach Rotten Row zurück. . . . . Aber was ist das? Rotten Row ist still. Keine Pferde mehr, keine Amazonen, keine Wagen mehr. Die Sonne ist untergegangen. Die Luft ist grau. Durch die einsamen Bäume säuselt der Nachtwind und bleich aus dem schauernden Ufergesträuch dämmert der Serpentine. . . . .

Nun, nachdem der rollende Strom des menschlichen Lebens mit all' seinem Lachen und all' seiner Schönheit verrauscht ist, nun führ ich Euch zu einem kleinen Hause; und nachdem wir die Herrlichkeit des Tages genossen, wollen wir bei dem Einbruch der Nacht noch einen Augenblick an der Schwelle des Todes, des Kummers und der Verzweiflung verweilen. Das kleine Haus ist das Haus der „Royal Humane Society.“ Es ist ein Rettungshaus für Diejenigen, welche zum Serpentine gegangen sind, um sich darin zu ertränken. Dort die Brücke über den Fluß, welchen wir im heitern Abendsonnenschein so silbern glänzen sahen, ist die Seufzerbrücke des Westends. Die Kinder des Grams, welche im Osten und Norden wohnen, suchen das tiefe und verschwiegene Bett der Themse. Die vom Westen gehen in den Serpentine. Dort ist es Armuth und Hunger und Lebensüberdruß. Hier ist es ein andrer Grund, schrecklicher noch. Hier sind es Mädchen, meist in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer Schönheit, welche

die Ursache ihres Falles gewesen. Betrogene Mädchen, verlassene Mädchen gehen in den Serpentine.

Laßt uns in dieses Haus treten. Ueber der Thür ist das Basrelief eines Kindes, welches mit seinem Athem eine anscheinend erloschene Fackel wider zu entzünden versucht, und rundum die Worte: „Lateat forsan scintilla“ — Vielleicht glimmt noch ein verborgener Funken. — Jetzt sind wir in einem dunkeln Gemache. Badewannen, Warmwasserbetten, Electrisirmaschinen und Mechanismen, durch welche ein künstlicher Athem hergestellt wird, befinden sich ringsum. In der Mitte des Gemachs, auf einem schrägen Bette liegt eine weibliche Leiche — die Leiche eines Mädchens von Achtzehn. Sie athmet nicht mehr. Sie grämt sich nicht mehr. „Sie ist todt,“ sagt der Wärter „Wir haben sie vor einer Stunde aus dem Wasser gezogen. Wir kannten sie schon. Sie hat Tage lang, dort unter dem Baum gesessen, ohne Nahrung, ohne Bewegung, immer in Kummer. Wir paßten ihr auf. Aber heut Abend gelang es ihr, uns zu täuschen. Sie ist todt.“ —

Sie ist todt, und Rotten Row ist still. Dunkel ist der Park und einsam. Kein Lachen mehr, keine Musik, kein Laut. . . . .

Wir können heimkehren.

4. Die Märkte von London.

Zwei Millionen und achtmalhunderttausend menschliche Wesen sind es, die sich in London alle Tage zwei- oder dreimal zu Tisch setzen. Wie ist es möglich, sie alle satt zu machen, und woher kommt alles Fleisch, Brod und Gemüse, welches nöthig ist, um die fünf Millionen Zahnreihen zu befriedigen — wenn wir nämlich dreimalhunderttausend Säuglinge, welche noch keine Zähne haben, um zu beißen und zu kauen, abrechnen? — Dieß ist in der That eine sehr ernste Frage, und die Arbeit, welche erforderlich war, um die kleinste von Londons Frühstücks- und Mittagstafeln zu decken, ist sehr groß und sehr verwickelt. Drei Meere senden ihre Fische; zwei Continente ihr Getraide, Deutschland und Holland und Frankreich und Spanien, ja selbst Algier und Westindien sind ununterbrochen beschäftigt, diese eine Stadt zu ernähren. Dampfschiffe bringen diesem Ungeheuer von 2½ Millionen Kinnbacken sein Futter. Eisenbahnzüge jagen durchs Land, um es zu speisen mit dem Ueberflusse der Provinzen; und ehe am frühen Morgen der erste Schornstein von London seine kleine Rauchsäule zum Himmel sendet, mußten die ganze Nacht lang große Rauchsäulen das Land und die See kreuzen.

Wir wollen einige von den Vorrathskammern besuchen, in welchen sich der Vorrath aus aller Herren Länder sammelt, bevor er in die Küchen von London vertheilt wird.

Unser liebster Markt ist der Markt von Covent-Garden. Er ist auch der reinlichste Markt von London; der reinlichste, sagen wir,

denn er ist weit davon reinlich zu sein. Man watet beständig in einer weichen Strata von Kohlblättern, Erbsenschaalen und Sackfetzen, wenn man über Covent-Garden-Market geht. Aber das schadet Nichts. Wir gehen dennoch über Covent-Garden-Market. Er ist einer unserer liebsten Gänge. Wir haben den Geruch von frischen Blumen, sobald wir uns dem Markt nahen; denn Convent-Garden-Market ist auch ein Blumenmarkt. Der Geruch von frischem Gemüse mischt sich mit dem Geruch der Blumen; und wenn wir aus Bow-street einbiegen, oder durch Henrietta-street kommen, so fühlen wir uns immer in eine andere Luft und in eine neue Sphäre versetzt.

Da ist der gute, alte Markt, mit seiner Giebelkirche, welche Hogarth verewigt, mit seiner Piazza, welche vormals berühmt war, als das galante Rendezvous der Stadt, und mit seinen Arkaden in der Mitte, welche voll sind von Rüben und Apfelsinen und Resedasträußen.

Covent-Garden heißt Klostergarten; und dieß war ursprünglich der Garten des Klosters von Westminster. Die Mönche von Westminster waren die Ersten, welche hier wandelten. Ich höre die Ulmen rauschen, unter welchen sie wandelten, und den Klang des Klosterglöckleins, welches sie zur Vesper rief. Ich sehe einen Mönch, welcher sich zu einem Beete niederbeugt, um ein Gericht Salat für den Abt zu schneiden; und einen andern, welcher ein Paar Blumen pflückt, um das Bild der Mutter Gottes damit zu schmücken. Dieses war der erste Salat und die ersten Blumen von Covent-Garden. Später, nachdem Heinrich VIII. den Klöstern und dem Klosterleben in England ein Ende gemacht, ward unter seinem Sohn Eduard VI. der alte Klostergarten von Westminster dem Herzog von Bedford durch Patent verliehen. Der Herzog von Bedford ist noch heutigen Tages Eigenthümer des Grundes. Er ist der reichste Unterthan Ihrer Majestät. Covent-Garden gehört ihm. Bedford-Square, Russel-Square, Torrington- und Tavistock-Square — der ganze Nordwesten von London gehört ihm. Und was das heißen will, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß der Acker Landes in London durchschnittlich 100,000 L. St., in einigen Gegenden, wie in der Nähe von Westminster aber gar 170,000 L. St. werth ist. Nun aber wird Grund und Boden in London regelmäßig nicht verkauft, sondern nur auf 99 Jahre verpach-

tet; und nach Ablauf dieser Pachtzeit (lease) fällt der Boden mitsammt dem Gebäude, welches darauf errichtet worden, an den Grundeigenthümer zurück. Auf diese Weise ist der Herzog von Bedford nicht blos Eigenthümer des Bodens, sondern auch einer großen Anzahl von Häusern in einem der vornehmsten Theile von London, und seine Steuereinnehmer und „tax-collectors“ wohnen in jedem Square desselben.

Zu der Zeit nun, wo der damalige Herzog von Bedford Besitz ergriff von Covent-Garden, verwandelte sich der stille Garten der Mönche rasch in eines der lustigsten und fashionabelste Quartiere von London. Der Herzog baute sich hier ein Palais und die Russels liebten die Gegend. Die Piazza wurde errichtet und wo jetzt Richardson's Hotel steht, in dessen Kellern wir bei Gesang und Grog so manche Nacht saßen, hat jener Russel gewohnt, der Admiral und Sieger von La Hogue. Ueber die braune breite Treppe, welche er aus dem Holze der gekaperten Schiffe hat zimmern lassen, wie die Sage geht, sind wir mehr als einmal geschritten. Viel bunte Erinnerungen hängen an diesem Ort und seiner Nachbarschaft. Wir denken an Dryden, an Voltaire und die schönen Schauspielerinnen von Drurylane, wenn wir Covent-Garden passiren. Das Drurylane alter Zeiten meinen wir, obgleich das heutige, erst fünf Decennien alte, so schmutzig, dunkel und rauchig aussieht, als ob es ebenso viele Jahrhunderte zählte. Aber der alte Geist und die alte Lustigkeit sind dahin. Es will nicht recht mehr vorwärts mit dem Theater von Drurylane. Ganze Saisons hindurch steht es leer. Dann wird es wieder einmal geöffnet, und dann steht es wieder leer. Wir können es sehen, hier durch die Oeffnung von Russel-street. Das da, das lange, schwarze Gebäude mit den schwarzen Säulen und den staubigen Laternen dazwischen, ist es. Gegenüber, in dem Eckhause von Bow-street, wo der Fleischerladen ist, war Will's Kaffeehaus; und wo jetzt die „rounds of beef“ und „hams“ an eisernen Haken tanzen, hat Dryden seine Pfeife geraucht und Richard Steele, Esq. seinen Claret getrunken, oder vielmehr den Claret seines Wirthes, da er es mit dem Bezahlen nicht immer so genau nahm. Zu der Zeit nun, wo diese Gegend lebendig war von dem Geist und der Schönheit der Stadt, nahmen die ersten Apfelweiber unbemerkt

ihren bescheidenen Sitz unter den Palästen von Covent-Garden ein. Apfelweiber sitzen überall, wo man sie nicht überfahren kann und fortjagt; warum sollte man diese hier nicht sitzen lassen? Aber Apfelweiber sind ein impertinentes Geschlecht; und nachdem diese hier einige Jahrzehnte lang unter den Palästen gesessen hatten, rückten sie vor dieselben. Ihre Bänke entwickelten sich zu Buden, und frühzeitig im vorigen Jahrhundert war die Sache schon ein „nuisance," ein Aergerniß für die edlen Herren und Damen, welche den Platz bewohnten. Flüche und Geschrei weckten sie des Morgens vor der Zeit auf; und der Geruch von Gemüse den ganzen Morgen lang verdarb ihnen den Appetit zum Mittagsessen. „Ein prachtvoller Square" sagt ein Zeitgenosse; „aber es ist eine Schande, daß man einen Frucht- und Blumenmarkt darin duldet." — Ach, man war gar nicht mehr in der Lage zu dulden; die Frage war: wie lange man selber noch geduldet werden würde? Der Markt und der Lärm machten Fortschritte von Jahr zu Jahr. Hogarth's Stich aus dem Jahre 1738 zeigt uns schon eine beträchtliche Confusion von Marktkörben und geschwungenen Knüppeln und Bettelweibern und galanten Scenen, welche nicht gerade für das Auge von vornehmen Leuten waren.

Das Ende war, daß die vornehmen Leute auswanderten und dem Marktpöbel den Platz ließen. Die Apfelweiber hatten den Herzog von Bedford verdrängt. Aber der Herzog von Bedford war nicht der Mann, welcher seinen Vortheil aus den Augen setzte. Er ließ den jetzigen Markt mit seinen Hallen und Säulen und Arkaden bauen, und nachdem er 5000 L. St. Pachtgeld jährlich zu seinem übrigen Einkommen hinzugefügt hatte, gab er den Grünhändlern, die dieses Pachtgeld bezahlten, den ganzen Platz und suchte sich einen ruhigeren und bessern Theil der Stadt zum Wohnen. — Dieses ist die Geschichte von Covent-Garden. —

Wenn man den Markt von Covent-Garden sehen will, so muß man früh ausgehen. Um sechs Uhr Morgens ist er in voller Thätigkeit. Dann haben die großen, schweren Lastwagen, welche wir die Nacht lang durch die Straßen rumpeln hörten, ihre Fracht ausgeladen, gewaltige Körbe voll von den duftigen Früchten südlicher Landschaften werden in den einzelnen Buden ausgepackt, und dort in den offnen

Mittelraum fliegen unaufhörlich gelbe Wurzeln mit grünen Federbüschen, Schrappnells gleich, und das grobe Geschütz von Kohlköpfen und Rüben, als ob Covent-Garden eine Festung sei und man wolle sie bombardiren. Es sind robuste Männer mit Lederschürzen, welche diese vegetabilischen Geschosse werfen. Sie stehen aufrecht in ihren mächtigen Fahrzeugen, und wischen sich unaufhörlich, mag es ein Sommermorgen sein oder ein Wintermorgen, die Stirn mit rothen baumwollenen Taschentüchern. Dann ist der ganze offene Raum um die Colonade mit Frachtkarren bedeckt, einige noch gefüllt, andere schon wieder beladen mit den leeren Körben, einer in den andern gedrückt, zwölf Fuß hoch und schief wie ein kleiner Thurm von Pisa. Alle diese Wagen kommen von den verschiedenen Bahnhöfen, und die Provinz von England bemüht sich mit den gesegneten Ländern des Continents um die Wette, Covent-Garden zu füllen. Ein frischer Duft strömt uns entgegen, wenn wir, den Kopf noch heiß von der letzten Nacht, aus einer von den dumpfen Straßen in die Area von Covent-Garden einbiegen. Der gesunde Pflanzengeruch aller Länder und Zonen umweht uns, wie ein kühlendes Luftbad. Sehn wir, was die letzte Nacht uns gebracht hat. Hier sind Erbsen. Sie sind von Frankreich gekommen; gestern Morgen erst sind sie auf den Feldern der Normandie gepflückt worden. Hier sind Reine-Claudes. Algier und Marseilles lassen London grüßen! — Hier sind Kastanien. Sie sind gewachsen an jenen stattlichen Bäumen, welche die Canäle der Niederlande und die Barken beschatten, welche von Pferden gezogen, langsam über das ruhige Wasser dahingleiten. Das Boot von Antwerpen hat sie gebracht. — Hier steht, was die Bahn von der Südseite hereingeschafft hat. Es sind Aepfel und Birnen und Pflaumen von Jersey. In den grünen, lieblichen Schluchten von Pontac sind sie gewachsen. An den sonnigen Spalieren von Gorey Castle sind sie gereift. Sie sahen das schöne, träumerische Wasser der St. Aubin's Bay, und das schöne träumerische Mädchen Miß Anne, welches in dem kleinen Häuschen dort unter den Bäumen wohnt. . . . . Und hier sind Trauben. Ich kenne den Purpursammt ihrer Beeren und den feinen Hauch, der wie Rauchfrost darüber liegt. . . . . Mein Herz geht vor Heimweh. Ich denke an Asmannshausen und an die Lurlei und

an den Rhein und an das Vaterland. . . . . Und ich frage zuletzt, was eine solche Traube kostet; und auf die Antwort: „Drei Schilling, Sir!" (einen Thaler), trenne ich mich schweigend von der theuren Erinnerung.

Die Südwestbahn, mehrentheils aus dem Hafen von Southampton, bringt die Contribution von Spanien und Portugal, saftige Melonen und dunkelrothe Apfelsinen. Der Apfelsinenmarkt jedoch beschränkt sich nicht auf Covent-Garden. Es ist unglaublich, welche Masse von Apfelsinen in London jährlich consumirt wird. Wir finden in einer zuverlässigen Quelle (bei Mr. Wynter), daß für den Verbrauch von London allein nicht weniger als 60 Millionen Stück, begleitet von 15 Millionen Citronen jährlich importirt werden. Siebenzig „Orange Clipper," schnellsegelnde Schiffe, sind ausschließlich dazu bestimmt, in den Monaten von December bis Mai Apfelsinen-Cargo's von den Azoren und Lissabon hereinzubringen. Auch einzelne Tische sind da, bedeckt mit jenen schuppigen Ananassen, welche für den Mann vom Continent noch immer eine Mährchenfrucht ist, nur anwendbar in jenen erhöhten Stunden, wo die sogenannte Ananas-Bowle schäumt. Für uns, die wir London kennen, hat die Frucht nicht ihren Reiz und Wohlgeschmack, wohl aber den Glorienschein des Seltenen und Fremden verloren. Von den 300,000 Stück Ananas, welche jährlich von den Bahamas und aus Westindien importirt werden, ist manch ein Stück auf uns selber gekommen, und wir haben es in Gesellschaft muntrer Freunde und lachender Freundinnen oft genug, noch frisch vom Dufte des Marktes, wenn wir heimkehrten, im Morgengrauen verspeist. . . . . Ihr orthodoxen Londonbesucher, welche ihr die Stadt zum erstenmale seht und Alles genau so sehen müßt, wie es das „Guide-book" vorschreibt, für Euch ist sechs Uhr Morgens die Stunde von Covent-Garden. Ich aber liebe Covent-Garden im Schein und Schimmer der Mitternacht — wenn der Mond über der Kirche steht und die Gasflammen funkeln zwischen den Blumensträußen und den Früchten. Und wenn ich eine Ananas sehe, so denk' ich. . . . . Aber ihr habt Recht. Das gehört nicht zur Schilderung des Marktes von Covent-Garden. . . . . Wir halten bei den Erdbeeren. —

Diese Erdbeeren sind auf dem Boden von London gewachsen.



Covent-Garden.

Mit Stolz sieht der Londoner Gärtner auf die Erdbeere; sie ist „sein Eigen." Mit außerordentlicher Sorge wird sie gepflegt in den Gewächshäusern und Kunstgärten, welche sich in einem Umfang von 5—6 Meilen, wie ein grüner Gürtel um den Leib des Riesenkörpers spannen. Der äußerste Rand der Vorstadt, wo Stadt und Land einen wunderlichen Kampf mit einander führen, gehört den Gärtnern. Eine Art von Feldweg bildet die Grenze. Auf der einen Seite desselben sieht man die Hecken und Felder des ansteigenden Grundes, auf der andern Seite den unbeschreiblichen Schmutz der vorrückenden Stadt. Und hier, zwischen ungepflasterten Straßen, Baugerüsten und halbfertigen Häusern, von denen das eine hier, das andere dort steht, zwischen noch nicht zu Ende geführten Gas- und Wasserröhren, welche einen üblen Geruch ausströmen, und Haufen von Kehricht und Unrath aller Art, um welche das dichte Grün der Brunnenkresse aufschießt, erblickt man auch mathematisch genau abgezirkelte Streifen Landes, mit umgestülpten Gläsern, weißen Stäben und kleinen Schildern darauf. Dieses sind die berühmten Marktgärten von London, welche so viel und so wesentlich zur täglichen Ausstattung von Covent-Garden beitragen. Es sollen auf diese Weise im ganzen Umkreise von London nicht weniger als 12,000 Aecker thätig sein für Gemüse und 5000 für Fruchtbäume. Und wo man anderwärts nur eine Erndte hat, da bringen diese Gärten, mittelst künstlicher Behandlung mit Spaten und dreißig Fuß tiefem Dünger, jährlich fünf Erndten; und diesem Umstand hat der Leser es zuzuschreiben, wenn er bei unsrem Freund Simpson vom Strand noch im November grüne Erbsen ißt, so zart, wie sie bei uns kaum in den ersten Tagen des Juni sind. Die Arbeit ist in der That sehr groß. Nicht weniger als 35,000 Mann sind mit der Cultur dieser winzigen Vorstadtsgärten beschäftigt — eine Friedensarmee, halb so groß als die gesammte britische Landmacht, und eine Armee dazu, die dem Staate keine Steuern kostet, sondern Steuern zahlt.... Aber der Lohn ist der Arbeit angemessen. Mr. Wynter, in seinem uns für diese und ähnliche Information unschätzbaren Buche „the Curiosities of Civilisation", erzählt, daß in einem dieser Gärten von nur 14 Ackern an einem einzigen Morgen 200,000 Gurken geschnitten worden seien! —

Doch wir kehren zu Covent-Garden zurück. — Um sechs Uhr Morgen ist es, wenn die Frachtkarren ihre duftigen Schätze ausgeladen haben, daß unsere Freunde kommen, die „Costermongers“, auch derjenige darunter, der mit seinem melancholischen Esel drei Stunden später unsere eigene stille Straße durchzieht. Dieselben weißen Rüben, die wir dann auf seinem Wägelchen oder in den Händen behäbiger Köchinnen im Souterrain glänzen sehen, sind hier noch aufgestapelt in großen Haufen. Die kleinen Jungen sind da, die beiden Rivalen, welche so munter schreien, wenn sie durch die Straßen wandern. Hunderte dieser Straßenverkäufer sind da, mit kleinen Handwagen oder Eselkarren — mit zwanzig, dreißig Körben auf dem Kopf, eine Art von wandelndem Thurme, oder mit Körben unter dem Arme — sich stoßend, drängend und reißend um Rüben und Kartoffeln. Ihr Geschäft beginnt, so bald sie in die Straßen gehn. Hier auf Convent-Garden ist es das reine Plaisir für sie. Es macht ihnen Vergnügen, mit ihren Gipspfeifchen im Munde, sich hier herumzutreiben, bis die Reihe an sie kommt. Hier ist ihre Börse; und rings herum dampft Caffee in großen Kannen mit der Inschrift: „Coffee as in France“, Thee und warmes Roastbeef, um sie zu erquicken und ihren Schrei-Organen den nöthigen Schwung zu geben, bevor sie ihre Straßenrunde beginnen. — Gegen acht Uhr wird es stiller. Die großen Frachtwagen, welche Frucht und Gemüse gebracht haben, sind dann verschwunden nebst den kleinen Eselwagen, welche sie in den tausend Straßen vertheilen sollen. Dann wird die Fläche des ganzen Marktes gewaschen. Ein artesischer Brunnen, 280 Fuß tief und mit einem Vorrath von 1600 Gallonen Wasser per Stunde, überschwemmt für ein paar Minuten den ganzen Raum und er ist rein. Aber es dauert nicht lange. Denn nun kommen die Erbsenweiber, um die ungeheuren Vorräthe dieses in London sehr beliebten Gemüses zu schälen. Eine einzige Firma des Marktes beschäftigt in der Höhe der Saison allein nicht weniger als 400 dieser Damen — dieser veritablen „Damen der Halle“, welche aus den Armenhäusern recrutirt werden. Ist die Erbsenzeit vorbei, so beginnt die Wallnußzeit, und statt Erbsenschaalen liegen und fliegen dann Wallnußschaalen herum. Kurz — an Schmutz fehlt es trotz des artesischen Brunnens nie auf Covent-Garden-Market, und spät des

Nachmittags gegen 6, wenn wir ihn, nach dem Mittagessen vom Strand aus kreuzen, wandeln wir noch durch eine Doppelreihe schälender Damen und durch eine weiche vegetabilische Masse. Aber der Duft von Rosen, Nelken und Narzissen, welcher alle Straßen der Nachbarschaft füllt, ist unser letzter Eindruck von Covent-Garden. —

Ich fürchte der Duft des Marktes, zu welchem ich meine Leser nun führen will, wird ihren Nasen weniger schmeicheln. Es ist der Geruch von Fischen. Wir sind auf dem berühmten Fischmarkt von Billingsgate. Ich für mein Theil liebe diesen Geruch und Alles was damit zusammenhängt: das getheerte Kabel, den gekupferten Kiel, das Schiff, den Hafen und die See. — Eine ganz andre Gegend von London umgibt uns — die hohen Lagerhäuser, die langen, engen stillen Straßen, die Comptoirs und die Firmen der Kaufleute. Wir sind ostwärts gewandert, aus dem Westend in das innerste Herz der City. Die City ist noch still. Dort ragt das Monument aus der Tiefe der Straßen und der Masse der Dächer. Das Flammenbündel auf seiner Spitze glüht im ersten Feuer des Morgens. Es ist fünf Uhr Morgens. Fünf Uhr Morgens ist die Stunde für den Fischmarkt von Billingsgate.

Billingsgate ist eins der uralten Wasserthore von London. Geoffrey von Monmouth, dieser treffliche alte Chronist, der von allen Dingen Bescheid weiß, die sich abwärts, bis zur Erschaffung des ersten Menschenpaares, zugetragen, und den wir in allen unsern Werken einmal citiren mußten, sei es über Wales oder Irland oder nur über die kleine Insel Sylt, gibt uns auch über Billingsgate die erste und unbestreitbare Auskunft. Denn wer von uns kann aufstehen und sagen, es ist nicht wahr? „Belin, ein König der Briten, ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt, baute dieses Thor (gate, das niedersächsische „Gatze," unser „Gasse") und nannte es Belinsgate, nach seinem eignen Namen". Zur Zeit, wo Stow sein noch immer unentbehrliches Buch über das mittelalterliche London schrieb, im 16. Jahrhundert, war Billingsgate „ein großes Wasserthor oder ein Hafen für Schiffe und Böte, welche gemeiniglich dort ankamen mit Fisch, frisch und gesalzen, Schellfisch, Salz, Apfelsinen, Zwiebeln und andern Früchten und Wurzeln, Weizen, Roggen und Korn verschiedener Art, für den Dienst der City und der

benachbarten Theile dieses Reichs.“ Der Fischmarkt des mittelalterlichen Londons jedoch, und lange noch über Stow's Zeit hinaus, war Queenhithe, welches dicht vor Southwark-bridge liegt. In einer zärtlichen Stunde überwies König Heinrich III. die Zölle und Abgaben dieses Fischmarkts seiner Gemahlin, und von jener Zeit an hatten die Königinnen von England ihr ganz besonderes Wohlgefallen und Interesse an dem Fischmarkt der City, litten es auch nicht, daß ein andrer Fischmarkt mit dem ihrigen concurrire; und einen Beweis dafür, wie gute Hausfrauen die Königinnen jener Tage gewesen, liefert der Umstand, daß in der That kein Fischmarkt neben dem ihrigen aufkommen konnte. Es gab einen langen Krieg zwischen den Königinnen und den Fischweibern, welchen das Privileg von Queenhithe immer lästiger ward; aber wer am Lautesten schreien kann, behält Recht, und da die Fischweiber von London in diesem Punkte denen keines andern Landes der Welt Etwas nachgeben, so wurden die Königinnen endlich aufs Haupt geschlagen und die Fischweiber verdrängten die Königinnen, wie auf Covent-Garden die Apfelweiber den Herzog von Bedford. Im Jahre 1699 ging eine Acte durchs Parlament, welche das Monopol von Queenhithe aufhob und Billingsgate zu einem freien Markt für Fischen erklärte. Queenhithe, welches viel unbequemer liegt, als Billingsgate, da die Schiffe erst die weitläufige Passage unter London- und Southwark-bridge durch machen mußten, um zu Ersterem zu gelangen, wurde nun ganz verlassen, und nur die Straßennamen jener Gegend, Old- und New-Fish-street, Fish-hill 2c. künden noch heut ihre einstige Verbindung mit dem Ocean an. Sonst ist von Fischen Nichts mehr darin zu sehen. Der Fischhandel emigrirte nun auf das Bestimmteste nach Billingsgate. Zwar gaben die Königinnen von England das Spiel noch immer nicht verloren; denn Königinnen sind im Grunde doch auch Frauen und Frauen haben immer das letzte Wort. Da sie gegen das Parlament und Billingsgate Nichts mehr vermochten, so suchten sie ihren eignen Fischmarkt auf wunderliche Weise neu zu heben. Sie glaubten es nämlich dadurch zu zwingen, daß die Leute überhaupt mehr Fische essen sollten: dann würden vielleicht beide Märkte nebeneinander floriren können. Sie veranlaßten daher, zu verschiedenen Zeiten, die Publikation von drei Königlichen Edicten, „zur größern

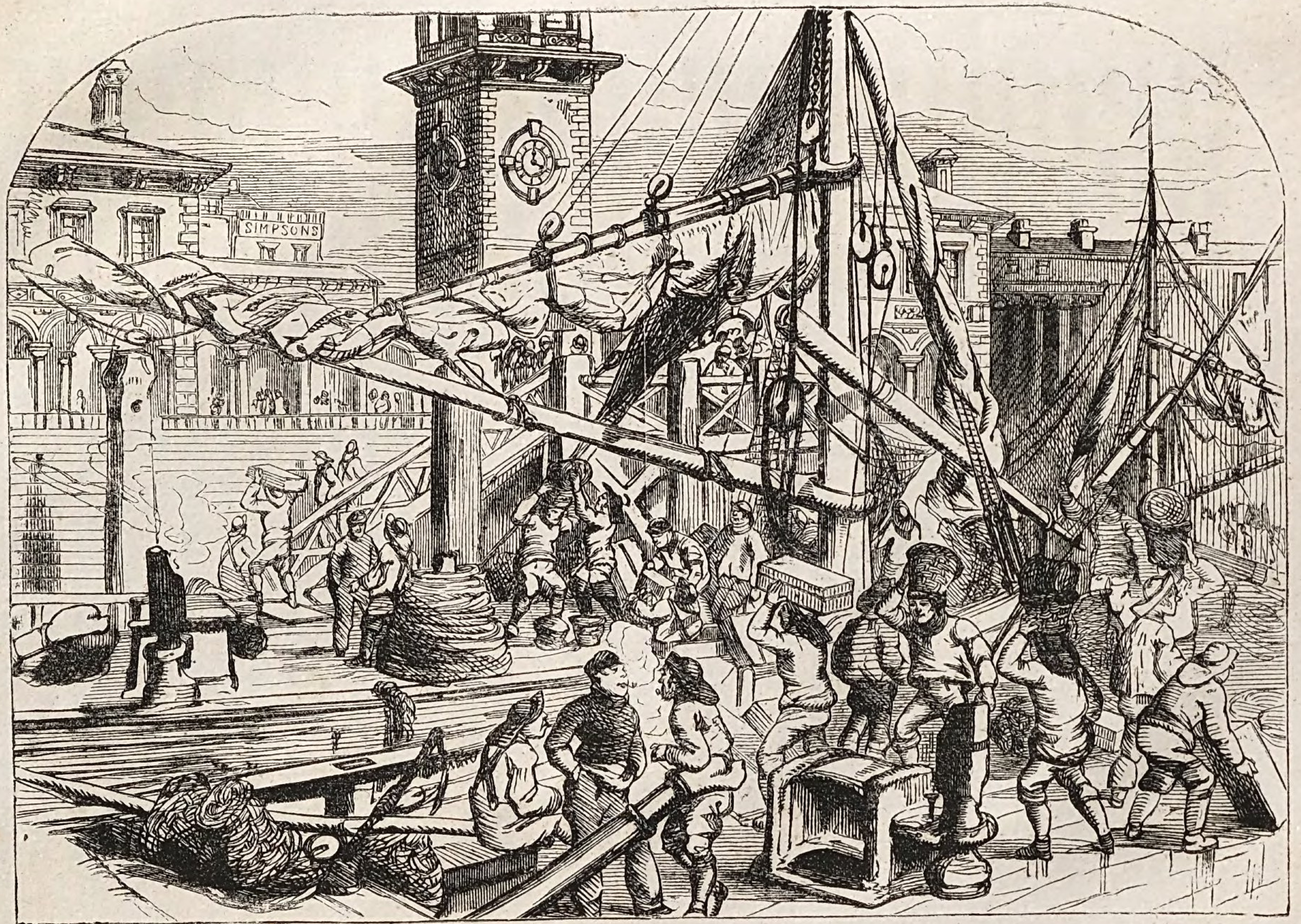
Consumtion von Fisch.“ In dem einen Edict hieß es ächt landesmütterlich: „Fisch würde dem Volk billiger zu stehen kommen als Fleisch;“ in dem andern: „der Nationalreichthum von England würde wachsen, wenn man sich daran gewöhnen könne, das Fett des Meeres, anstatt das Fett der Erde zu verzehren;“ und im dritten: „wenn man den Fischfang begünstigte, so würde man eine größere Anzahl starker Fischer erziehen und dadurch auf die billigste Weise eine Schule für Seeleute herstellen.“ — Aber all diese patriotischen, ökonomischen und Sanitätsrücksichten schlugen bei dem störrigen englichen Volke nicht durch. Sie aßen nicht mehr Fische, als sie mochten. Queenhithe sank in Vergessenheit, Billingsgate wuchs von Jahr zu Jahr; und die Landesmütter von England mußten sich mit dem alten Sprichwort trösten: „daß mehr Fische in der See sind, als jemals herauskommen können.“ —

Alle die kleinen Straßen, welche von Thames-street und Tower-street hinab zum Wasser und zu Billingsgate führen, machen einen sehr fischigen Eindruck. Wohin man riecht, Fische; wohin man sieht, Fische; wohin man tritt, Fische. Jedes Haus ist ein Fischladen. Röthliche „Shrimps“ in breiten Schichten bedecken die Tische vor den Thüren. Getrocknete Häringe flattern in dem offenen Raum, wo bei andern Häusern eine Wand zu sein pflegt, und ungeheure Fässer voll von eingesalzenen Lachsen über einander gestapelt vollenden den Anblick eines Hauses in der Nähe von Billingsgate. Sogar die Leute, die hier wohnen, sehen aus wie Fische. Sie haben kleine, schlaue Fischaugen und riechen, wie gekochte Schellfische.

Der Markt von Billingsgate liegt dicht an der Themse. Das Wasser des Flusses wäscht die steinerne Grundflur der Area. Aber dieselbe wird dadurch nicht reiner. Denn das Wasser des Flusses selbst schleppt hier den flüssigen Unrath der ganzen Stadt vorbei. Rings um den eigentlichen Marktplatz laufen Gallerien, welche das hohe Dach tragen. Der Marktplatz ist in verschiedene Gassen eingetheilt mit kleinen Buden auf beiden Seiten. Die Schiffe, welche in der Nacht die Vorräthe gebracht haben, liegen dicht vor den Treppen auf dem Fluße; und mit dem Glockenschlag fünf Uhr Morgens beginnt der Markt. Das Erste ist dann, daß Bretterbohlen von Schiff zu Schiff und von den Schiffen zu den Treppen fliegen, um eine Brücke her-

zustellen: und das zweite ist, daß über diese Brücke die „porters“ fliegen, die Recken vom Wasser in Leder und Theerleinwand, um die Fischkasten aus den Schiffen auf den Markt zu befördern. Alle Straßen in der Nachbarschaft sind von vier Uhr an schon gedrängt voll von den Fischhändlern von London, um sobald die ersten Fischkasten auf den Markt gebracht sind, auf ihre Beute loszustürzen. Es wird, für einen Fischmarkt, verhältnißmäßig wenig geschrieen; aber desto mehr gedrängt und „geflogen.“ Fliegende Eile ist das oberste Prinzip von Billingsgate. Denn „frische Fische, gute Fische.“ Es giebt nichts Besseres, als einen frischen Fisch; und nichts Ekelhafteres, als einen alten Fisch. Darum muß rasch geschafft und rasch losgeschlagen werden. Zuletzt scheint Alles zu fliegen: die Fische, die Körbe und die Menschen; und man sieht nur noch Masten, Spire, gereffte Segel, Pumphosen, Lederhüte und Wasserstiefeln in einer grauenhaften Verwirrung. Aber bald, nachdem der erste Andrang ausgehalten, kommt Ordnung in die Transaction. Die reichen Fischhändler vom Westend, welche die besten Kunden haben und die höchsten Preise zahlen, haben den Vortritt. Dann besteigen die offiziellen Auctionaire, deren es in Billingsgate acht giebt, die Tribüne, wobei sie sich ihrer fettigen und nach Häringsjauche duftenden Contobücher als Zuschlagehammer bedienen; und das letzte Wort haben wieder die „Costermongers,“ welche Alles aufkaufen, was die Andern nicht mochten, besonders Sprotten und kleine Bratfische für die Oelpfannen von St. Giles's und Pettycoat-Lane. Ich kann mir diese schmutzigen, überräucherten Schlupfwinkel der Londoner Bettler und Diebe nicht ohne den Geruch von gebratenen Fischen und ohne das Zischen von siedendem Oel vorstellen. Dazu kommt noch das Gezwitscher von hundert häßlichen Vögeln und der Gestank von eben so vielen Kaninchen, welche ebenfalls in Vogelbauern sitzend, oft die ganze Vorderwand, Thür, Fenster und Alles decoriren. — Doch Das nur im Vorübergehen. —

Wir wollen einen Blick auf die gehäuften Vorräthe werfen und in der Kürze die Mittel und Wege betrachten, auf welchen sie hierhergekommen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als es noch keinen Dampf gab, um Schiffe durch das Wasser und Wagen durch



Billingsgate von der Stromseite.

das Land zu jagen, da hing der Fischmarkt vom Winde ab, und ein nicht zur Hälfte reichender Bedarf mußte auf gesattelten Pferden gebracht werden, wenn der Wind unglücklicherweise ausblieb oder conträr war. Heut arbeiten Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen um die Wette, um Billingsgate mit der schillernden Erndte von drei Oceanen und zehn, zwölf Seecanälen zu füllen. Holland liefert Aale und unsre deutsche Nordsee liefert die Seezunge, welche gebraten und gekocht eine Lieblingsschüssel für den Londoner ist. Hunderte von englischen Fischerböten, wenn wir das Meer von Hamburg aus kreuzen, begegnen uns am ersten Abend oder zweiten Morgen unsrer Fahrt. Wie ein schwimmendes Dorf bedecken sie einen weiten Strich der wogenden Fläche und fern am Horizonte, indem unser Dampfer vorwärts geht, sieht man die weißen Segel und die kleinen Rauchsäulen derselben verschwinden. Zweitausend englische Jungen, meist aus den Armenhäusern genommen, liegen in diesen Böten den Sommer lang auf hoher See und werden zu trefflichen Matrosen für die Kriegs- oder Handelsflotte von Großbritanien auf unsern deutschen Gewässern erzogen. Vierzig schnellsegelnde Cutter bringen Tag um Tag den Ertrag ihres Fanges, in Eis gepackt, die Themse herauf nach Billingsgate. Die meisten Fischerböte jedoch ankern in den ihnen zunächst gelegenen Hafen mit Bahnhöfen und senden ihren Ertrag vom vorgehenden Tage frisch während der Nacht per Dampf nach London. Die Südwestbahn bringt die Makrelen der Südküste, die Nordwestbahn sammelt den Fang von Irland, Schottland und dem englischen Norden, hauptsächlich Salme, welche in — mit Brunnen versehenen Steamern — lebendig im Seewasser nach Liverpool und Fleetwood geschafft sind. Die große Westbahn bringt die Erndte der Küsten von Cornwallis und Devonshire; und die Brighton- und Südküstenbahn bringt die Austern. Die Häringe, — von denen London jährlich die allen continentalen Verstand übersteigende Masse von fast 1½ Tausend Millionen verspeist — kommen von Yarmouth, an der englischen Nordostküste, und die Hummern kommen von Norwegen. Zuweilen kommen ihrer 20,000 Stück an einem Morgen an. Eigens für diesen Transport bestimmte Dampfer holen sie aus den Fjorden und von den tausend kleinen Felsinseln der scandinavischen Küste und bringen sie nach Grimsby, von wo sie der Dampfwagen

nach Billingsgate befördert. Wenn sie hier ankommen, so leben sie noch und sind blau. Sogleich aber nach ihrer Ankunft werden sie in die sogenannten „Siede-Häuser" geschafft, deren es dicht bei viere giebt. Hier werden sie mit Korb und Stroh und Leib und Leben in große Kessel mit siedendem Wasser gestürzt. Wenn sie wieder herauskommen, so sind sie todt und roth. Bei ihnen heißt es also nicht: „heute roth, morgen todt," sondern eher: „Morgenroth! Morgenroth! Leuchtest mir zum frühen Tod!" —

Nach dem Fisch kommt der Braten; und wir halten uns also genau an die Ordnung der Speisekarte, wenn wir uns von Billingsgate nach dem Fleischmarkte der Weltstadt begeben. Ich habe nur den alten und historischen Markt von Smithfield, seitwärts von Newgatestreet in der Erinnerung. Ich entsinne mich des alten, schmutzigen mit lauter kleinen Viehständen verbarrikadirten Platzes, welcher, auch wenn am vorgerückten Tage kein Vierfüßler mehr darauf zu sehen war, doch immer den Eindruck eines collossalen Viehstalles machte. Ich gedenke auch wol noch einer Nacht im Winter — es war kurz vor Weihnachten, und ich glaube es hatte zwei Uhr geschlagen — wo ich diesen Platz gefüllt sah mit etwas wie 30,000 Schaafen, 4000 Ochsen und einem Haufen von Männern in dicken Röcken und gewaltigen Tüchern um den Hals, von denen einige Hundert Fackeln schwangen, einige weitere Hundert die Ochsen, welche in den engen Verschlägen keinen Platz hatten, mit eisernen Stecken schlugen und der Rest von gleichfalls einigen Hundert mit einander schrieen und zankten. Das war ein Gebrüll und ein Geblök und ein Gefluch so mitten in der Winternacht, wenn der dunkelrothe Schein und Qualm von all den Fackeln an den hohen Wänden der halb zerfallenen Häuser emporschlug und, einer dichten Feuerwolke gleich, über der Masse von Hörnern, Schaafsköpfen und Pelzmützen flimmerte! — Aber die Glorie von Smithfield ist zu Ende, denn der Raum aus früheren Jahrhunderten ist zu eng geworden für das London, welches wie ein überquellendes Gefäß, bereits über die Ränder von Highgate und Primrose Hill hinaus gewachsen ist. Dreißigtausend Schaafe und viertausend Ochsen thun's heut nicht mehr, und der Fleischmarkt hat vor Kurzem ein größeres Quartier in Copenhaguen-Fields bezogen. Copenhaguen-Fields

kenne ich noch nicht; und da ich nicht voraussetzen kann, daß einer von meinen Lesern Lust habe, mich Nachts zwei Uhr auf einen Viehmarkt zu begleiten, so mag's für diesmal sein Bewenden damit haben. Nur das wird ihm vielleicht noch interessant zu hören sein, daß von den 2,182,609 Stück Vieh, welche London im letzten Jahre consumirte, der Continent 320,834 Stück geliefert hat; und daß zu dieser vierfüßigen Armee mit und ohne Hörnern Holland 246,918, Dänemark 17,062 und Bremen und Hamburg 42,442 Stück beigesteuert haben. Sollte einer meiner Leser daher das Unglück haben welches der Schreiber dieser Zeilen in seinem Leben schon viermal gehabt hat — sich auf einem Hamburger Dampfer mit 600 seekranken Hämmeln zu befinden, so möge er die nicht immer wohlriechende Gesellschaft derselben mit patriotischer Selbstverleugnung ertragen, und sich mit dem Gedanken trösten, daß, was ihm hier auf dem Wasser sehr vielen Aerger machte, ihm vielleicht in London und in Simpson's Divan-Tavern in Gestalt eines „leg of mutton" wiederbegegnen und dann in Verbindung mit einem „pint of bitter ale" ebenso viele Freude machen wird! —

5. Was man in London ißt und trinkt.

Nun entbieten wir unsere Leser zu einem großen Feste. Die Frühstückstische von viermalhunderttausend Häusern sind gedeckt und das Gemurmel von viermalhunderttausend siedenden Theekesseln läßt sich vernehmen.

Thee ist das Erste und fast Einzige, was an jedem Morgen in London getrunken wird. Man sollte diesem vorherrschenden Gebrauche nach meinen, daß Thee ein sehr altes Getränk der Londoner sei. Dem ist jedoch nicht so. Erst mit der Restauration und dem zweiten Carl kam Thee zur Aufnahme. Die erste Spur desselben finden wir in einer Annonce der zweitältesten aller Londoner Zeitungen, des Mercurius Politicus vom Jahre 1658. „Jenes excellente und von allen Aerzten approbirte chinesische Getränk, von den Chinesen Tcha, von anderen Nationen Tay, alias Thee genannt, ist zu haben im Laden zum Sultanin-Kopf ꝛc." (Damals hatte jeder Laden sein besonderes Zeichen, wie noch heut fast allgemein in Holland; es vertrat die Hausnummer). Der Kopf der Sultanin ist verschwunden; aber seit der Zeit, wo der Thee vor zweihundert Jahren unter dem Zeichen desselben zuerst seinen Einzug in London hielt, ist das „chinesische Getränk" zu einem Nationalgetränk der Engländer geworden. Es ist nicht möglich, sich einen englischen Haushalt ohne den Theetopf zu denken, und zu dem, was der Engländer sein „home" nennt, gehört er so wesentlich als der Kamin. Seine liebste Stunde ist dem rechten Engländer die Theestunde des Morgens, und den Frühstückstisch in einem

guten englischen Hause gedeckt zu sehen, ist eine Glorie, welche dem continentalen, selbst dem holländischen, fremd ist. — Da steht in der Mitte des geräumigen, von der Morgensonne durchwärmten und erleuchteten Zimmers der massive Mahagonytisch, bedeckt mit weißer Leinwand, welche bis auf den Stubenteppich niederhängt. Solidität und Ueberfluß sind charakteristisch für den englischen Haushalt. In der Mitte des Tisches, vor dem Stuhle der Hausfrau steht das Theebrett mit der Theekanne, umgeben von den hohen Tassen für die Mitglieder des Haushaltes; und auf dem Boden über einem gelinden Kohlenfeuer, oder in neuerer Zeit kochend erhalten durch ein glühendes Eisen, steht die Wasserurne. Die Fläche des Tisches wird bedeckt durch eine verschwenderische Fülle von kleinen und großen Messern, Gabeln und Löffeln jeder Art; von Gläsern, von Flaschen, von Tellern, von Schüsseln und Schaalen, kurz von allen möglichen Geräthschaften, die ein deutscher Verstand in keinerlei Verbindung mit dem zu bringen weiß, was wir das „erste" Frühstück nennen. Der Engländer kennt nur ein Frühstück; dieses aber besorgt er in gründlich erschöpfender Weise. Mit einer Art von Pietät, in voller Toilette, frisch von schneeweißer Wäsche und duftend nach Windsor-Seife, naht er sich dem Theetisch, an welchem sich die Mitglieder des Hauses zuerst treffen und begrüßen. Es ist eine Freude, die jungen Damen des Hauses so früh schon in reizender Morgentoilette zu sehen, rosig noch von Traum und Schlummer, das blonde Haar glatt über's Ohr gestrichen und weiße steife Manchetten eng anschließend an das graue Kleid und den feinen Arm, den es umspannt. Sobald die Hausfrau eingetreten ist, beginnt der Ritus des Frühstücks. Der Hausherr nimmt seinen Platz am oberen Ende der Tafel, die jungen Damen und Herren des Hauses gruppiren sich in einer ein für allemal festgesetzten Ordnung um den Tisch. Diese Ordnung im englischen Hauswesen hat etwas Patriarchalisches. So gewiß wie in jedem Hause, von einem Ende Englands bis zum andern, der Spiegel über dem Kamin und ein Glockenzug zu beiden Seiten desselben hängt, ebenso gewiß ist der Platz des Hausherrn hier und der Platz der Hausfrau dort: dann kommt der älteste Sohn, die älteste Tochter ꝛc., ganz so wie bei unsern Bauern in Niedersachsen und Westphalen.

Sobald die Familie sitzt, öffnen sich die Thüren, und während die Hausfrau beschäftigt ist, den Thee zu machen, erscheinen auf den Händen sauber gekleideter Hausmädchen, in weißen Schürzen und weißen Häubchen mit Lilaband, große Schüsseln mit silbernen Deckeln. Ein würziger Geruch von gebratenem Fleisch und Fisch verbreitet sich, sobald diese Deckel gehoben sind. Während die Teller sich füllen und die kleinen silbernen Behälter mit gerösteten Brodschnitten, den unvergleichlichen „toasts“ rundgehen, hat auch die Hausfrau die Zubereitung des Thees vollendet. Dieses ist keine so einfache Operation wie bei uns. Sie hat etwas Feierliches und streng Gemessenes. Zuerst wird der Theetopf — conspecta omnium — ausgespült und in das „basin“ geleert, welches zu diesem Zweck immer nahe dem „tray“ oder Theebrett steht. Dann wird der „canister,“ der Theebehälter, meist eine Zinnbüchse, geöffnet, und sechs bis acht gehäufte Löffel voll schwarzen Thees vermischt mit etwas „gunpowder“ wandern in den Theetopf. Dann strömt aus der Urne kochendes Wasser hinein, und erst, nachdem bereits ein halber Fisch oder ein „mutton-chop,“ jene beliebte Hammelscotelette, verzehrt ist und der Thee hinreichend gezogen hat, wird das duftige Getränk kredenzt und in unerschöpflicher Fülle getrunken.

Viermalhunderttausend Theetöpfe sieden. Laßt uns, während sie beschäftigt sind, ebenso viele „homes“ angenehm und wirthlich zu machen, einen Blick auf die Ingredienzen werfen, aus welchen der Frühstückstisch besteht.

Wir sollten mit Wasser anfangen. Denn Wasser ist doch, selbst vor dem Thee noch, das Erste. Aber leider ist es, im Sinne des griechischen Odendichters, nicht gerade „das Beste.“ Wir fürchten in der That, unsern Lesern schon jetzt, bei Beginn unserer culinarischen Wanderung durch London, den Appetit zu verderben, wenn wir mit Wasser anfingen. Wir wollen's noch eine Weile lassen und mit der Milch beginnen. Zwanzigtausend Kühe sind in und dicht um London damit beschäftigt, die Milchtöpfe der Frühstückstische zu füllen. Es giebt mitten in der Stadt, wo man sie gar nicht vermuthen und nicht einmal erkennen kann, Kuhställe. Wir erinnern uns eines solchen Kuhstalls im fashionabelsten Theil des Westends, dem „Westminster

Club“ gegenüber. Es war ein vierstöckiges Haus. Aus dem obersten Stockwerk, welches allerdings keine Gardinen hatte, sahen ein paar Kühe ganz gemüthlich zum Fenster hinaus. Da wir in unserm ganzen Leben noch nicht bemerkt hatten, daß Kühe aus den Fenstern der oberen Etagen sehen, so wunderte dieser Anblick uns sehr; worauf man uns jedoch berichtete, daß dieses Haus ein Kuhstall sei und in all' seinen vier Stockwerken von Kühen bewohnt werde, die man im Fall einer Ortsveränderung, um ihnen die Mühe des Treppensteigens zu ersparen, — an Stricken auf- und niederwinde. Aber trotz dieser 20,000 Kühe, der 240,000 Quart Milch, die sie täglich liefern und der Nachhülfe, welche „die Kuh mit dem eisernen Schwanze“ — ein auch bei uns wolbekanntes Säugethier, nämlich die Pumpe — leistet, würde der Bedarf doch noch bei Weitem nicht befriedigt sein, wenn nicht die Provinzen wären und die fetten Weiden der östlichen Counties. Von diesen östlichen Grafschaften allein gehen jährlich zwischen 3 und 4 Millionen Quart Milch nach London. Ein zweiter Artikel von ländlicher Natur, der selten auf dem Londoner Frühstückstisch fehlt, ist das Ei. Wie viel Eier in London gegessen werden, läßt sich kaum berechnen. M'Culloch, der berühmte National-Oekonom, sagt: daß Frankreich allein 70 bis 75 Millionen Eier nach London sende, und Dr. Wynter, welcher diese unglaubliche Zahl noch für viel zu niedrig hält, fügt hinzu, daß zu Bastoign in Frankreich eine Farm von 200 Morgen Landes existire, auf welcher nur Federvieh zur Eierproduktion für London gehalten werde. Die Eier auf dem Londoner Frühstückstisch pflegen verbunden zu sein mit geröstetem Schweineschinken — „ham and eggs“ sind ein Lieblingsgericht des Engländers, und um diese Neigung zu befriedigen, werden jährlich im Durchschnitt zwischen 1 und 2mal hunderttausend Schweine in der Metropolis geschlachtet. Eine andere Delikatesse von specifisch englischer Beschaffenheit ist das „mutton-chop“, die kleine Hammelcotelette, die wir auf dem Continent eigentlich nur vom Hörensagen kennen. Die Heimath des „chop“ und des „steak“ ist England; was anderwärts unter diesen Namen geht, würde der Engländer nur für eine Carricatur halten. Das „steak“ in England erscheint niemals in jenem Miniaturformat, welches in Deutschland unzertrennlich mit der Vorstellung eines

„Beefsteak" verbunden ist. Das kleinste englische Beefsteak ist größer als drei oder vier deutsche Beefsteaks zusammen. Zwiebel und Sauce wären barbarische Dinge für ein engliches Steak. Es erscheint in seiner eigenen und natürlichen Glorie, und das einzige, was der Engländer sich erlaubt, um den Geschmack desselben zu erhöhen, ist etwas „ketchup-sauce", ein Extract aus Champignons, welcher in dem silbernen „cruit-stand" neben Senf, Cayenne-Pfeffer und rother Fischsauce niemals fehlt. Was London auf diese Weise jährlich verzehrt, beläuft sich auf über 2 Millionen Hämmel und gegen 500,000 Ochsen. Neben Fleisch und Eiern ist auch der Fisch vertreten, und gebackene „soles" (Seezungen), frisch von Billingsgate, oder gekochte — Häringe wechseln auf dem Frühstückstisch, je nach der Jahreszeit. London verspeist im Lauf des Jahres weit über 1000 Millionen Häringe und 26 Millionen Seezungen. — Das Quantum Brod, welches dazu genossen wird, erreicht die runde Summe von 700 Millionen Pfund das Jahr, oder 2 Millionen Pfund für jeden Tag. Beiläufig bemerkt, wird in England und London nur Weizenbrod gegessen. Das Schwarzbrod, seit 1790 selbst von dem Tische der Bauern verschwunden, hat in England den Rang einer ausländischen Delicatesse, und in der That wird es als eine solche in den Zeitungen angekündigt und verkauft von zwei oder drei deutschen Bäckereien in der City. —

Wir wollen uns und unsere Leser nicht damit aufhalten, zu berechnen, wie viel von diesen Millionen Bröden, Eiern, Fischen, Ochsen und Schaafen auf den Frühstückstisch allein kommen. Aber es wird ihnen daraus einleuchten, daß dasjenige, was der Engländer ein „hearty breakfast", ein herzhaftes Frühstück nennt, keine Mythe ist. Der Mann oder die Frau, welche ein englisches Frühstück zu sich genommen, ist im Stande, wäre es auch ohne die Nachhülfe eines kleinen „Lunch" oder zweiten Frühstücks, zu warten bis zum Mittagsessen, welches London in den Stunden zwischen 5 und 7 p. m., d, h. Nachmittags oder Abends einnimmt. Wir wollen diese Pause benutzen, um einen Gegenstand zu erwähnen, welcher zu jeder anderen Zeit uns wol den Appetit vertreiben könnte, nämlich die Verfälschung der Lebensmittel, welche in keiner andern Stadt der Welt in

so riesenhaftem und wahrhaft erschreckendem Umfange getrieben wird, als in der Welt- und Riesenstadt London. Keiner von uns ist sicher, dem Einfluß dieser großartigen Verfälschungs-Manufactur, die sich oft bis zur wirklichen Vergiftung steigert, zu entgehen. Für Jeden von uns ist daher das Thema der Mühe werth. Vergebens hat sich eine eigene Commission der berühmtesten Aerzte und Chemiker, die sog. „Analytical Sanitary Commission on Food and its Adultirations". vereinigt, um diesem schädlichen Treiben einen Damm entgegenzusetzen, vergebens bemüht sie sich in einer eigenen Rubrik des weitverbreiteten und sehr gefürchteten medizinischen Journals „the Lancet," diesem gefährlichen Unwesen ein Ende zu machen. Jahrelang schon werden die Artikel der verschiedensten Fabriken und Handlungshäuser einer genauen Prüfung unterworfen. Aber was hilft es diese oder jene Firma zu brandmarken und dieses oder jenes Geschäft in der öffentlichen Meinung an den Pranger zu stellen? Die Welt will betrogen sein, und sie wird betrogen. Die Kunst der Verfälschung in London hat einen solch' unerhörten Grad der Vervollkommnung erreicht, daß die Ingredienzien, welche zur Verfälschung angewendet werden, zuweilen selbst schon gefälscht sind. Kaffee wird mit Cichorien gefälscht. Wenn die Cichorie nur ächt wäre! Aber diese selber ist schon gar keine Cichorie mehr, sondern ein Concoct von wilden Kastanien, Erde und gebackener Pferde- oder Ochsenleber. Der Gloucestershire-Käse wird mit Cochenille gefärbt. Aber wer steht dafür, daß die Cochenille nicht vorher schon mit rothem Blei gefärbt worden ist? Der Droguenhändler dachte nicht daran, daß der Käsehändler Nahrungsmittel damit färben würde; und der Käsehändler dachte nicht daran, daß der Droguenhändler ein eben so großer Schuft sein könne, als er selber. So traut Einer dem Andern, und das Ende ist, daß Alle betrogen werden. Das schlauste und genialste Stück von dieser Doppelfälschung aber wird im Weinhandel angewendet. Den Wein mit Branntwein und Farbe zu fälschen, ist leider auch bei uns gebräuchlich; aber daß man sogar, um demselben das Ansehen des Alters zu geben, die Flasche und den Kork fälscht — erstere durch eine erdartige Kruste, letzteren durch künstliche Risse und Brüche: das ist neueste Londoner Erfindung! Wir selber kennen eine große Fabrik in London, welche Nichts weiter

fabrizirt, als jenen den Flaschen, in welchen alter Wein lagert, so eigenthümlichen Bodensatz, und je nach Bestellung Flaschenkorke so färbt und bricht, daß sie jedes beliebige Alter repräsentirren.

Wer die Nahrungsmittellehre von London kennt, steht unter dem beständigen Eindruck, Alaun zu essen, statt Brodes, und Bier zu trinken, welches aus Salz und Taback gebrannt ist, anstatt aus Hopfen und Malz, so oft er in ein ihm unbekanntes Haus in London tritt. Die Folge davon ist, daß kein vernünftiger und für seine Gesundheit besorgter Mann, wenn er es vermeiden kann, in ein Haus tritt, welches er nicht kennt. Er hütet sich wohl, in den ersten, besten Theeladen zu treten, wenn auch das hohe Schaufenster desselben noch so sehr von bunten Kasten und verlockenden Inschriften glänzt. Denn ein großer, wenn nicht der größte Theil des Thees, welcher in London consumirt wird, ist nicht in Canton und Peking, sondern — auf den Schlehenbäumen und Hagedornhecken von Hampstead-Heath und Primrose-Hill gewachsen. Es thut uns leid, das schöne Bild des Londoner Theetisches zerstören zu müssen; aber der Wahrheit die Ehre! So etwas wie grünen Thee giebt es überhaupt nicht, sagt Dr. Wynter Was wir dafür halten, ist schwarzer Thee gefärbt mit Preußisch Blau; und der in London unter dem Namen „gunpowder" so sehr beliebte Kugelthee ist Nichts weiter als eine Zusammensetzung von Theeabfall, Farbe und — Sand. Aber auch der schwarze Thee ist eine unzuverlässige Waare in London, und ich würde lieber den weiten Weg nach St. Paul's Churchyard, zu Messrs. Dakin, oder zu dem Theehändler Ihrer Majestät, Strand, drei vier Häuser von King-William-street gehen, als ihn irgendwo in der Nähe kaufen. Denn es giebt nicht weniger als acht Fabriken in dieser Stadt, welche Tag und Nacht arbeiten, um alten, schon gebrauchten Thee, aufgekauft in den Hotels, Caffeehäusern und Clubs, noch einmal neu aufzustutzen, zu kräuseln und zu färben und mit Schlehen und Hagedornblättern gemischt, zum zweitenmal in den Handel und den Theetopf zu bringen!

Sand und Schlehenblätter, Pottasche und Taback sind nicht das Aergste, was man in London verspeisen kann; vom Fleich sind noch ganz andere Dinge zu berichten. Da ziehen an jedem Morgen Männer durch die Straße mit dem heiseren Rufe: „cat's meat! dog's

meat!“ — Katzenfleisch, Hundefleisch — wenn der Fremde solche Straßenrufe hört und auf einem Karren schmutzig rothe Fleischfetzen erblickt, welche an kleinen Stöcken aufgespießt sind, so wird er mit Bekümmerniß an sein Mittagsessen denken. In diesem Punkte jedoch können wir ihn beruhigen; was auf der Karre herumgefahren wird, ist Fleisch für die Hunde und für die Katzen. Aber was wir ihm nicht verbürgen können, ist, daß er nicht Fleisch von Hunden und von Katzen bekommt, wenn er in eines der Speisehäuser tritt, deren Fenster verführerisch decorirt sind mit schönen Hammelrippen, ein paar Theetassen, einer Hand voll Erbsen und einem alten Blatt der „Times.“ Bei den sogenannten „pies,“ den nationalen Pasteten und bei den Würsten, welche man als „german sausages“ auf unser deutsches Conto setzt, hört alle Controlle auf. Kein menschlicher Verstand reicht aus zu berechnen, was man in diese Pasteten hackt und in diese Würste stopft. Es ist ein sehr alter Witz, sagt Dr. Wynter, daß es zwanzig Meilen in der Runde von London keinen lebendigen Esel mehr gebe; aber wenn auch das ganze Eselsgeschlecht von Großbritanien als ein Schlachtopfer der Hackmaschiene fiele, so würde dies dennoch bei Weitem dem Bedürfniß der Londoner à la mode- Pasteten- und Wurstetablissements noch nicht genügen. Man hat uns selber einen solchen Pastetenladen gezeigt, in High Holborn, welcher noch vor einiger Zeit sehr florirte, und jetzt eben so sehr, was man im Jargon nennt „auf den Hund“ gekommen ist, und zwar durch — Katzen! Da war nämlich gegenüber ein Concurrent, welchem es nicht recht gelingen wollte; bis er eines Morgens, als der andere Laden wieder gedrängt voll von Kunden war, zu folgender List griff. Er schickte einen wild aussehenden Mann mit einem Sack über der Schulter in den Laden. Der Mann trat ein, und während die Kunden ringsum lustig ihre Pasteten verzehrten, warf er seinen Sack mitten auf den Ladentisch und sagte: „Ein Gruß vom Herrn und hier wären heute vorläufig nur zwei Dutzend Katzen; was noch an dem bestellten Hundert fehlte, sollte heute Abend nachgeliefert werden!“ — Zugleich fingen die 24 Katzen im Sack an jämmerlich zu schreien — entsetzt warfen die Kunden ihre Pasteten fort, flohen und ließen sich nicht wieder sehen. Seit jenem Tage steht der Laden von High Holborn leer; keine Remonstration, keine Erklä-

rung in öffentlichen Blättern half dem armen Pastetenbäcker — die Katzen seines Rivalen hatten ihn ruinirt. — Aber gesunde Katzen sind immer noch nicht so schlimm, als das verdorbene und angefaulte Fleisch anderer Thiere; und was in diesem Zweige geleistet wird, wäre nicht glaublich, wenn es nicht durch gerichtliche Verhandlungen bestätigt worden. Zum Belege diene folgender Auszug aus dem amtlichen Verhör eines Londoner Metzgers. „Verdorbenes Fleisch wird von den Suppenläden, Wurstmachern und Pastetenbäckern angekauft. Es giebt einen Suppenladen in dieser Stadt, welcher in jeder Woche 500 Pfund verdorbenes Fleisch verbraucht. Das Geschäft in verdorbenem Fleisch ist sehr beunruhigend, da Alles, was nur wie Fleisch aussieht, mindestens zu einem Penny das Pfund verkauft werden kann. Ich bin gewiß, daß wenn hundert halbfaule Kuhleichen in der Nähe von London lägen, ich allezusammen innerhalb 24 Stunden verkauft haben könnte, einerlei woran sie gestorben." — Die Sanitäts-Commission von London ist allerdings eifrig genug in der Verfolgung dieses schändlichen Handels, und es vergeht keine Woche, wo in ihren Berichten nicht von vielen Centnern schlechten Fleisches die Rede wäre, welches confiscirt und auf Cow-Croſſ verbrannt worden; aber die Gewandtheit der Wurstmacher und die Gier der armen Quartiere von London ist zu groß, selbst für das scharfe Auge und die scharfe Nase der Londoner Polizei. —

Um dieses schlechte Fleisch nun einigermaßen schmackhaft zu machen, bedient man sich in London der auch in Deutschland bekannten „mixed pickles;" das heißt man sucht die Fäulniß des einen durch das Gift des andern zu verdecken. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß drei Viertel von allen in London fabrizirten Pickles mehr oder weniger vergiftet sind. Ihre grüne Farbe ist — Grünspan; und ihr scharfer Essig — Schwefelsäure! Wie oft, in der ersten Zeit unsers Londoner Aufenthalts, als das Londoner Essen uns noch nicht recht munden wollte, und wir das Bedürfniß fühlten, der Nüchternheit desselben durch etwas Piquantes nachzuhelfen, ward uns schlimm und weh nach dem Genuß dieser Pickles! Ja, noch ganz neuerdings, in einem der ersten Hotels von Dover, wurde, nach einem sonst nicht üblen Diner, eine zahlreiche Gesellschaft, unter welcher sich auch der

Schreiber dieser Zeilen befand, krank von — Pickles! Dasselbe Grün, dessen Lebhaftigkeit uns in den glitzernden Kränzen von Ballschönheiten, in den zarten Linien bunter Musseline und den prächtigen Tapeten vergoldeter Salons bezaubert, ist es, welches angewendet wird, um den Pickles ihre beliebte Farbe zu geben. Es ist dasselbe Gift, welches in gewissen Quantitäten nur eingeathmet, schon tödtet. Es hat neuerdings, im Dezember des vergangenen Jahres, rasch hintereinander die beiden jungen und blühenden Töchter einer deutschen Wittwe in London getödtet, welche sich von dem Anfertigen solcher mit Kupferarsenik gefärbten Blumen, ernährten — (auch ein Beispiel von der Blumen Rache!) und wie viele Opfer dem Genuß der gefärbten Pickles jährlich fallen, daß läßt sich gar nicht ermitteln. König Kupfer ist ein furchtbarer Tyrann; und ganz London gehört ihm auf Gnade und Ungnade. Es ist merkwürdig genug, daß alle Bemühungen und Ermahnungen der Sanitätspolizei so wenig fruchten. Nur zwei Häuser giebt es in London, welche unvergiftete Pickles fabriciren, nämlich Messrs. Crosse und Blackwell, von Soho, und Mr. Morel. Aber selber wenn man Flaschen mit dem Fabrikzeichen dieser Firmen erhält, ist man noch keineswegs gesichert. Denn es ist neuerdings entdeckt worden, daß eine sehr schlecht berufene Pickles-Fabrik die leeren Flaschen jener Firmen aufkaufte, und dieselben mit ihrer eignen gefälschten Waare füllte. Es kam zu einem Rechtsstreit, in welchem entschieden wurde, daß die Fälschung von Firmastempeln ꝛc. allerdings strafbar sei; daß aber der Fall von der Frischfüllung alter Flaschen vom Gesetz nicht vorgesehen sei, und deshalb auch nicht als verboten betrachtet werden könne! So müssen wir uns denn, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, ruhig vergiften lassen; und das einzige Mittel bleibt — überhaupt keine Pickles zu essen. —

Doch genug davon! — Wir dürfen nicht in dieser Weise fortfahren, unsere Leser glauben zuletzt, daß man in London nur die Wahl habe zwischen einem Tode durch Gift oder durch — Hunger! Aber so schlimm ist's denn doch nicht. Man kann ja zur Noth auch ohne Pickles leben, und ein gut Stück Roastbeef und einen Trunk ächten London Porter's dazu, findet man in hundert respektablen Speisehäusern. Da sind ganz anständige „cook-shops", in denen

man für einen Schilling zu Mittag speisen kann, und da sind „Dining rooms“ genug, in denen man für nicht viel mehr ein tüchtiges Stück Braten, ein gehöriges Stück Brod, Bier und Käse, und obendrein Tisch und Bänke findet, die allerdings in den rechten „cookshops“ fehlen. London ist auch darin eine Weltstadt, daß Jedermann hier nicht blos nach seiner Façon selig, sondern auch satt werden kann. Wer französische Küche bevorzugt, geht zur Sablonière, am Leicester-Square. Dicht bei ist ein italienisches Speisehaus, mit braunen Neapolitanern um alle Tische und hohen Maccaronischüsseln darauf. Wer deutsch essen will biegt um die Ecke, nach Upper St. Martin's Lane, und geht zu Bibra's oder in die City zu Kroll's. Wer den Luxus liebt, wendet sich zum „Wellington“ in St. James's-street oder nach dem „London“ in Fleet-street, zehn Schritt vom Temple Bar. Dasjenige, was der Engländer mit einem seiner unübersetzbaren Worte „comfort“ nennt, haben wir am Meisten bei Pym's und in Simpson's Divan-Tavern gefunden; weshalb wir diese beiden zu unsern Lieblingshäusern erklärt haben, und sie, je nach unserm besondern Appetit und der verschiedenen Tageszeit, regelmäßig besuchen.

Wenn wir Lust haben, Austern, Hummern oder Salme zu essen, so gehen wir zu Pym's. Pym's ist für Austern, Hummern und Salme das erste Haus der Welt. Hier ist es, wo die jungen Herren aus den Comtoirs und die City-Gentlemen ihr „Luncheon“, das zweite Frühstück zwischen Thee und Dinner einzunehmen gewöhnt sind. Ich weiß nicht, warum ich in London so gern unter den Kaufleuten bin! Nachdem ich mich stundenlang bei ihren großen Lagerhäusern umhergetrieben und das gewaltige, stumme Treiben ihrer Bankhäuser betrachtet habe, mische ich mich mit einem eigenthümlichen Respekt unter sie, wo ich sie in Gruppen zusammen sehe, bei Pym's und anderswo. Pym's ist in Cheapside, dicht bei Poultry. Wie gut wir das kleine, schmale Haus kennen! Mitten im Gewoge der City steht es — die Omnibusse rollen an ihm vorbei, der Strom des Mittags rauscht und wälzt sich an ihm vorüber. Wir sind wieder einmal „within the sound of Bow-bells“ — wir hören die Bow-Glocken läuten und schlagen. Die Stunden für Pym's sind Mittags von 12 bis 3. „Pym's!“ rufen wir dem Treiber



Londoner Dining-Room.

unsres Omnibusses zu, und „Right, Sir!“ ruft dieser zurück. Der Omnibus hält — und mitten in einem Chaos von plötzlich gehemmten, weiterfahrenden oder eingekeilten Wagen und dampfenden, schnaubenden und Funken schlagenden Rossen steigen wir an den Rädern nieder, während der Conducteur unsern Sixpence in den Mund steckt und im Fortrollen drei Kupferstücke wieder herausgiebt. Wir begreifen nicht, wie dies Alles in weniger als einer Viertelminute möglich ist und ohne übergefahren oder von Pferdehufen zerschlagen zu werden. Aber da sind wir auf der andern Seite des Weges, und da ist „Pym's“. Die rothe Schaale der Hummer leuchtet uns entgegen. In einem grünen Fäßchen und in Seewasser liegen die Austern. Welch ein Geruch! — Die Frische des Meeres weht uns an, indem wir eintreten. Man kann das ganze Jahr rund Austern haben bei Pym's; aber kein Gentleman wird nach April noch eine Auster essen. Wir in Deutschland, haben den Glauben an die Monatsnamen mit einem „r“ in der Mitte oder am Ende. Die Austernzeit in London beginnt mit dem ersten August. Der Beginn der Austernzeit in London ist ein Fest für die Straßenjugend. Tage vorher schon, zu Ende Juli, laufen Jungen und Mädchen mit Austernschaalen hinter Euch her und betteln für die „grotto“. Die „Grotte“ ist ein kleiner Aufbau aus Austerschaalen, welcher am Abend des letzten Julitages an allen Straßenecken von London errichtet und mit kleinen Lichtstümpfchen illuminirt wird. Am andern Morgen hat die Saison begonnen, und was von da bis zum Ende derselben an Austern verzehrt wird, beläuft sich auf 500 Millionen Stück! Die Auster in London ist keine Delikatesse für den Reichen, sondern ein Nahrungsmittel für Jedermann insgemein. In allen Straßen halten jene flachen Handwagen, welche ganz mit Austern bedeckt sind; der ärmste Arbeiter tritt hinzu, und ißt sein Dutzend mit Pfeffer und Essig. Daß diese Straßenaustern nicht gerade die edelsten ihrer Gattung sind, läßt sich wol annehmen. Verlockend ist ihr Ansehn nicht, und die schmutzige, trübe Essigflasche vermehrt den Reiz nicht sonderlich. Wir essen unsere Austern bei Pym's. Wir gehen durch den untern Raum, welcher dichtgedrängt voll ist von Herren, mit Bierglas in der einen und „Sandwich“ (einer Art von Butterbrod) in der andern Hand. Wir,

die wir zu den „idlers upon town“ gehören, und es nicht so eilig haben, als diese Herren vom Geschäfte, steigen eine niedrige, dunkle Treppe empor, und gelangen in ein niedriges, dunkles Gemach im ersten Stock. In diesem Gemach um die Mittagsstunde mit einem guten Freunde oder zweien zu sitzen, ist ein Fest, wie man es nur in London haben kann. Unten — nicht so tief, als daß man nicht allenfalls die Peitsche des vorübertreibenden Omnibuskutschers festhalten könnte — braust und brandet die Woge des Citylärms .... wir sehen tausend und abertausend Gesichter in jeder Minute kommen und schwinden. Wenn wir am Meere sitzen, und die Wellen hin- und herspielen sehen, und dazu das Rauschen der Wogen vernehmen, so befindet unser Herz sich eingesponnen in einem Zauber, der weit über die natürliche Wirkung Dessen geht, was wir hörten und sahen. Nun aber hier zu sitzen, und diesen Ocean des Lebens zu sehen und rauschen zu hören ... wahrlich, das Rauschen und das Berauschen ist von einer inneren Verwandtschaft — und berauschend in der That ist es, hier bei Pym's am Fenster zu sitzen und hinunter auf die endlos brausende Masse zu schauen. Nun aber kommt der „head-waiter“ in seiner grünen Schürze und mit einem Austernfäßchen, das auf Rädern steht. Nennt mir diesen Würdigen nicht „Oberkellner“ ... So Etwas, wie einen „Kellner“ giebt es in diesen ehrbaren alten Londoner Etablissements nicht — „Keinen aus dem eklen Schwarme, mit dem Lappen über'm Arme und dem Lumpen in den Blicken“, wie mein royalistischer Freund Hesekiel singt. Nennt ihn, wie Ihr wollt — da steht er vor mir mit seiner grünen Schürze und seinem Messer und seinem Austernfaß, und bricht eine auf nach der andern und legt sie auf den Teller — und er würde mir eine ganze Nordseebank aufbrechen, wenn ich nicht sagte: „Stop!“ worauf er sagt: „Thank you, Sir!“ und mit seinem Austernkarren weiterzieht. Worauf alsobald ein zweiter Biedermann mit grüner Schürze vortritt und mir einen zinnernen Krug mit Bier bringt — und nun laßt uns essen und trinken und fröhlich sein, während von den dunklen Wänden herab und aus schwarzen, wurmstichigen Rahmen alte, gute Gesichter auf uns niederschauen — von alten, guten, wohlgenährten Lordkanzlern und Cityberühmtheiten, die hundert Jahre vor uns auch Austern gegessen und „Stout“

getrunken haben, und jetzt noch immer Halskrausen und Manschetten um das Handgelenk tragen ... — O! wie ich diese alten Gesichter bei Pym's liebe! Und wie die Melodie von „Gaudeamus igitur“ mich zu umschwirren beginnt, je öfter mir der Biedermann mit der grünen Schürze meinen „tankard“ frisch füllt ... bis zuletzt Alles lustig mit mir rund zu gehen anfängt, die Lordkanzler an der Wand, und die Königin Elisabeth, die über der Treppe hängt, und die Omnibusse auf der Straße, und der ganze Wirrwarr von Cheapside, und über Allem, begleitet von der Riesenmusik der Weltstadt, der Schlußvers des mittelalterlichen Liedes zu tönen scheint: „Ubi jam fuere!“ — Und nun eine Havanneser Cigarre — Sixpence das Stück, fünf Silbergroschen — aber sie ist ächt, und hier in der City reduciren wir englische Münze nicht auf preußische. Hin auf die Straße — an die Bank, in die Docks oder nach Pettycoat-lane ... — Wir sind in der rechten Stimmung, nun hinein in's Weltgewühl! —

Sechs Stunden später! — Von dem Thurme St. Mary-le-Strand schlägt es sechs Uhr. Wir müssen diniren. Und wohin anders, wenn wir diniren wollen, könnten wir gehn als zu unsrem alten, treuen und bewährten Freunde Simpson vom Strand, „opposite Exeter-Hall“ — der schmalen, korinthischen, rußgeschwärzten Säulenfront von Exeter-Hall gegenüber. Zwar unser guter Mr. Brooks, ein Ehrenmann mit vollem, rothen Gesicht und weißer Jacke, der Jahre lang unser Trost und Stern gewesen, ist uns untreu geworden. Er ist nach dem Crystallpalast ausgewandert, wo er jetzt andern Beglückteren den Braten schneidet und die Schüssel servirt — aber das Andenken des Gerechten lebt fort! Solch ein rothes, wohlgenährtes Gesicht, wie er, hat kein Zweiter nach ihm, und solch dicke und wohlproportionirte Stücke, wie er, schneidet auch Keiner mehr vom Braten herunter. Aber die Zeiten werden immer magerer, und für zwei Männer wie Mr. Brooks hat die Erde nicht Raum. Wir segnen sein Andenken und nehmen schweigend unsren Platz ein! — „Er selber ging, doch blieben uns des Edlen Hintersassen!“ — Hier sind wir. Die Mahagonythüren sind hinter uns und der Straße gefallen. Mahagonytische und Mahagonybänke, und Hüte und silberne Schüsseln und dampfende Braten und goldene Spiegel und Crystalllampen und

hohe Körbe voll gebrauchter Leinewand umgeben uns. Einzeln dazwischen zu finden ist das, was wir eine „Serviette" nennen. Die Serviette — „napkin“ — ist eine continentale Errungenschaft. Sie ist dem Engländer fremd, und in einem gewöhnlichen Londoner Speisehaus würde man nicht verstanden werden, wenn man sie verlangte, wie denn der Engländer überhaupt kein Freund von überflüssiger Leinewand bei Tisch ist, und eigentlich erst dann recht froh wird, wenn das „table-cloth removed“, das Tafeltuch fortgenommen ist, und er über der dunkelbraunen Mahagony-Platte seinen Claret trinken und seine Wallnüsse knacken kann. In Simpson's Divan-Tavern ist die Serviette eingeführt; aber die „waiters“ vergessen regelmäßig, sie auf den Teller zu legen, und nur der Fremde wie der gereiste Engländer bedienen sich ihrer. Sonst ist die Reinlichkeit der Tische musterhaft; jeder folgende Gast findet frisches Leinenzeug, welches weiß ist, wie frisch gefallener Schnee. Daher jener hohe, stets gefüllte Korb, und neben demselben, wie ein Soldat auf Posten, „Tom mit den ledernen Aermeln." „Tom mit den ledernen Aermeln" ist eine Hauptfigur bei Simpson's. Sein Amt ist zwar bescheiden und sein Beruf nicht ganz erhaben, indem er Nichts weiter auf Gottes Welt zu thun hat, als die gebrauchte Leinewand in besagten Korb zu stopfen, und besagten Korb hinauszutragen, wenn er voll ist. Aber er übt sein Amt mit wehmüthigem Ernst und unverdrossenem Bemühen. Wenn ich nur wüßte, warum Tom immer so wehmüthig aussieht! Seine ledernen Aermel glänzen doch so freundlich von allem Fett, welches er mit denselben schon abgewischt, seine Nase leuchtet so vergnüglich roth, von allen Port- und Sherryresten, die er heimlich geleert, und seine spärliche Haarstreifen sind so stramm und stattlich auf eine Seite frisirt — wenn ich nur wüßte, warum er so traurig ist! Vielleicht ist er ein verkanntes Genie — vielleicht glüht Etwas wie verborgener Ehrgeiz unter seiner schwarzen Jacke und Eifersucht auf die weiße Cravatte und den Frack von John, dem „waiter“ — aber traurig und verdrießlich ist er, soviel steht fest, und mit einer Miene von Indifferenz und Verachtung sieht er auf uns, wenn wir ihn um ein Glas oder einen Zahnstocher bitten. Tom mit den ledernen Aermeln hört auf keinen Befehl und parirt auf keinen Wink — er ist

ein freier Mann, der an seinem Korbe steht; und wie ich ihn nun schon Jahrelang kenne, so bewahrt er eine philosophische Gleichgültigkeit mitten in dem Lärm, der ihn täglich umgiebt.

Es ist eigentlich kein Lärm, sondern nur eine geräuschlose Confusion von allen möglichen Menschen, die um Tische und hinter hohen Bankwänden sitzen, von Kellnern, die hin und her laufen, ohne daß man sie hört, und von allen möglichen Speisen, die man riecht, ohne daß man sie sieht. Die Gäste eines englichen „Dining-room“ sprechen nie, sondern flüstern höchstens; in der Regel aber flüstern sie auch nicht, sondern lesen die Abendblätter. Die Kellner in einem englichen „Dining-room“ gehen auf Teppichen, und die Speisen sind von hohen zinnernen Deckeln zugedeckt. Es ist schwer, wenn man aus dem tollen Lärm vom Strand tritt, sich in dieser wunderlichen Confusion von Simpson's Divan-Tavern zurechtzufinden. Aber allmälig gewöhnt man sich daran und findet, daß unser Freund Simpson kein unvernünftiger Mann sei. Jedes Ding in der Welt hat seine zwei Seiten. Unser Freund Simpson vom Strand hat seine $2\frac{1}{2}$ Seiten, wenn man nämlich den Hintergrund für eine halbe Seite rechnet. Dies ist nämlich die Allerweltsseite. Was da Alles um einen Tisch herumsitzt, und was da alles für Sprachen geredet werden, Türkisch, Arabisch und Polnisch und Spanisch, das läßt sich gar nicht beschreiben. Die Seite rechts ist stockenglich. Da sind die „Stalls“ mit den hohen Bänken, über die kein Mensch hinübersehen kann, und hätte er einen noch so langen Hals, und mit Tischen davor, so eng, daß ein Mann, der so gut wie gar keine Kniee hat, sich dennoch stoßen muß. Dem rechten Engländer scheint es nur in einem solchen „Stall mit Hindernissen" zu schmecken. Die andere Seite links ist die offene continentale Seite — da sind gepolsterte Stühle, wie bei uns, und geräumige Tische wie bei uns, und auf Verlangen, wie gesagt, auch Servietten. Es ist eine schwache Imitation der continentalen „table d'hote,“ für welche der gereiste Engländer zu schwärmen pflegt. Freund Simpson verdirbt es mit keiner Nation ganz. Denn jede Nation dec bewohnten Erde, so weit sie in London vertreten, ist ihm zinspflichtig. Deswegen sind auch seine Speisekarten halb englisch, halb französich und halb deutsch — ein wehmüthiges Deutsch allerdings, was Artikel und Ge-

schlecht anbelangt, aber doch immer Deutsch, zur freudigen Ueberraschung aller Derjenigen von unsern Landsleuten, welche noch ein Herz haben für Deutschland und deutsche Buchstaben. Was aber ganz und unverfälscht englisch ist, das sind die „joints“ und die „legs“ und „haunchs“ — und Gott sei Dank dafür! Sonst kämen wir auch nicht zu unserm Freunde Simpson vom Strand. — Aber jetzt sind wir orientirt. Wir nehmen unsern Stuhl auf der continentalen Seite des Simpson'schen Etablissements und sehen uns nach Weiterem um. Da ist die Barre mit den Bierfässern und das junge hübsche Mädchen mit der fliegenden Mütze dahinter. Und da schreit ein „waiter“ durch ein Sprachrohr, glücklicherweise hören wir ihn nicht, und da schleppt ein Anderer eine Terrine mit Turtle-Soup vorbei, und da steht der „head waiter“ mit weißer Cravatte und dem „bill of fare“, der Speisekarte, schmeichelnd neben einem hungrigen Gentleman und sucht ihn zu allerlei kostspieligen Gerichten zu verführen. Wir aber sind erfahrene Männer und lassen uns nicht verführen, sondern fragen den Schmeichler, welcher Braten „auf“ sei? Die weiße Cravatte kennt uns und unsern Appetit, und zögernd erwiedert sie: „Haunch of mutton, Sir“ — und „Roast veal“ — und „Roast beef“. Wir aber sagen ohne Besinnen: „The Roast beef of Old England“ — und auf einen Wink der weißen Cravatte kommt ein silberner Wagen auf Mahagonyrädern angefahren, ein Wagen, wie ihn die Welt nicht zum zweitenmal hat. Und ein silberner Kutschendeckel hebt sich und in einem silbernen Bette liegt das schönste und größte Stück Roastbeef, welches menschliche Augen je zu schauen gesegnet waren. Und ein Mann in weißer Livree mit gezücktem Schlachtmesser und riesiger Gabel steht daneben und erhebt seine Stimme und frägt: „Any Roast-beef here?“ Ach, daß Mr. Brooks nicht mehr dasteht! Der fragte nie, wenn er uns sah, sondern lustiglich schwang er sein Hühnermesser, und schnitt, bis es genug war. Diesem jüngeren Barbaren aber müssen wir Tag für Tag unsern Ruf „well done and lean“ wiederholen, sonst vergißt er's wieder. Ach! Mr. Brooks, warum bist Du gegangen? Die Zeiten werden immer schlechter. Oder hätte Freund Simpson Dich gar fortgeschickt, weil Dein Messer zu freigebig und Deine Schnitte zu tief waren? Einerlei — wir bleiben beim Roast-

beef, und essen „french beans“ (Schneidebohnen) dazu und Kartoffeln, welche so groß und so dick sind, daß man sechs deutsche Kartoffeln daraus machen könnte. Und nun kommt das Bier — „half-and-half“ — „Very well, Sir“ und aufs Neue steht der schäumende Zinnbecher vor uns. Und nun der Pudding, und nun der Käse — ein ganzer Käse, aber mit Gängen und Brüchen, wie ein Bergwerk, nachdem das Käsemesser schon einige Stunden lang darin gegraben, und zum Käse kommt das Gewächs der Saison, Radischen und Salat (welcher aber nur mit Salz gegessen wird) im Sommer, und Sellerie im Herbste und Winter. Für diesen Sellerie allein würde ich nach London gehen. Von solchem Sellerie hat man auf dem Continent keinen Begriff. Keine weißen Scheiben, wie bei uns; sondern ein schlank aufgeschossener Stengel, zartgelb mit grünen Blätterlöcklein: das ist der englische Sellerie, und ihn mit Porter und „Cheshire“ und „pulled bread,“ (einer Art von polygonem Zwieback) zu genießen, ist das Erhabenste, was sich auf diesem Gebiete denken läßt. Zuletzt erscheint die weiße Cravatte noch einmal mit einem kleinen Zettel, auf Englisch „bill“ und auf Deutsch „Rechnung“ genannt. Das Simpson'sche Diner mit Bier macht etwa 25 Silbergroschen; aber ich frage Jeden, der einmal an einem solchen Theil genommen, ob er selbst für das Doppelte etwas Aehnliches, sei es in Berlin oder wo es wolle, haben kann? Also dankbaren Gemüthes legen wir unsre „half-a-crown“ auf das weiße Zettelchen und einen „threepence“ daneben, für die weiße Cravatte. Denn er und sein College, die andere weiße Cravatte, zahlen jeder dem Eigenthümer des Etablissements jährlich 300 L. St. für ihre Stelle, müssen außerdem die ganze Schaar der übrigen dienstbaren Geister besolden, und endlich für alles Porzellan und Glas, welches hier zerbrochen, so wie für alles Silber, welches entwendet wird, aufkommen. Wie viele „threepences“ müssen täglich in ihre Tasche wandern, um eine solch' ungeheure Summe auszumachen! Freilich nehmen sie auch mehr, wenn man's ihnen giebt, und lohnen jede Freigebigkeit mit dem doppelten Dank, wie „Thank you, Sir, much“ oder je nachdem: „very much obliged!“ Auf unser Theil aber, um ehrlich zu sein, ist selten mehr als ein einfaches „Thank you, Sir“ gefallen.

Unser Tagewerk ist vollbracht. Wohlgemuth treten wir auf die

etwas stiller gewordene Straße hinaus. Die Lichter brennen schon — schon traben die Männer mit feurigen Hüten, die flammenden Boten von „Coal-hole“ und „Cider-Cellars“ auf und ab. — Es ist Abend, und wir könnten dieses Capitel schließen, wär' es nicht um einen Artikel auf der langen Liste von Essen und Trinken in London, welchen wir bis hier an's Ende zurückgesetzt haben. Wir meinen das Wasser.

Das Wasser scheint in London allerdings nur zum Waschen da zu sein, und nicht zum Trinken. Aber es geht uns hierin, wie einem alten guten Freunde, einem hessischen Edelmann, der jetzt schon seit Jahren unter der Erde liegt. Dieser Mann hatte in seinem Leben noch kein Wasser getrunken, oder behauptete wenigstens so. Er lebte strict nach der Regel, die das alte Lied gibt: „Guckt nicht in Wasserquellen, ihr lustigen Gesellen!“ und löschte seinen Durst demgemäß mit Wein, von welchem kein Keller bessere Sorten aufzuweisen hatte, als der seine. Da kam der wegen seiner Hitze denkwürdige Sommer von 1845. In diesem Sommer soll es dem guten Baron gar nicht mehr möglich gewesen sein, seinen immer wachsenden Durst zu löschen. Mit Wein ging's nicht und zu Wasser konnte sich der alte Zecher nicht entschließen, bis er eines Morgens, nach einer unruhigen Nacht wieder so durstig erwachte, daß er sich vornahm, den Versuch mit Wasser endlich zu machen. Heimlich, damit Niemand den alten Weintrinker auf einem solchen Gange sehe, schlich er sich zu dem kühlen Brunnen, welcher dem Herrenhause gegenübersteht; heimlich in der hohlen Hand schöpfte er Wasser, und heimlich, nachdem er sich überzeugt, daß Niemand es sehe, setzte er dasselbe an den Mund. — Aber da, in dem Momente, wo das kühlende Naß seine Lippen berührte, im letzten Momente noch schleuderte er es fort auf die Erde, mit den Worten: „Lieber dursten, als Wasser trinken!“

An diese Worte des alten deutschen Barons haben wir in London oft gedacht, wenn wir an einem heißen Sommerabend, fast verzweifelnd vor Durst, mit Wehmuth an ein Glas Bier oder Glas Wasser aus der Heimath dachten. Der Engländer trinkt sein „brandy-and water“, oder sein „sodawater“ — der Deutsche aber seufzt vergebens nach seinem klaren, kühlen Brunnenwasser. Denn das Wasser von London ist in der That kaum zu trinken.

In alten Zeiten muß in London an gutem Wasser kein Mangel gewesen sein, wie die Menge der in den Straßennamen noch erhaltenen „brook“, „well“, „bourn“ und „born“ andeutet. Aber je mehr die Stadt wuchs, um so weniger genügten die ursprünglich vorhandenen Bäche und Brunnen; die vermehrte Bevölkerung sog einige auf, andere trockneten aus, und so früh wie im 13. Jahrhundert mußte man seine Zuflucht schon zu künstlichen Wasserleitungen nehmen. Damals brauchte man jedoch wegen Wassers nicht weiter zu gehen, als bis Paddington. Später mußte man sich zu den Hügeln von Hampstead wenden, und heute bezieht man es aus einem ganz andern Shire, als denjenigen, in welchen London gelegen ist. Denn der Boden von London selbst hat so gut wie gar kein Wasser mehr. Im Laufe der Zeit und in Folge des seit Jahrhunderten unaufhörlich gesteigerten Verbrauchs ist es so tief gesunken, daß es kaum noch zu erreichen ist, und es soll in jedem Jahre um einen Fuß tiefer sinken. Außerdem ist der Boden, auf welchem London steht, so durchlöchert und ausgehöhlt, daß ein Brunnen eine Unmöglichkeit wäre. Eisenbahnen durchschneiden das London unter der Erde und Röhren, neben-, unter- und übereinander durchkreuzen es in Meilenlänge nach allen Richtungen. Das Themsewasser aber in der Nachbarschaft von London ist so faul und schmutzig, daß auch an diese Aushülfe nicht zu denken ist. Deswegen, wie gesagt, bezieht London seinen Wasserbedarf aus entfernten Landstrichen, die noch nicht von Röhren durchschnitten sind, und aus der Themse, weit oberhalb Londons, wo sie noch jungfräulich klar und ihre Farbe wirklich noch „silbern“ ist, wie die Dichter in vergangenen Jahrhunderten gesungen. Es giebt acht Wassercompagnieen in London, von welchen diejenige des „New River“ die älteste und noch immer bedeutendste ist. Der „New River“ ist ein Canal, welcher in einem Bett von 48 Meilen Länge und 30 Fuß Tiefe das Wasser aus den Quellen von Hertfordshire nach London leitet. Angelegt ward diese Leitung im 17. Jahrhundert und unter Jakob I. von dem nachmals in den Ritterstand erhobenen Sir Hugh Myddleton. Ein großes Geschrei erhob sich damals gegen das Project und den Projector. Die Grundeigenthümer protestirten auf's Heftigste gegen den „Graben“, (ihren Rechtsverwahrungen zum Theil

dankt der New River seine vielfach gewundenen und malerischen Ufer) und die Wasserträger, welche London damals bedienten, riefen: „Frisches Flußwasser hier und Nichts von Eurem Röhrenschlamm!“ Die ganze Unternehmung würde mitten in ihrem Verlauf gestockt haben, wenn Seine Majestät Jakob I. nicht Halbpart mit Sir Hugh gemacht hätte. Aber schon Jakob's I. Enkel, Karl II., gab dem ritterlichen Unternehmer seinen halben Antheil gegen eine Jahresrente von 500 L. zurück — wahrscheinlich aber nicht aus Großmuth, sondern weit eher, vielleicht, weil sein Partner neue Einzahlungen verlangte. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag zahlt die Compagnie jährlich ihre 500 L. in den Königlichen Schatz, während die Actien, deren eine Hälfte immer noch „Königs-Actien“, und deren andere Hälfte „Abentheurer-Actien“ genannt wird, inzwischen von 15 L. auf 850 L. gestiegen sind! Trotzdem aber sollten leider die alten Wasserträger mit ihrem „Röhrenschlamm“ nicht so ganz Unrecht behalten. Das Wasser zwar, welches der New River sowohl als die übrigen sieben Compagnieen in ihren riesenhaften Reservoirs, Wasserthürmen und Filtrirbetten haben, ist rein, wenn es den Umkreis von London erreicht. Aber hier sogleich beginnt die Verpestung desselben. Die 8 Wasserleitungen bringen täglich 88 Millionen Gallonen Wasser in die Stadt; aber dieser ungeheure Trink- und Waschwasserozean muß, bevor er in den Häusern hinauf- und in die Waschbecken und Caraffen hinabsteigt, erst die ganze Länge des unterirdischen Londons in einer Masse von 2530 engl. Meilen eiserner Röhren durchlaufen, um dann durch 6000 Meilen bleierner Röhren in die 362,890 bewohnten Häuser von London geführt zu werden. Dicht neben den Wasserröhren liegen die Gasröhren, dann die Röhren, welche den Unrath fortführen und in neuerer Zeit sind noch die Telegraphendrathröhren dazu gekommen, und das soll nun wie Leute sagen, die das London unter der Erde kennen, eine solche Stopfung von Röhren sein, daß an manchen Stellen kaum eine Ratte zwischendurch schlüpfen kann. Die Gasröhren werden aber leicht leck und es ist berechnet worden, daß nicht weniger als 1000 Millionen Cubikfuß Gas jährlich in die Straßenerde von London entweichen. Dieses entströmende Gas nun frißt die 4700 Meilen der unterirdischen Gas-, Wasser-, Unrath- und Telegraphen-

röhren in einem solchen Maße an, daß das unterirdische London einem weiten, wüsten Grabe verfaulenden Eisens gleich sein soll. Was diese Fäulniß und diese entströmenden Dünste für einen Einfluß auf das Wasser haben, läßt sich leicht ermessen. Lasen wir doch neulich erst von dem Briefe eines Londoner Hauseigenthümers an die Direction einer von den acht Compagnieen, in welchem dieser fragte, was sie — die Compagnie — ihren Kunden denn eigentlich liefere: Wasser oder Gas? Sein Dienstmädchen sei neulich Abends in das Waschhaus mit einem Licht und einem Eimer gegangen; aber anstatt Wasser zu erhalten, habe sie das Dach des Waschhauses in die Luft gesprengt! —

Viel ärger als dieses durch die Compagnie verschaffte Wasser ist aber dasjenige, was sich namentlich in der City in mehreren noch aus frühern Jahrhunderten stammenden Brunnen und Pumpen findet. Uns liegt ein amtlicher Bericht über das City-Wasser vor und unsre Leser werden staunen, wenn wir ihnen Einiges daraus mittheilen. „Die City-Pumpen", sagt der Bericht, „sind nicht nur geschwängert mit verfaulenden organischen Stoffen, sondern auch mit den salzartigen Producten ihrer eigenen Oxydation. Das Wasser aus den meisten dieser Pumpen ist klar und glänzend, und es hat einen kühlen und angenehmen Geschmack. Es wird deshalb sehr gern als Trinkwasser benutzt; aber die Kühle des Getränks und sein verlockendes Aussehen sind gefährliche Täuschungen! Denn der Grund von Beiden ist — organische Fäulniß. Sie allein giebt dem Wasser die angenehmen Eigenschaften, welche so verführerisch wirken; und in der That ist das Wasser der City-Pumpen bei Weitem schlechter und schädlicher, als das selbst der muddigen Themse. Denn viele dieser Pumpen sind in unmittelbarer Nähe der fetten City-Kirchhöfe, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie all' ihr Wasser aus diesen Quellen beziehen."

Zur Erklärung für die Leser muß hier eingeschaltet werden, daß die Hauptbegräbnißplätze in London noch immer die Kirchen sind und das, was man im natürlichen Sinne des Wortes die Kirchhöfe nennt. Das London der Lebendigen ist gedrängt voll von dem London der Todten. Die Kirche von St. Martins in the Fields, mitten in der Stadt und hoch über einer ihrer Hauptstraßen und Hauptplätze,

enthält gegen 2000 Särge. Die Kirche von St. Mary-le-Bow — die Kirche, in deren Thurm die „fröhlichen Bow-Glocken" hängen — ist buchstäblich in ihrem Grunde vollgestopft von bleiernen Särgen, dreißig Fuß hoch, und von ihrer eignen Schwere, der eine einbrechend in den andern. Der Kirchhof von St. Pauls aber — im innersten Kern der City — ist eine Pestbeule von faulenden Menschenresten — der gedrückt enge Platz, in welchem seit zwei Jahrhunderten alle Bewohner dieses Kirchspiels begraben sind. O, dieses lustige London tobt auf seinen Gräbern, und die lebende Generation füllt ihre Becher mit der Fäulniß der gestorbenen .... Schrecklicheres Wasser ist niemals getrunken worden. Gleicht es nicht jenem klaren und glänzenden aber vergifteten Getränk, welches in köstlicher Schaale dem Nichts ahnenden Gast von seinem tödtlichen Feinde unter der Maske des freundlichen Wirthes gereicht wird? Uns schaudert, wenn wir daran denken, was man in London unter der Gestalt von „Wasser" Alles zu trinken bekommen kann, und daß dasjenige, was wir anderwärts für seine empfehlendsten Eigenschaften halten, Kühle und Klarheit, hier Nichts ist, als der Effect von zwei aufeinanderfolgenden Verwesungsprozessen, durch welche animalische Stoffe gegangen sind .... Nein! da halten wir es mit unserm alten deutschen Baron und sagen wie er: „Lieber dursten, als Wasser trinken!"

In den letzten Jahren hat man diesem großen und ungemein fühlbaren Mangel an gesundem Trinkwasser durch Errichtung von sogenannten „drinking fountains" abzuhelfen gesucht. Reiche und wohlthätige Männer haben in den verschiedensten Theilen der Stadt hübsch verzierte Marmorbassins errichten lassen, mit einem ununterbrochen rinnenden Wassersprudel und einem blanken Zinnbecher zum Schöpfen. Dieß „drinking fountain-movement" war eine Zeit lang sehr populair in London, und es giebt jetzt bereits über achtzig solcher Wohlthätigkeitsbrünnlein; daß aber das Wasser dadurch besser geworden, glauben wir nicht.

6. Ale und Porter.

Ale und Porter haben aufgehört, das ausschließliche Eigenthum von Alt-England zu sein. Ale und Porter — Dank der Eisenbahn und den Dampfschiffen und der von Beiden durcheinandergerüttelten Menschheit — giebt es heut, soweit der Himmel über der Erde ist. Wir spülen in Hamburg die Austern von Holstein damit hinunter; wir trinken es in Berlin zu der braunschweiger Wurst und dem Schwarzbrod von Westfalen. Was ist heut noch ausschließliches Eigenthum einer Nation? Die Welt im Großen und Ganzen hat nahezu den Begriff der Volks-Individualität verdrängt; und an unsern Tischen nicht am Wenigsten merken wir es, wie kosmopolitisch wir geworden.

Aber trotz alledem — Ale und Porter kann man nur in England trinken! Erinnert sich der Leser vielleicht jener Scene in Thackeray's unvergleichlichen „Vanity Fair," wo Mr. Sedley, der dicke Jos, nach langjähriger Abwesenheit aus Ostindien zurückkehrt und auf englischem Boden das erste „pint of porter" trinkt? „Der Gastwirth sagte, es thäte seinen Augen gut, zu sehen, wie Mr. Sidley sein erstes Pint of Porter trinke. Wenn ich Zeit hätte und auf Abschweifungen eingehen dürfte, so würde ich ein Capitel schreiben über dieses erste auf englischem Grund getrunkene Pint of Porter. Ach, wie gut es ist! Es ist wohl werth, die Heimath für ein Jahr zu verlassen, sei's auch nur, um diesen Trunk zu genießen." —

Ale und Porter, um damit zu beginnen — kann man nicht aus Gläsern trinken. Einen Becher von Zinn, eine Kanne, ein gutes eng-

lisches „pint“ soll man haben, wenn man Ale und Porter trinken will. Ale und Porter, zweitens, kann man nicht aus Flaschen trinken. Sechs oder sieben Fässer sollen daliegen, und ein guter, englischer, dicker „host“ soll dahinter stehen, um uns die Zinnkannen zu füllen, und je nach unserm Wunsch und Begehr zu mischen aus „bitter“ oder „mild“ — — Ach, wie diese altsächsischen Worte an unser Ohr und unser Herz schlagen! Ja, und wenn man keine zinnerne Kanne und kein Faß und keinen „host“ dahinter hat, dann schmeckt auch Ale und Porter nicht; und darum kann man Ale und Porter nur in England trinken! —

Aber wir sind in England — unsere Gedanken tragen uns wieder einmal hinüber, wir sind in London, und von allen Seiten blicken die wolbekannten grünen Schilder auf uns nieder mit den goldenen Inschriften: „Allsopp's Pale Ale“ — „Trumann, Hanbury, Buxton and Co's Entire“ — „Barclay and Perkins's Splendid Porter“ — „Meux and Co's London Stout.“ . . . . . . Durch die halboffene Thüre sehen wir die Zinnkannen um die Barre hängen — blankgescheuert, spiegelblank — ein Anblick zum Entzücken für jedes muthige Herz . . . wir sehen die hohen Fässer und, die rothe Nase meines Herrn „host“ und die kleine Kappe mit Bändern auf dem blonden Köpfchen seiner allerliebsten Tochter. . . .

Den Fremden, wenn er zum Erstenmal in Londons Straßen irrt und die Literatur der Schilder mit halbem Verständniß zu studiren beginnt, werden diese Bierschilder nicht am wenigsten in Verlegenheit setzen. Ueber Ale bringt er eine ziemlich geordnete Vorstellung aus der Heimath mit. Es ist ein süßlich-bittres Bier in einer schlanken Flasche, auf deren Marke sich ein rothes Dreieck mit der Umschrift: „Bass and Co's Pale Ale“ bemerklich macht. Aber was ist „Entire?“ Was ist „Stout?“ Sind sie verschieden von „Porter“ oder nicht? In Wirklichkeit sind „Stout,“ „Porter“ und „Entire“ nur drei verschiedene Namen für dasselbe Ding. „Entire“ ist der Name, den die stets in blühendem Stil gehaltene Terminologie der Londoner „publicans“ vorzieht; aber „Porter“ ist das populaire Wort. Porter ist verhältnißmäßig ein Getränk jüngeren Datums. Vor dem Jahre 1730 kannte man es nicht. Vor dieser Zeit kannte man in England nur Ale, Dünnbier und „two-penny“;

die Kannen jener Tage wurden mit einer Mischung aus je einer oder der andern dieser drei Sorten gefüllt, und die Mischung hieß mit klassischem Namen: „half-and-half.“ Erst viel später — denn die Einsicht und Erleuchtung schreitet langsam! — kam man auf den Gedanken, „dreidrähtig“ zu spinnen, und der Fortschritt bestand nun darin, daß Jedermann seinen Becher sich aus allen drei Bierfässern füllen ließ. In dem denkwürdigen Jahr 1730 aber war es, wo ein unsterblicher „Publikaner,“ d. h. Kneipwirth, den Fortschritt zur Vollendung führte und der stufenweisen Entwickelung des biertrinkenden Englands die Krone aufsetzte. Besagter Publikaner nämlich, den es der Mühe verdroß, jeden „tankard“ allemal unter drei Fässer zu halten, richtete sich eine Brauerei darauf ein, die „drei Drähte“ sogleich und von vornherein in „ein Ganzes“ zu spinnen, und sein Concoct, welchem er den Namen „Entire“ (ein Ganzes) gab, ward alsobald ausposaunt als das beste und passendste Getränk für „Porters“ d. h. für Arbeitsleute und Lastknechte aller Art. Warum der unsterbliche Kneipwirth und Braumeister so niedrig von seiner Erfindung dachte, ist eines jener Räthsel in der Geschichte der Erfindungen. Denn nicht blos die Arbeitsleute und Lastknechte von London billigten und approbirten das neue Getränk; sondern viele große und vornehme Leute thaten desgleichen, und das Getränk welches von Stund' ab „Porter“ genannt ward, erwarb sich die Achtung und Liebe der Briten in solchem Maße, daß es bald als gleichberechtigter Mitregent neben das uralte und schon von den Angelsachsen erfundene Ale trat, welches allein noch mit Porter gemischt das berühmte „half-and-half“ der Neuzeit bildet. —

Siebenzehn große Brauereien arbeiten in London bei Tag und bei Nacht, mit Dampf und mit Pferden, um die bescheidene Zahl von 1000 Millionen Becher zu füllen, welche unser Vetter John alljährlich leert. Unser Vetter John ist ein enormer Trinker. Großer Gott was kann er vertragen, eh' er in die Gosse sinkt. Aber in die Gosse sinkt er zuletzt, und er macht auch gar kein Hehl daraus; und vorzüglich auf einen Sonntagsnachmittag, zwischen dem ersten und dem zweiten Gottesdienst, wenn sich die Thüre des Ale-Hauses in demselben

Moment öffnet, wo diejenige der Kirche sich schließt, kann man die rührendsten Beispiele dieser Art erleben. —

Aber wir wollen keinen Streit mit unserm Vetter John anfangen. Der Himmel verhüte das! Wir lassen ihn lieber vor seiner Barre, bei dem „tankard" und dem „host" und machen uns auf den Weg, um eine von den siebzehn großen Brauereien zu besuchen.

Wir haben eine Vorliebe für Barclay und Perkins's Brauerei. Nicht weil die Knechte dieser Brauerei vor wenigen Jahren, aufgereizt, und in einem Anfall von unverzeihlicher Rohheit, der wol der groben Fäusten von Brauknechten, nicht aber der großen, englischen, gastfreien Nation würdig war, einen Mann durchgeprügelt haben, dessen Namen auch uns verhaßt ist, der aber wehrlos und schutzlos und auf eine Einladung des Eigenthümers in ihr Etablissement gekommen war. Wir hegen trotz dieser Haynau'schen Reminiscenz eine Vorliebe für Barclay und Perkins. Aber andere Bilder beschäftigen uns, wenn wir an die Vergangenheit derselben denken. Die feine, graziöse Gestalt der Madame Piozzi steht vor uns. Die derbe hausbackene Erscheinung Samuel Johnson's, des großen Lexikographers schreitet dahin. Die geistreiche, aber etwas malitiöse Lippe der kleinen Miß Burney bewegt sich. Ein ganzer Roman spielt sich vor unserm Auge ab. Der erste Mann der Mad. Piozzi, ein Mr. Thrale, ist der erste Besitzer dieser Brauerei gewesen. Man braucht nicht in's Theater zu gehen, wenn man Dramen sehen will. Auch so etwas, wie das Leben einer Brauersfrau kann interessant sein. Mr. Thrale, der große Braumeister von London, kümmerte sich wenig um seine Brauerei; aber noch weniger um Mrs. Thrale, seine hübsche, liebe Frau. Mr. Thrale zog Champagner dem nationalen Getränk seiner eignen Brauerei vor; und wenn er Champagner trank, so liebte er es, eine schöne Dame, die nicht Mrs. Thrale war, neben sich zu haben. Ein gewisser Perkins indessen, einer von Mr. Thrale's „Clerks" oder Comptoiristen, nahm sich des Hauptbuchs an; und Mrs. Thrale tröstete sich mit dem Geplauder der kleinen Miß Burney und mit den Grobheiten des großen Sam. Johnson. Zuletzt hatte Mr. Thrale genug Champagner getrunken und starb. Mrs. Thrale, als rechtschaffene Mutter ihrer Kinder, nahm die Verwaltung der Brauerei in ihre feinen Hände. — Aber ach!

Malz und Hopfen waren ein schlechter Ersatz für ein halbverlornes Leben. Zuletzt erscheint ein Stern. Es ist aus dem Süden, aus Italien. Er heißt Signor Piozzi. Er ist ein berühmter Musiker. Dr. Burney, der Mr. Davison seiner Tage, hat ihn bei Mrs. Thrale eingeführt. Das Ende ist kurz und brillant: Mrs. Thrale, die schöne Brauerswittwe, verliebt sich in ihn, und troß des Aufschrei's der ganzen „anständigen" Welt von England, trotz der Perfidie der kleinen, geistreichen Miß Burney und allen Gepolters des ungeschliffenen Lexikonschreibers wird die englische „Lady" die Frau des italienischen Musikanten. Die Beiden verlassen England und gehen nach Italien; und spät, als Mrs. Piozzi in die Heimath zurückkehrt, ist ihr Name als derjenige der Dichterin der „three Warnings" und des „Florence Miscellany" in ganz England berühmt geworden. Die Liebe hat sie zur Dichterin gemacht; und der Dichterin verzieh selbst das orthodoxe England, was sie dem Herzen der schlichten Brauerswittwe niemals verziehen haben würde. Sie starb erst in unserm eignen Jahrhundert, eine von den letzten Gestalten der Aera des dritten Georgs und der Regentschaft. Die Brauerei aber war an den fleißigen Clerk, der weiland das Hauptbuch führte, übergegangen; und in den Händen seiner Nachkommen befindlich, heißt sie noch heute: „Barcley and Perkins's Brewhouse." —

Barcley und Perkins's Brauerei liegt auf der andern Seite des Wassers, in Southwark. Sie bedeckt den Platz, wo einstmalen Shakespeare's Globetheater gestanden. Sie bedeckt einen Platz von zehn Ackern. Sie ist die größte Brauerei in der Welt. Man muß ein Einführungsschreiben haben, um Zutritt zu erlangen. Sonst würde sich halb London zu Gaste bitten auf das Glas Stout, mit welchem jeder Besucher der Brauerei geehrt wird.

Von Cheapside, Guildhall gegenüber, biegt man nach Queenstreet, ein. Diese Straße ist einsam und wird melancholisch, wo sie sich der Brücke naht. Die Häuser sind groß und dunkel, und die Bäume, die vor den Häusern stehn und das bischen betrübte Gartenwerk ringsum, haben ein rußiges Ansehn, und machen ein Geräusch, wenn der Wind sie bewegt, als ob die Blätter von Eisenblech wären. Ich kenne nichts Wehmüthigeres, als solch' einen Baum in der City

von London; aber der Londoner liebt diese Bäume, die Reste jener stattlichen Gärten, welche einst seine minder turbulente Stadt bekränzten, und er hegt und pflegt sie, so gut er kann. — Dann kommt die Brücke, Southwark-bridge. Man kann die Menschen zählen, welche über diese Brücke gehn. Sie macht einen seltsamen und verlassenen Contrast, wenn man links hinüberschaut zu ihrem Nachbar, der ewig von Tausenden überwogten London-bridge. Southwark-bridge ist eine von jenen Londoner Brücken, auf welchen Zoll erhoben wird. Darum meidet sie Jeder, der sie meiden kann, und sie macht — mitten in dem Trubel der City — diesen Eindruck von Todtenstille. Auf dem „toll-gate", der Barrière, durch welche man am Zollhäuschen vorbeigeht, sitzt ein Rabe, und durch den Nebel, welcher über dem Strome braut, sieht man gegenüber auf dem andern Ufer, in der Unklarheit von Rauch und Dunst, eine unförmliche Masse von Mauerwerk, wie ein altes Castell mit Wall und Graben und Thürmen. Das Castell wächst in seinem Umfange, je näher man über der Brücke herankommt. Die Thürme verwandeln sich in himmelhohe Schlöte, die aber nur mäßig dampfen. Von Qualm ist keine Spur, da die Feueressen den Kohlenrauch, den sie erzeugen, auch selbst wieder verzehren. Das Castell nimmt das Ansehen einer ganzen Fabrikstadt an, und diese Fabrikstadt ohne Rauch ist Barcley und Perkins's Brauerei.

Man glaubt in einer neuen Welt zu sein, sobald man das Eingangsthor passirt hat; in solch' einer etwa, wie Gulliver auf seinen Reisen besucht hat. Die Begriffe der Dimensionen machen eine wunderliche Revolution durch. Sechs Fuß hohe Männer in Lederschürzen sind das Erste, was man auf Steinblöcken an den Grundmauern der Gebäude herumsitzen sieht, und hier und da angebunden steht ein weißer Gaul mit Kopf und Bauch und Beinen, daß man an das berühmte Pferd von Troja denkt. Aber nun, wenn man an die Gebäude herantritt, wie schrumpfen die sechs Fuß hohen Männer und die trojanischen Pferde zusammen vor den Schornsteinen, die von Unten auf gesehen, gar kein Ende mehr zu haben scheinen, vor den Dampfmaschinen und den Fässern, an welchen wir auf eisernen Treppen herumklettern, als wie um die Kuppel von St. Paul's, und den Feuern,

welche eine Gluth und eine Tiefe haben, als ob der Erdkern an irgend einer Stelle aufgerissen sei . . .

Doch wir wollen genau bei der Ordnung und Reihenfolge der Eindrücke bleiben, um die Leser nicht zu verwirren, obgleich der erste Eindruck, wenn man Barclay und Perkins's Brauerei sieht, Verwirrung ist — Verwirrung der Begriffe über das, was klein oder groß ist, Verwirrung der Zahlen, als ob kein großer Unterschied sei zwischen 50,000 Gallonen oder 100,000 Gallonen Bier — und zuletzt auch ein klein wenig Verwirrung der Sinne, da man eben so wenig ungestraft unter Palmen als unter den berauschenden Kühlfässern von Barclay und Perkins's Brauerei wandelt.

Also wir befinden uns in dem großen Hofe von Barclay und Perkins's Brauerei — gleichsam dem Marktplatz dieser Fabrikstadt, umgeben von schwarzen Treppen und schwarzen Gebäuden und schwarzen Kellern und schwarzen Pferdeställen und schwarzen Wagen und Werkstätten aller und jeder Art. Da tanzen Tonnen herum, als wie auf einem Beine, und Küper hämmern darauf los. Da wird einem Rad eine Speiche eingesetzt. Da bläht sich ein Blasebalg, und aus dem Ofen schwingt der Schmied sein weißglühend Stück Eisen auf den Ambos. Da wird ein Pferd beschlagen. Da steht ein Zimmermann bei der Arbeit, und da ist die Malerstube, wo die schönen Schilder gemalt werden, die grünen mit den goldenen Inschriften, welche wir in der Stadt und auf dem Lande über zahllosen Publichouses erblicken. Jede von den großen Brauereien nämlich hat ihre Anzahl von „publicans", — bei einigen beläuft sich diese Anzahl weit in die Tausende — welchen sie außer den Fässern auch noch die Schilder zu liefern hat, wogegen diese ihren Bedarf ausschließlich von der betreffenden Brauerei zu beziehen verpflichtet sind. Die Schilder für die Stadt sind einfach — Grün mit Gold, wie wir bereits gesagt haben. Der Geschmack der Stadt ist in dieser Beziehung bescheiden. Aber das Land liebt das Bunte, Farben- und Gestaltenreiche, und da geht selten ein Schild in die „country", welches nicht fein säuberlich verziert wäre mit Hunden und Hasen, oder mit dem heiligen Georg und dem Drachen, — einem Schwein und einer Pfeife (das letztere Zeichen ist namentlich sehr beliebt!) je nachdem das Public-house ge-

nannt ist, „The Hare and Hounds“, „The George and Dragon“, „The Pig and Whistle“ — etc. Uebrigens kann man sich einen Begriff von dem Unterthanen machen, welche das Haus Barclay und Perkins im Bierkönigreich kommandirt, wenn man hört, daß dasselbe täglich allein für 60,000 L. St. Fässer draußen hat! —

Hier auf dem Hofe, in der Nähe ihrer Pferdeställe und Wagenschuppen, vermehrt sich nun auch die Zahl der „draymen“, der 6 Fuß hohen Männer in Lederschürzen. Sie sind die Fuhrleute dieses Etablissements; und wenn man schon vor einem deutschen Fuhrman Respect hat, so sollte man diese erst sehen, mit ihren braunen Papierkappen auf dem Kopfe — stark von Roastbeef und wohlgenährt von dem kräftigsten Porter, eine wahre Riesengarde, unter welcher unser Einem gar bänglich zu Muthe wird. Wir danken unserm Schöpfer, wenn wir hier und da zwischen den Brobdignags einen Erdenbürger erblicken, wie wir selber — in Tuchrock, mit schwarzem Hut und einer Hose, wie sie das übrige Menschengeschlecht trägt. Dieses sind Comptoiristen, und einer derselben, dem wir uns anschließen, führt uns in das Büreau. Nachdem man unser Empfehlungsschreiben in Empfang genommen, bittet man uns, unsern Namen in ein Fremdenbuch zu schreiben. Fast lauter deutsche Namen, indem wir flüchtig über die Blätter blicken! Es muß doch ein teutonischer Zug sein, der meine deutschen Landsleute an diese Fässer und zu diesem Tranke zieht, in welchem schon Odin geschwelgt. — Alsdann giebt man uns einen Begleiter, der uns durch die Brauerei führen soll. Man ist so rücksichtsvoll, uns den kleinsten Clerk von einem der zahllosen Schreibtische beizuordnen, damit wir, wenn wir erst wieder unter den Riesen sind, doch immer noch Einen sehen, der nicht größer ist, als wir selber.

Unsre Wanderung beginnt in einem dunklen Raume. Ob es nur an jenem Tage so war, oder ob es in Barclay und Perkins's Brauerei immer so ist: wir haben die Erinnerung an ungeheure dunkle Räume, mit den kolossalen Umrissen von Fässern und Tonnen, von Menschen, welche irgendwo durch die Luft gehen (denn man kann die eisernen Gänge und Treppen, auf welchen sie gehen, nicht sehen wegen der Dämmerung), von glühenden Feueressen und halbnackten Menschen davor, welche schwarz sind und naß von Schweiß, von zackigen Eisen-

armen, welche sich bewegen, von viereckigen Eimern, welche in endloser Reihe auf- und niedersteigen, von Böden und Kammern, einer über der andern, von schwarzen Seeen mit weißem Schaume im dritten Stockwerk, und von einem Malzgeruch in allen Stockwerken, welcher hinreichend wäre, um Todte aufzuwecken und Lebendige satt zu machen. Dieß ist die erste und bleibende Erinnerung, die sich uns immer wieder aufdrängt, wenn wir uns unsern Besuch in Barclay und Perkins's Brauerei zurückrufen.

Wir hören die ununterbrochene Arbeit von zwei Dampfmaschinen — das Stoßen und Stampfen von Stangenwerken, das Krachen von Axen, das Rollen von Rädern, das Rasseln von Ketten. Unser kleiner Clerk bemüht sich vergeblich uns Zahlen zu nennen und Cubikfuße anzugeben. Umsonst stößt der „Stoker“ mit einer furchtbaren Eisenstange in die Feuerhöhle, um uns zu zeigen, wie tief sie sei. Umsonst kommt ein Mann hervor, aus irgend einem dunkeln Hintergrund, mit geröstetem Malz, aus welchem Porter gebraut wird, wie Caffee aus gerösteten Bohnen; und ein anderer mit geschrotenem hellen Malz, aus welchem Ale gebraut wird. Wir hören nur die Maschine — wie sie keucht und stöhnt und brummt und uns den Boden unter den Füßen zu mißgönnen scheint. Dazu steigt nun ein Qualm auf — ein so betäubender Qualm, daß wir anfangen, bei vollem Bewußtsein betrunken zu werden. Wir stehen bei den beiden Maischfässern, in welchen Malz und Hopfen zusammengekocht werden, und in welchen eben 1600 Faß Bier diesen Prozeß durchmachen — „1600 Faß" — sagt der Clerk. Mechanisch trag' ich die Zahl in mein Pocket-Buch. Ich fürchte, mein Pocket-Buch wird ewig nach gährendem Bier riechen! — Von diesen Maischfässern wird die braune Suppe in vier oder vier fünf Kupferbassins gepumpt — wir sehen keine Hand, welche den Pumpenschwengel rührt — der Dampf thut es. Der Dampf thut hier Alles. Er zermalmt das Korn, er röstet und schrotet es. Er schleppt die Säcke hinauf und herunter. Er extrahirt die Kraft aus Malz und Hopfen; er kocht das Wasser, er mischt die Substanzen und schöpft das fertige Bier aus dem höchsten Stockwerk des hohen Gebäudes in die unterste Tiefe des Kellers, welcher gegenüber in einem ganz andern Gebäude ist. Von seinen langen unsichtbaren Armen

fühlen wir uns unablässig umgeben. Er hebt uns selber aus einem Stock in den andern, und seine geisterhafte Nähe wird uns durch den heißen Athem kund, welcher uns hier und da anweht, und durch das unablässige Stöhnen, welches uns überall begleitet, als ob er seine Arbeit mit Ingrimm und nur gezwungen thue.

In den Kupferschaalen — welche beiläufig einen Flächenraum von etwa 30,000 Quadratfuß repräsentiren — verkühlt das Bier, und aus denselben strömt es nieder in vier andere Fässer von 15 Fuß Tiefe, in welchen es den Gährungsprozeß durchmacht. Unser kleiner Clerk ist so freundlich, uns auf eine Ritze im Faßdeckel aufmerksam zu machen, mit der Einladung, die Nase an besagte Ritze zu halten. Wir halten die Nase an besagte Ritze — aber wir müßten ein Elephant sein oder ein Rhinozeros, wenn wir in dieser Stellung auch nur den sechzigsten Theil von einer Minute verharren könnten. Denn der ganze hirnerschütternde Dunst von 1,500 Fässern oder 50,000 Gallonen gährenden Porters, in den Raum einer kleinen Ritze condensirt, steigt auf Einmal in unsere Nase. Es hört auf, ein Geruch zu sein; daß ganze Nervensystem geräth in Aufruhr und es ist, als ob Einen der Schlag gerührt habe. — Nach 36 Stunden wird das ausgegohrne Bier in eine Reihe von großen Kasten niedergelassen, welche sich über und über mit dem weißen Schaum der „Geeste" bedecken. Nachdem dieser abgetroffen, ist das Bier fertig und wird nun in die Vorrathsfässer geschafft, in welchen es „reifen" muß, bevor es in die Welt und in die „public-houses" und in die „tankards" kommt.

Im Niedersteigen macht uns der kleine Clerk auf eine andere Vorrathskammer aufmerksam, in welcher der Hopfen lagert; und en passant läßt er die Bemerkung fallen, daß sich etwas Mehrvorrath noch vom vorigen Jahre daselbst befinde, daß die Hopfenpreise inzwischen gestiegen seien, und daß der Mehrvorrath dem Hause Barclay und Perkins's eine Kleinigkeit eingebracht hätte von 2 oder 250,000 L. St. — so genau wisse er's im Augenblick nicht.

Nun über den Hof gehen wir in die Lagerkeller. Ist der Leser jemals in einer von den berühmten Höhlen gewesen, sei es die Baumannshöhle im Harz oder die Fingalshöhle in Schottland? Nun, so ungefähr sieht es in diesen Lagerkellern aus. Die Bierfässer sind

die gigantischen Säulen — Bierfässer in der That, an denen wir herumgehen wie Zwerge aus dem Märchen, und an deren untersten Eisenreifen kaum die oberste Spitze unseres Hutes reicht. Der Stolz jedoch von Barclay und Perkins's Lagerkeller sind die sechs Schwestern. Sechs weibliche Wesen von solchem Umfange hat die Welt nicht zum zweitenmal. Es sind sechs Schwestern, die sich sehen lassen können; an ihren Brüsten kann sich halb London satt trinken. Die kleinste von diesen Tonnenjungfrauen enthält 3,500 Faß Porter, und die größte 1,003,000 Pints!

Ein neuer lebenweckender Geruch weht uns entgegen. Aber es ist noch immer nicht der Geruch der frischen Luft. Es ist Salmiakgeruch. Wir sind in den Pferdeställen. 160 Pferde stampfen auf den Steinboden, und zerren an den Heubündeln der eisernen Raufen. Eins von denselben, ein schöner, starker, weißer Gaul von flämischer Race wird uns vorgeführt. „Wie heißt er?" „Alexander, Sir!" — Diese Pferde führen alle sehr stolze Namen. Die meisten sind Herzöge oder Grafen. Alexander aber ist sehr mißmuthig. Wir haben ihn bei seinem Mittagsmahle gestört. — „Never mind!" sagt der Stallknecht, der ihn vorgeführt hat; „er frißt den ganzen Tag." Darauf bringt er ihn zu seiner Krippe zurück, und Alexander beginnt sein unterbrochenes Werk aufs Neue. Alle diese Pferde scheinen einen guten Appetit zu haben. Aber ihre Arbeit ist auch hart; und jeder Pflasterstein von London fühlt es, wenn ein Karrengaul aus Barclay und Perkins's Stall auf ihn tritt.

Zuletzt und zum Abschied führt uns der kleine Clerk in ein freundliches und reinliches, stilles Stübchen. Hier steht eine freundliche und reinliche, stille Matrone hinter blankbeschlagenen Fässern und kredenzt uns in einem blankgescheuerten Zinnbecher einen Trunk ächten und unverfälschten „London Stout's." Diesen Trunk werde ich nie vergessen. Nach diesem Trunk schmeckt mir kein Bier mehr in London. „Solch ein Bier habe ich noch nicht getrunken!" rufe ich entzückt aus. „Und werden es auch so leicht nicht wiedertrinken, Sir! es müßte denn sein, Sie kämen zum zweitenmal an diese Barre," schmunzelt die freundliche, schlaue Matrone.

Mit diesem schlechten Trost muß denn unsere Bier-Odyssee leider schließen; und das Letzte, was wir von dieser Malz- und Hopfen-Phäakenstadt sehen, sind die hohen, eisenbeschlagenen, schwarzen Thorflügel und auf einem Brett, an einer Häusermauer darüber, die schwarzberußten Worte: „Arthur Kett Barclay, Algernon Perkins, licensed common brewers.“

7. Die London Docks.

Oft schon hab' ich darüber nachgedacht, warum diese Stadt mich so lebhaft anzieht; warum ich nicht müde werde, durch ihre Straßen zu wandern, vor ihren Palästen stehen zu bleiben und die Geschichte ihrer Größe zu lesen? Es ist nicht allein das erhebende Gefühl von Freiheit und Selbstständigkeit, welches die Betrachtung des Reichthums und der ungeheuren Fülle von Leben erweckt, wohin immer man auch in Londons Straßen treten mag. Es ist nicht allein die Pracht seiner Paläste, noch die Ehrwürdigkeit seiner Geschichte. Es ist keins von diesem allein; aber es ist alles dieß zusammen. Es ist die Masse der Anregungen und von allen Seiten, welche mich ergreift. Nicht Regent-street mit seinem glänzenden „high-life“, wenn die Saison in voller Blüthe steht, würde mich immer und immer wieder anziehen; noch Fleet-street mit seinem altersschwarzen Citythor, seinen stillen Tempelhöfen und der Erinnerung an Johnson's Wort: „Sir, let us take a walk down Fleet-street“. — Aber der rasche Wechsel, der mich mitten aus dem bunten, schimmernden Leben der Gegenwart in die entferntesten Schauplätze der Vergangenheit führt; der, wie bezaubernde „dissolving-views“, tausend farbige Bilder den Blicken vorüberrauschen läßt — die Millionen von Menschen, die mich stündlich umwogen, die tausend Erinnerungen, die mich unaufhörlich bestürmen, — hier ein Blick auf ein stattliches Clubhaus mit Säulen, welches von dem großen Canal zu Venedig hierhergepflanzt zu sein scheint, und dort ein Blick auf ein wunderlich altes Quergäßchen mit Giebel-

dächern, welche eben so gut in Nürnberg sein könnten — hier Shakespeare und Falstaff — dort Fabrikschlöte und Dreimaster — Squares und Gärten, in denen man jedes Blatt am Baume säuseln hört, und Straßen, durch welche der Schall und Lärm von hunderttausend Rädern donnert — der Sitz der stolzesten Aristokratie, der Mittelpunkt der hohen Politik, die reichste Fabrik- und Handelsstadt, — der Platz, wo alle Welttheile sich begegnen und die Gesichter und Trachten aller Nationen sich zeigen — und all' dieser Lärm, diese Mannigfaltigkeit der Elemente und diese Mischung von heimischen und fremdartigen Anblicken bunt durcheinander: das ist London, und das ist es, was mich an London fesselt.

Ich habe die ganze Welt um mich, wenn ich in London bin. Ich habe das Bewußtsein, daß es in der ganzen Welt keinen Genuß, keine Arbeit und keine Bewegung giebt, an der ich nicht Theil nehme, wenn ich in London bin. Ein Omnibus und Dreipence führen mich aus dem Glanze und der adligen Stille des Westends mitten in das Gewühl der Kaufleute hinein; und für nicht viel mehr kann ich die Schiffe sehen, die aus dem Meere gekommen sind, die Bassins, in denen sie Rast machen nach der mühvollen Seefahrt, und die Gebäude, die voll sind von den Schätzen, die sie aus fernen Zonen mitgebracht. Laßt uns einen Gang in den Hafen und an die Docks von London machen.

Da ist der Tower. — Ueber trockene, breite Gräben, grüne Wälle und graue Mauern ragen die alten Thürme des Castells, und dort vor dem gothisch gewölbten Eingangsthore, durch welches einst Maria Stuart ging, und manch ein Herz, das laut und lebenslustig klopfte, wie das ihre, um bald still zu stehn für Immer, halten ein paar alte Soldaten in der Tracht des 15. Jahrhunderts Wache. Wollt Ihr das Steingemach sehn, in welchem Lady Jane Grey schmachtete, so geht in den Tower. Der Rasen grünt noch, auf welchem ihr lockiges Haupt fiel; und von der Hand ihres jugendlichen Gemahls in die Mauer seines Kerkers gegraben, starrt Euch, wie ein gebrochenes Auge das Wort an: „IANE“. Dort zeigt man Euch die Fenster „der Söhne Eduards“; und den Block mit den drei Schwertstreichen, unter welchen die Rebellen von Schottland i. J. 1746 und mit dem Rufe fielen:

Wenn zwanzigmaltausend Leben ich hätt',
Ich gäbe sie alle für Charlie!

Aber kehren wir den Blick von dem Tower — ich fürchte, er hat ihn zu lange schon gefesselt — und kehren wir ihn zu Tower-Hill.

Tower-Hill ist meine Lust und Tower-Hill ist mein Vergnügen. Wenn ich aus Deutschland herüberkomme, so ist Tower-Hill immer das Erste, was ich von London sehe. Da stehen, heut noch, wie damals, die Bretter mit großen Plakaten an die Tower-Gitter gelehnt — morgen segelt ein Schiff nach Melbourne, heute Nacht segelt eins nach Sidney oder Montreal. Diese Bretter sprechen von einer Reise nach Californien, wie die Bretter auf unserm Berliner Bahnhof von einer Reise nach Potsdam oder Köln sprechen. Darum liebe ich Tower-Hill so sehr. Ich denke nicht an das Schaffot, auf welchem einst Monmouth hier gefallen, noch an die Gauklerbude, in welcher Seine Gnaden der Herzog von Rochester sich als Possenreißer etablirte und vor dem Londoner Pöbel in Carl's lustigen Tagen debütirte; ich denke nur an das Meer und an die großen Schiffe und freue mich, daß ich in London bleiben kann.

Tower-Hill zu besuchen ist immer mein bestes Vergnügen in London. Da bin ich eigentlich nicht mehr in London; und ich könnte denken, ich wäre auf dem Hamburger Stintfang, oder am Mersey in Liverpool, oder nicht weit von den Bompjes in Rotterdam. Hier hat Alles einen maritimen Charakter. Jeder Mann, dem ich begegne, ist ein Seemann, entweder mit braunem Gesicht oder mit schwarzem, — Alle in ihrem Sonntagsstaat, in blauen Friesröcken mit schmuckem Kragen, breit über das flatternde Halstuch ausgelegt. Jedes Bierhaus führt ein Schiff oder einen Matrosen im Schilde, und jeder Laden ist vollgestopft mit Stricken, getheerten Röcken, ungeheuren Wasserstiefeln, Compassen, Schiffszwiebacken, Magnetnadeln und Cajütslaternen. Hier ist es auch, wo ich den identischen „hölzernen Midshipmann" gesehen habe, welcher den Lesern aus Dickens's „Dombey und Sohn" so wohl bekannt ist. Hier wimmelt Alles von vergnüglichen Gesichtern, lustigen Halstüchern und blauen Sonntagsröcken — die Lieblingsfarbe aller Matrosen ist Blau und ein Friesrock scheint ihnen mitten im heißen Sommer gerade das rechte Kleidungsstück. Hier, auf Tower-

Hill, macht der Matros seine erste Station, wenn er Feiertag hat, und vom Schiffe kommt; und hier ist es, wo er mit vollgefüllter Börse überlegt, wo er sein erstes Pint trinken soll, in dem Bierhaus mit der anziehenden Ueberschrift: „Jack und seine Mutter,“ oder in dem andern, mit der Ueberschrift: „Die lustige Seeratte.“

Um die Matrosen bei der Arbeit zu sehen, müssen wir weiter gehen. Eigentlich hört die Arbeit des Matrosen auf, sobald sein Schiff vor Anker gegangen; und wär es nicht um Segelflicken, Kalfatern und Scheuern, so würde er gar Nichts zu thun haben. Ihn kümmern nicht die geladenen Güter, und wie sie ans Land geschafft werden sollen; seine einzige Sorge im Hafen ist der Schiffsboden, und wenn der in Ordnung ist, so geht er aus, und trinkt und tanzt, bis er Nichts mehr hat, um davon zu trinken und zu tanzen, und — sein Schiff segelfertig ist zu einer neuen Reise.

Der Hafen von London ist der größte und großartigste Hafen in der Welt. Er reicht von London-bridge stundenweit stromabwärts; er schneidet zur Rechten und Linken in die tieferen Docks; er passirt die Sternwarte von Greenwich und die Höfe des Arsenals von Woolwich und er endet erst weiter hinter Blackwall, bei Gravesend wo man schon die vollere Gewalt von Fluth und Ebbe und das stärkere Stoßen des Meeres empfinden kann. Den Hafen von London zu überschauen ist eine Unmöglichkeit; aber man hat einen grandiosen Blick auf seinen Anfang — oder sein Ende, wenn man will — von London-bridge herunter. Da sieht man, während uns der ganze Landtransport der Brücke vorüberrauscht, unter sich die bunte, schmutzige, tiefbeladene Themse, die „Piers“ und die Flußdampfer, die Kohlenschiffe, die Kornschiffe, die Ostindienfahrer und das holländische Aalboot, die Lagerhäuser, die Docks, starrend von Masten, und das dunkle, schwere Customhaus mit den großen Dampfschiffen von Edinburgh, Ostende, Antwerpen und Deutschland, welche dicht an seinen Grundmauern Anker werfen. Farbe hat dieß Bild nicht. Hier ist Alles Grau in Grau gemalt, oder Schwarz in Schwarz. Aber eine gewaltige Poesie hat es, und die Lautlosigkeit seiner Sprache erschüttert das Herz.

Hier, dicht unter London-bridge, beginnen die Docks. — Die

Docks sind bekanntlich die großen und tiefen Wasserbecken, in welche die Schiffe gezogen werden, um ihre Güter in die Lagerhäuser auszuladen. Der Hafen von London ist natürlich sehr reich an solchen Docks. Da sind Docks für die ostindischen und chinesischen Schiffe, welche Thee, Zucker, Caffee, Seide, Reis und Gewürze bringen; für die australischen Schiffe, welche Wolle und Kupfererz bringen; für den Syrup und Rum aus Australien, das Mahagonyholz von Honduras, das Korn, den Talg, Flachs und Hanf der Ostsee, die Häute, Hörner, Hufe und den Guano von Südamerika, die Pelze der Hudson's-Bay, die Baumwolle und den Taback der — einst vereinigt gewesenen Staaten von Nordamerika, deren Streifen und Sterne nun aber zerrissen sind; den Wein und die Früchte des Mittelländischen Meeres und der iberischen Halbinsel, den Goldstaub, das Elfenbein, Palmöl und die Cocosnüsse des Caps und zuletzt den Thran und das Fischbein der Grönlandsfahrer. —

Mit all' diesen Gütern, welche den Reichthum der ganzen bewohnten Erde und des Meeres bis zu den Polen repräsentiren, sind die Docks von London gefüllt. Wir jedoch lassen Indien und seine Schätze, die Edelsteine von Golconda und den Goldstaub von Südafrika, um uns denjenigen Docks zuzuwenden, in welchen, außer vielen andern guten und süßen Dingen, wie z. B. Streuzucker und Rosinen, der Taback und der Wein lagert, den London Docks nämlich, welche zwischen den St. Catharinen- und den East India Docks hinter dem Tower liegen. Wir tragen die Zauberformel, Schwarz auf Weiß, bei uns, vor welcher die Pforten der Unterwelt, der Keller und Gewölbe, aufspringen werden; die „Order" eines großen Weinhauses, uns zu den Port- und Sherryfässern zu führen, welche dort unten auf seine Rechnung lagern.

Die Order lautet:

London, ... Sept. 1861.

To Sight East Vault London Dk.

Please allow Bearer to taste our Wines.

D. h. Vorzeiger Dieses kann so viel von unsern Weinen trinken, als er Lust hat. . . .

Dann folgt das Verzeichniß der Weinsorten, zu welchen das Wein-

haus uns — die Leser dieses Buches und mich, den Schreiber desselben — zu Gaste geladen, und es schließt mit der Unterschrift des Chefs, welcher aus Bescheidenheit und auf besonderes Verlangen jedoch vorzieht, ein ungenannter Wohlthäter zu bleiben, sintemalen er die — allerdings ungegründete — Besorgniß hegt, das Beispiel und die Beschreibung unseres Besuches möchte andere von unsern Landsleuten zur Nachfolge ermuntern. —

Also „Eastward Ho!“ — wie einst die Themseschiffer riefen, wenn ihr Cours ostwärts von London-bridge ging. Wir schreiten Tower-Hill entlang und biegen um die Wälle des Tower, bis wir vor einem Thore Halt machen, welches in einen großen Hof zu führen scheint. Der große Hof aber besteht aus dicken Mauern, hohen und weiten Lagerschuppen, kleinen Holzhäusern, welche auf Rollen stehen und gehen, aus vielem Stroh, welches überall herumliegt, aus Wasser, aus Schiffen, Tonnen, Matrosen, Arbeitern und Steuerbeamten, welche ein kleines Tintenfaß im Knopfloch ihres Rockes und eine Feder hinter dem Ohre haben. Dieses Mixtum Compositum von Land und Wasser, von Gehämmer und Gepolter und den allerseltsamsten Gerüchen sind die London Docks. Diese Gerüche sind gar nicht zu beschreiben; alle Minute ist ein anderer Geruch da; bald riecht es wie in einem Apothekerladen und bald wie in einer Lohgerberei, bald wie in einem „Salon pour la coupe des cheveux“ und bald wie in einem Pferdestall. Aber das soll uns nicht verdrießen; wir durchschreiten das Thor und sind in den Docks. Das erste Opfer, welches wir den London Docks bringen müssen, ist unsere Cigarre. „Das Rauchen ist nicht erlaubt.“ Wunderbar genug, und wir sind doch in den Tabackdocks! Ein Flächenraum von fünf Morgen ist unter und über der Erde ganz vollgepfropft mit Taback und Cigarren. Eine Kleinigkeit von etwas wie 24,000 Fäßern, von denen jedes durchschnittlich 12,000 Pfund wiegt, sind hier in diesen Gebäuden und Kellern immer zwei und zwei übereinander zu ungeheuren Straßen und Gassen geordnet. Die Bewohner dieser Tabacksstadt sind die Zollbeamten, welche zu ihrer Bequemlichkeit jene kleinen Blockhäuser auf Rollen in die knappen Zwischenräume der Tonnen und Fässer geschoben haben. Hier ist es nun, wo die kostbaren Cigarren lagern, bei deren bloßer Erinnerung

schon den Kenner ein Gefühl wie Heimweh anwandelt. Bessere Cigarren, als in London, kann man in der ganzen Welt nicht haben. Nichts geht über ihre schlanke, vornehme und glatte Gestalt; Nichts über ihr Arom und ihren entzückenden Geschmack. Man kann sich mit einer veritablen Londoner Cigarre in andere und bessere Sphären hineinrauchen. Sie sind freilich theuer nach deutschen Begriffen. Eine Cigarre unter 5 Sgr. ist in London nicht viel werth. — Am Ende der Tabacklagerhäuser in den London Docks ist eine Thür, auf welche wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser ganz besonders zu lenken haben. Diese Thür hat die mythisch klingende Inschrift: „To the Kiln.“ Zu dem Ofen? Was in aller Welt hat hier ein Ofen zu thun? Nun, das ist die Stelle, wo die einzige Pfeife dampft, welche hier in den Docks überhaupt dampfen darf, nämlich „Der Königinn Tabaspfeife.“ So heißt nämlich jener große Schornstein, welcher in der Nähe der bezeichneten Thür seinen langen Hals emporreckt. Der Dampf, der fortwährend aus ihm emporsteigt, ist reeller Tabacksdampf — der Dampf von beschädigtem und confiscirtem Taback, welcher auf dem Ofen, dem „Kiln“ verbrannt wird. Die Tabackspfeife Ihrer Majestät ist unstreitbar die längste, dickste und größte in der Welt; und dieser Schornstein ohne Frage der einzige, welcher mit so kostspieligem Brennmaterial gespeist wird und so verschwenderischen Dampf ausstößt. —

Unmittelbar an die Tabacksdocks stoßen die Weindocks, und hier sind wir am Ziel unsrer Wanderung. Wir haben allerdings noch eine Weile zu suchen und zu fragen, bis wir gerade unsere Weindocks, die östlichen, gefunden haben; denn jede Weltgegend, so viel ihrer auf dem Globus verzeichnet sind, hat ihren besondern Weinkeller hier unten. Endlich sehen wir das rechte Licht schimmern, denn wir treten nun in das Reich der Finsterniß, in welches niemals ein Strahl der Sonne gedrungen. Der Caneel- und Tropengeruch, der auf der letzten Station unsrer Reise wehte, hat sich plötzlich in berauschenden Weinduft verwandelt. Durch eine Art von Schuppen, welcher in uns die dunkle Erinnerung von Kasten und Tonnen und Sand und Stroh zurückgelassen hat, steigen wir einige Stufen hinunter zu der Antichambre des Weinkönigreiches. Rechts in einer kleinen hölzernen Bude sitzt ein Junge von etwa 15, 16 Jahren bei einer qualmenden Oel-

lampe. Der Junge macht ein sehr ernstes und gravitätisches Gesicht. Er frägt uns nach unserm Begehren; und es kostet uns einige Ueberwindung, vor demselben das unschätzbare Document zu produziren, welches uns den Eingang verschaffen soll. Aber erst nachdem der Junge das Instrument mit der Würde und dem Ernst eines Magistrates geprüft hat, kommt einiges Leben in die Scene. Gegenüber ist eine andere Bude, in welcher gleichfalls ein Oelkrüsel qualmt, hinter dem aber ein alter Mann steht. Auf einen Wink des ehrwürdigen Jungen setzt sich der Alte in Bewegung, nimmt ein Ding, wie ein Grubenlicht, von der Wand — ein langes, schmales Brett mit einer Oellampe vorn — zündet die Oellampe an und lädt uns mit stummer Handbewegung ein, Besitz von diesem sonderbarsten aller Beleuchtungsapparate zu ergreifen. Inzwischen ist aus irgend einem dunklen Winkel ein Mann zum Vorschein gekommen, der keine rothe Nase hat, aber dennoch ein Küper ist, wie sich aus seiner Rede ergiebt. Der Küper nimmt gleichfalls ein Licht und die Fahrt in die Unterwelt beginnt. Zuerst hebt er sein Licht empor zu einem von Weindünsten beschlagenen Schilde, welches in ziemlich unleserlicher Schrift besagt, die Compagnie der Weinhändler von London habe beschlossen, daß nach 1 Uhr Mittags keine Dame mehr in die Weinkeller zuzulassen sei. Ueber Grund und Veranlassung dieses Edicts konnte mir der Meister Küper keine weitere Antwort geben. Erst später, als er in etwas bessere Laune gekommen und ein klein wenig redelustiger geworden, meinte er, daß die Damen sich gern in Weinkellern aufhielten, da man aber gegen Damen nicht so unhöflich sein könne, wie gegen Männer, die man allenfalls hinausschmeiße, so habe man gleich eine Stunde festgesetzt, nach welcher sie überhaupt nicht mehr hinuntergelassen würden. Ein unmanierlicher Gesell! wird meine deutsche Leserin bei dieser ungalanten Redensart meines Meister Küpers ausrufen. Aber was er sagte, bezieht sich doch nur auf die englischen Damen, und da mag er denn so gar Unrecht nicht haben, sintemalen mein alter Freund von anno 1712, der „durch Berckemeyern" vermehrte curieuse Antiquarius schon sagt: „An dem Englischen Frauenzimmer tadelt man zweene Fehler, welche wider den Wohlstand lauffen: 1) daß sie mit Manns-Personen, die sie fast nicht

einmal kennen, spatzieren fahren und Wein-Häußer besuchen; 2) daß sie Toback schmauchen." — In Anbetracht also, daß hier Beides vorhanden ist, sowol Wein als Taback, wird man das Edict der wohllöblichen Compagnie der Londoner Weinhändler entschuldbar finden! —

Nun sind wir unten. Ein Katakombenaspect öffnet sich vor uns. Von den Oellampen, die von dem feuchten, weingetränkten Steingewölbe niederhängen, matt beleuchtet, sehen wir düstere, weite Straßen aus Weinfässern, welche eben so gut Särge und Aschenkrüge sein könnten, so viel wir bei dem unsichern Dämmerlicht unterscheiden. Endlos nach allen Seiten dehnen sich die Hauptstraßen, und durchschnitten werden sie von anderen, kleineren Gassen. Ein schauerliches Gefühl überkommt uns bei dem Gedanken, wenn man sich in dieser ungeheuren Einöde verirrte? Man kann Tage lang hier umherirren, sagt Meister Küper uns zum wolgeeigneten Troste, ohne einem Menschen zu begegnen. Jeder Küper geht nur zu den Fässern, an welchen es Etwas für ihn zu thun giebt; die übrigen kümmern ihn so wenig, als ihn die Häuser von London über der Erde kümmern. Selten nur, hier und da, sieht man ein Licht vorübergleiten. Es ist das Licht eines solchen Küpers, der zu seinem Fasse geht. Man hört seinen Schritt nicht; der Boden ist tief mit Sand bestreut. Nur dann und wann hört man den Zuruf der Wärter und Küper, welcher schauerlich aus unentdeckbarer Ferne schallt und langsam in den düstern Wölbungen verhallt. Dabei weht die Weinathmosphäre immer dichter und voller um den unterirdischen Wanderer. Kein Lichtstrahl, kein Luftzug von Oben; nur rothes Lampenlicht in den finstern Hallen und Gängen, nur Weinduft, stark genug, um jedes Gehirn zu berauschen und zu betäuben.

Wie es die Küper und Wärter möglich machen, sich in diesem Chaos von 40,000 Fässern, und auf einem Raume, wo noch Platz ist für 100,000 mehr, zurechtzufinden, weiß ich nicht. Sie haben zwar all' diese Gassen genau abgetheilt und jede einzeln benannt, und sie sprechen von einer Richtung South No. III. oder North-East No. IV., ähnlich wie der Matrose von den verschiedenen Abtheilungen seines Compasses spricht. Aber hier unten giebt's doch keine Magnetnadel,

und ihre einzige Führerin ist die Gewohnheit. Sie bringt uns denn auch sicher zu den Port- und Sherryfässern unsers Gastfreundes, und hier vor einem colossalen „hogshead", welches wir aber nicht — wie einer unsrer neueren Shakespeare-Uebersetzer beinah gethan hätte — mit „Schweinekopf", sondern mit „Oxhoft" zu verdeutschen bitten, machen wir Station. Dies ist ein feierlicher Moment, wo unser Küper, nachdem er sich von der Identität des Fasses überzeugt — Flora ist der Name desselben — sein Licht flach auf den Boden legt, und Bohr und Federspule aus seiner Westentasche heraufbefördert. Nun wird das Faß angebohrt, die Federspule eingetrieben, und der köstlichste rothe Sprudel füllt das blanke Glas, das inzwischen irgendwo aus einer Tasche des Küpers zum Vorschein gekommen ist. Wie der Wein funkelt, nun, da wir ihn in seinem Glase gegen das Deckenlicht halten! O, ein Fest zu feiern — und wär's auch vor 1 Uhr Mittag, so lange die Damen noch Zutritt haben — in diesen Räumen, vor diesen Fässern, in dieser Finsterniß und Todtenstille, unter den Füßen von London!

Das Glas ist leer; der Küper füllt auf's Neue.
O, lieblich trinkt sich's, wo des Himmels Bläue
Durch grüne Zweige sonnig niederblinkt;
Doch schön auch trinkt sich's hier in diesem Dunkel,
Wo mit des Weines eigenstem Gefunkel,
Den Zauber einer Unterwelt man trinkt!

Und lieblich ist's, wo süße Frauenlippen,
Den Wein versüßend, von dem Becher nippen,
Den ihre weiße Mädchenhand kredenzt —
Doch auch ein Rausch ist's, der in finstern Räumen,
Wo vierzigtausend Fässer ruhn und träumen,
Aus einem Becher von Crystall uns glänzt ....

Doch genug. Man soll den Becher nie bis auf die Hefen leeren; und ein alter weiser Spruch sagt, daß man aufhören solle zu trinken, sobald man angefangen habe zu singen. Auch soll man die Fässer eines Gastfreundes nicht über die Maaßen beschädigen. Und so, „das Glas in der Rechten, das Licht in der Linken", setzen wir unsere Reise fort durch das unterirdische Reich, welches uns jetzt gar nicht mehr

so schrecklich scheint, und folgen unsrem Führer bis in die entferntesten Gänge und Winkel. — Hier hebt der Küper sein Grubenlicht, und wunderliche, katzenschwanzartige Gebilde sehen wir im trüben Dämmerschein an der Decke schweben. An einigen Stellen sind es dicke traubenförmig gestaltete Klumpen, an anderen feine Ringeln, die endlos verschlungen in einander hängen, gleich jenen pfeifenden Affen, von denen amerikanische Reisende erzählen, daß sie zu einer lebendigen Kette vereint von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, oft durch ganze Strecken des Urwaldes sich schaukeln. Dieses hier, die Gewächse an der Decke, sind Fungusse. Der substanzenreiche Aushauch des Weines, der hier in so vielen tausend Fässern lagert, die fette Feuchtigkeit der Wände hat sie geboren, und die fast ungestörte Ruhe der Luft giebt ihnen Zeit zu wachsen. Wenn nun der leiseste Luftzug, veranlaßt durch das Vorübergehen der Küper, sie bewegt, so bleiben sie mit der ersten Berührung aneinander kleben und hängen, und daher kommt es, daß sie wie Guirlanden, in den phantastischsten Formen, die zuweilen an das Fratzenhafte grenzen, diese dunklen Bögen umschlingen. Ihr Boden die Mauerwölbung, ihre Substanz der Duft und Hauch des Weines, sind sie selber die leibhaftige Verkörperung des Luftstroms, wie er in seinen eigenartigen Wellenlinien auf- und niedergeht. Ein erklärlicher Aberglaube, der vielleicht auch seinen natürlichen Grund haben mag, verbindet sich mit dieser Weinkellerflora. Der Küper hütet und schützt sie wie gute Genien, die dem lagernden Wein Heil und Segen bringen. Er betrachtet sie mit einer eigenen Vorliebe. Er duldet nicht, daß ihnen Etwas zu Leide geschehe. Er bittet uns, sie nicht mit dem Stocke zu berühren. Er fürchtet, die leiseste Willkür an ihnen könne sich an den Wein rächen, der unter seiner Obhut liegt. Er sagt, daß die reichen Weinkaufleute, wenn sie hierherkommen, immer zuerst nach diesen Gewächsen sehen, und daß die Lagerstätte am Meisten begehrt werde, wo sie in reichster Fülle vorhanden wären. — Zum Beschluß erhebt er noch einmal seine Lampe, und in ihrer magischen Beleuchtung sehen wir die dunklen, dichten Flechten, hier und dort und überall hexenhaft verzerrte Schatten werfend auf einen Hintergrund, der von einer fettigen Ausdünstung glänzt — die einen von diesen Flechten weiß, die andern blau, mit jenem zarten Farbenreif,

wie ihn die blaurothe Traube zeigt. In den weißen Flechten nisten kleine rothe Thierchen, welche schlangenartig an den Wänden hinkrochen, sobald wir unsere Lichter näher brachten.

Es ist drei Uhr Nachmittags. Noch eine Stunde, und dann werden alle Lichter ausgelöscht, welche hier in mäßigen Zwischenräumen von den Wölbungen niederhängen. Dann herrscht vollkommene Finsterniß in den unterirdischen Räumen, und kein Tritt mehr stört die träumenden Weine, kein noch so leiser Luftzug die schwebenden Guirlanden. — Endlich sind wir wieder draußen in freier Luft. Aus den Weinkatakomben steigen wir ans Sonnenlicht zurück, und ein wunderbarer Rausch bemächtigt sich unser, stärker und eigenthümlicher, als wir ihn unten empfanden. Denn die Frische der Athmosphäre beginnt nun in uns zu reagiren und die Gestalten des Tages bewegen sich um uns wie Phantasiegebilde und wie die Erscheinungen eines Traumes. Welch eine bunte Masse von Menschen! Wimpel, Masten, Schiffsverdecke! Sah man je einen schönern und buntern Traum? Hier ein Schiff, tiefbeladen, so daß der Rand seines Decks noch unter den Quadern des Quais steht. Dort ein Schiff, hoch aus dem Wasser mit seinem grünen Kupferbauch, hoch über uns mit seiner ganzen Last von Sparren und Balken und Leinen und Stricken, in welchen fremde Matrosen hängen und fremde Lieder singen, indem sie die Segel flicken und die Masten abschaben. Und hier riesige Fässer und riesige Kasten voll braunen Zuckers — Sklavenzucker ist in Kisten und freier Zucker in Fässern — wie das schwebt über unsern Häuptern an Krähnen und Winden, und wie das wimmelt um uns auf gedrängtem Raume, unter den Schuppen und auf den Bohlenwegen, und an den Leitern! —

Sieh, dort von jenem hohen Schiffe herab steigt ein allerliebstes Dämchen, mit den reinsten weißen Strümpfen, die ich je erblickt, und mit dem rosigsten, frischesten Mädchenantlitz, indem sie sich jetzt verschämt umschaut, um die Röcke fester an die Beine zu drücken. Hinterher steigt eine ältere Dame und ein hübscher englischer Junge, mit dem Hemdkragen reinlich über das Tuchjäckchen gebreitet und mit Handschuhen und einem Regenschirm. Es sind Provinzialen, aus der Mitte von England, welche zum ersten Mal ein Schiff gesehen. Mit

welchem Wunder von aufrichtiger Freude sie das Ding angesehen haben, von unten, von allen Seiten, bis der Capitain sie eingeladen, heraufzukommen. Wie die Augen des Mädchens blitzen, und welches entzückende Roth ihre Wange färbt, daß dieses selbige Schiff erst vor drei Tagen aus Bahama angekommen sei. Aus Bahama! ruft sie mit einem Tone, als wollte sie sagen: „wenn ich Hosen und eine Jacke trüge anstatt dieser albernen Crinoline, dann ging ich auch nach Bahama!" Das englische Mädchen kennt keine Prüderie. Es steigt Euch auf Stangen und Leitern herum, daß es eine Lust ist, es zu sehen; und mein Vergnügen, wenn ich auf See bin, ist das englische Mädchen, wie es dasteht in seinen Mantel gewickelt, dicht am Bugspriet, und den Stürmen trotzt und in die Wolken schaut.

Das hübsche Kind mit Mutter und Bruder nimmt unsere Hand an, um herabzuspringen von den letzten Leitersprossen, und darauf unsere Gesellschaft, um noch einige Schiffe mehr zu besuchen. Wir besuchen ein Schiff aus Valparaiso, und eins aus der Havannah. Die Capitains sind freundlich gegen uns, und der aus der Havannah will sich todtlachen, als unsere Kleine fragt, ob man denn des Nachts, wenn man schlafe und das Schiff rolle, nicht zuweilen aus dem Bett falle? —

Hier noch ein Schiff — aber halt! das sind ja deutsche Laute, die uns entgegenschallen. Die Leiter hinauf! Das schöne Mädchen mit Mutter und Bruder folgt. „Guten Tag!" ruf' ich zu Deutsch. „Ist es erlaubt dieß Schiff zu sehen?" „Mit Vergnügen!" antwortet der Steuermann, mit hamburgischem Dialect. — Groß ist das Staunen unserer Kleinen, als sie die fremde Sprache hört. Größer aber noch das unsere, als plötzlich aus der Kajüte ein Gesicht auftaucht, welches wir kennen. Es ist das Gesicht unseres alten guten Freundes, des Capitains S., mit welchem wir schon mehr als eine Fahrt hierher gemacht und mehr als eine Flasche Bordeaux zusammen getrunken haben.

„Sie hier?" ist der gemeinsame Ausruf, und beide Hände liegen ineinander.

„Ja," sagt der deutsche Capitain, „dieß ist ein hamburger Schiff und der Capitain ein alter Kamerad von mir. Morgen will er fort

nach Australien und da frühstücken wir noch einmal zusammen. Aber kommen sie doch mit herunter!"

Wir folgen, das hübsche Mädchen, die Mutter und der Junge einbegriffen. Wir treffen eine muntere Gesellschaft um den Kajütentisch und Portwein und Sherry und Gläser genug darauf. Das Frühstück hat nun schon drei Stunden gedauert — wer weiß, ob der Capitain des Australienfahrers bald wieder ein so lustiges Frühstück haben wird. Er heißt uns willkommen und schüttelt uns die Hand, und dem hübschen Mädchen auch, und der Mutter auch, und dem Jungen auch, und wir nehmen Platz an dem Tische und ergreifen die uns angebotenen Gläser. Außer dem australischen Capitain ist noch ein anderer Capitain von Hamburg da, dessen Schiff in einer Woche nach China absegelt; und dann sind die beiden Capitainsfrauen da, die eine davon sehr hübsch, groß, stark und ein wenig eifersüchtig, wie uns scheinen will, die andere dunkel, stiller, feuriger, beide noch in der ersten Jugend, jede mit einem Töchterchen. Sie sind von Hamburg gekommen, um mit ihren Männern in London zusammen zu sein, so lange die Schiffe derselben in den Docks liegen und dann um Abschied von ihnen zu nehmen. Der eine dieser Männer, derjenige der hübschen Blonden, ist drei Jahre fortgewesen, nach der Capstadt mit 400 Passagieren, dann nach Calcutta, wo er alle drei Masten hatte kappen müssen, und hierauf nach Boston, wo ihn schwere Havarie und Krankheit an Bord zwang, auf's Neue umzukehren. Der Mann der andern Frau, der dunklen, hofft mit Gottes Hülfe in drei Jahren von China wieder zurück zu sein.

Möchtest Du wol eine Capitainsfrau sein, liebe, deutsche Leserin, die Du mein Buch vielleicht bei dieser Frage für einen Augenblick aus der Hand legst?

Unsre kleine Engländerin würde gewiß Nichts dagegen haben. Sie trinkt ihr Glas Sherry leer und sieht die Capitains und ihre Frauen und Töchterchen mit einem bezaubernden Blick von Neugier und Ehrfurcht an. Uns aber thut es wohl und uns lacht das Herz im Leibe, auf einem deutschen Schiffe zu sitzen und mit deutschen Capitains anzustoßen und von dem wirklichen Leben auf See und den deutschen Handelsbeziehungen zu fernen Welttheilen zu sprechen.

Dieß Capitel ist zu Ende. — Mit herzlichem Abschied und Lebewohl trennen wir uns von den deutschen Capitains und ihren Frauen und Töchterchen. Wir steigen die Schiffsleiter hinunter. Die blonde Provinzialin, glühend von Sherry und Begeisterung, setzt ihren Weg mit Mutter und Bruder fort zum Themse-Tunnel, der nicht hundert Schritte von hier entfernt sein kann. Wir aber nehmen ein Cab und fahren zurück in's Westend.

8. London auf dem Papiere.

Einer der großartigsten und charakteristischsten Züge in dem ungeheuren und weltumfassenden Leben dieser Stadt, sind ihre Zeitungen. Ihre Größe und ihr räumlicher Umfang schon scheinen adäquat zu sein der Größe und dem räumlichen Umfang der Stadt. Wohin man sieht in London, man sieht Zeitungen. Man sieht sie in den Läden der „news-vendors“ hängen. Man sieht sie die Fenster zahlloser Kaffeehäuser decoriren. Man sieht sie vom Dach jedes Omnibus herabwehen und man sieht sie auseinandergebreitet im Innern eines jeden Cabs. Es giebt in ganz London keinen Menschen von so viel Bildung, um lesen zu können, welchen man nicht zu irgend einer Stunde des Tages, sei es im Hause oder auf der Straße, im Wagen oder auf dem Dampfschiff irgend eine Zeitung lesen sähe. Das eigenthümlichste Bild in dieser Beziehung gewährt der Platz vor dem Mansion-house, des Nachmittags gegen drei oder vier Uhr, wenn die Penny-Abendblätter, der „Evening Star“ und der „Evening Standard“ erschienen sind. Mitten zwischen den Omnibussen aller Farben, Namen und Linien, welche zu dieser Zeit die ganze Breite des Platzes in dichten Reihen zu stopfen pflegen, patrouilliren alsdann die Zeitungsjungen in weißen Jacken und mit einem Plakat vorn, gleich einer langen Papierschürze, welche vom Hals bis auf die Füße niederreichend, ihren ganzen Vorderkörper bedeckt. Auf diesem Plakate befindet sich in großen Lettern der Name ihres Blattes und darunter der Hauptinhalt der neuesten Nummer: „Furchtbare Niederlage der Unionisten“ — „Fünftausend Mann todt oder verwundet“ — „Gräßliches Eisenbahnunglück, funfzehn Todesfälle“ — „Grauenhafter Mord einer Mutter, zweier Ge-

schwister und einer Geliebten" — „Ein Räuberhauptmann in Neapel erschossen" . . . Dieses sind ungefähr die regelmäßig wiederkehrenden Ingredienzien der Plakate. Sie sind immer, als wie mit Blut geschrieben. Aber es hilft; und in der That, man kann dem Drange nicht widerstehn, das Blatt selbst zu besitzen, dessen Inhalt auf eine so mysteriöse und schauerliche Weise uns vor die Augen geführt worden ist. Der Vorrath liegt, oft bis zur halben Höhe der Mansion-house-Treppe aufgeschichtet, auf der platten Erde mitten in Schmutz und Regen; und die Jungen selber, wenn sie nicht gerade patrouilliren, liegen mit Placat und Allem mitten in Schmutz und Regen daneben. Wer von den Vorübergehenden Lust hat, nimmt sich ein Blatt von der Erde, wirft einen Penny hin und stellt sich mitten auf das Trottoir, wie ein Eisbrecher, an dem sich die Woge der Menschenmenge spaltet, um zu lesen, oder schwingt sich auf das Dach eines Omnibus, welcher mit fabelhafter Geschicklichkeit, wie ein Schnellsegler durch einen mit Böten erfüllten Strom, sich durch die Nachmittagsfluth der City arbeitet. Aber immerfort noch, durch das unaufhörliche Wagengewirbel, durch die undurchdringliche Masse von Pferdeköpfen und Pferdehufen, durch das Getöse und Rollen der Räder schallt der Ruf der Zeitungsjungen: „The Evening Star" — „The Evening Standard" — und kaum ist der „Evening Standard" d. h. der Junge, welcher dieses Feldgeschrei führt, vom Trittbrett des Omnibus verschwunden, so springt von der andern Seite der Straße sein Rivale, der „Evening Star" ans Fenster. Es ist merkwürdig, wie diese Jungen voltigiren können, wie sie an all' den tausend Wagen gesehen werden, welche um diese Stunde die Hauptstraßen des Verkehrs kreuzen, und wie sie bald an dem Kutscherbock, bald auf dem Dach und bald mitten unter den Passagieren der Innenseite erscheinen, immer mit ihren Zeitungen unter dem Arme. Ein solches Leben und Treiben ist nicht zu schildern; und der Fremde, welcher es zum ersten Mal sieht, wird davon ganz verwirrt und betäubt. —

Es ist keine Frage, daß in England mehr gelesen wird, als in Deutschland, nicht blos verhältnißmäßig, sondern absolut; d. h. auf jeden einzelnen Mann in London kommt durchschnittlich mehr als auf jeden einzelnen Mann z. B. in Berlin. Von den vielen socialen und

politischen Gründen, die diese Erscheinung hat, wollen wir hier nicht noch einmal sprechen. Nur ein Umstand scheint dabei bisher übersehen worden zu sein; der nämlich, daß der Engländer viel arbeitsamer ist, als der Deutsche, daß er keine Minute müßig sitzen kann, und die Zeit welche wir oft damit verbringen, vor uns hinzustarren, mit Lesen ausfüllt. Deshalb sehen wir keinen Menschen von einiger Bildung in den englischen Eisenbahnzügen ohne sein Buch oder seine Zeitung; und deßhalb hat sich der Buchhandel auf den englischen Bahnhöfen zu einem eignen Geschäftszweig von großem Umfange entwickelt.

Das Blatt der Blätter in England, die Zeitung par excellence ist die „Times.“ Es ist überflüssig, hier zu wiederholen, daß die „Times“ das größte Blatt der Welt sei. Das weiß jedes Kind. Aber sich einen Begriff von dieser Größe zu machen, ist nicht so leicht, und man muß sich schon etwas tiefer in englisches Leben eingelebt haben, um sie nur einigermaßen richtig zu schätzen. Denn wenn man die beiden Bogen der „Times“ in die Hand nimmt, so denkt man nicht an die Schiffe, welche fahren, an die Telegraphen, welche arbeiten, an die Männer, welche schreiben und an die Gefahren, welchen sie trotzen mußten, ehe das Blatt zu Stande kam, welches wir vom Frühstückstisch aufnehmen, mit nicht mehr Emotion vielleicht, als die Serviette, und welches doch die Geschichte der Welt vom letzten Tage vor unsern Geist stellt! In der That, wer ein wenig tiefer in die Sache blicken will, den wird Ehrfurcht und Bewunderung ergreifen; und wir wollen ganz aufrichtig gestehen, daß wir — ganz abgesehen von politischen Standpunkten — keine Nummer der „Times“ in die Hand nehmen, ohne zu denken, daß man so gut wie Göthe gesagt hat: „der Mensch wächst mit seinem Zwecke,“ auch sagen könne: „der Mensch wächst mit seinem Orte.“ Wenn wir in London sind und die neueste Nummer der „Times“ in der Hand haben, so stehen wir auf der Höhe der Welt. Ihre Meere liegen um uns, ihre Länder sind vor uns ausgebreitet; und wir haben die Gewißheit, daß an den entferntesten Enden der Erdkugel Nichts geschehen kann, ohne daß wir es aus erster Hand erfahren, so rasch der Menschengeist in Verbindung mit Dampfkraft und Elektrizität arbeiten kann.

Kein Blatt des Continents in beiden Hemisphären, kein franzö-

sisches, kein deutsches Blatt kann sich mit dieser einzigen „Times" messen und vergleichen, keines hat auch nur eine annähernde Aehnlichkeit mit derselben. Die Riesenstadt braucht ein Riesenblatt, und die „Times" ist es. Sie commandirt über ein Capital, vor welchem jede Schwierigkeit sich in Nichts verwandelt, und über eine Leserzahl, welche sich über die ganze Welt, bis in das kleinste Dorf erstreckt. Wir Alle lesen sie. All' unsre Blätter geben täglich einen Auszug aus ihren Columnen. In allen wichtigen Fragen finden wir ihre Ansicht citirt. Ihre Berichterstatter liefern uns die Neuigkeiten der entfernten Völker. Den Lärm der Welt und die Woge der Zeit, die hoch geht durch ihr papierenes Bett, erhalten wir in unseren Zeitungen erst aus zweiter Hand und von ihr.

Der eigentliche Geburtstag der „Times" ist der 1. Januar 1788. Wenn wir der fortlaufenden Reihe ihrer Nummern (sie hat bereits im vorigen Jahre die Nummer 24,000 überschritten) rückwärts folgen, so kommen wir allerdings auf das Jahr 1785, und in der That existirte sie von 1785 — 1788 embryonisch bereits unter dem Namen des „Universal Register"; aber erst in letzterem Jahre, und zwar am ersten Tage desselben, nahm sie den Namen an, unter welchem sie noch heute als das Weltblatt florirt. Damals freilich war sie noch kein Schatten von dem, was sie später geworden; sie war damals ein kleines Blatt von 4 Seiten mit 4 Columnen jede. Aber sie wuchs von Jahr zu Jahr, bis sie ihren heutigen Riesenumfang von 16 Seiten mit 6 Columnen jede erreicht hat. Die „Times" war von Anfang an im hauptsächlichen Besitz der Familie Walter. Der erste Mr. Walter war mehr ein Drucker als ein Redacteur, und die „Times" nahm während seiner Zeit keine besonders hervorragende Stelle ein. Erst der zweite Walter, welcher im Jahre 1803 die Regierung in Printing-House-Square antrat, brachte sie durch seine Opposition gegen das Ministerium Pitt aus ihrer Dunkelheit hervor. Je mehr der Hof und die Regierungspartei der „Times" grollten, desto mehr steigerte sich ihr Ansehn und ihre Verbreitung. Im Jahre 1814 machte Mr. Walter II. den kühnen Versuch, sein Blatt mit einer Dampfmaschine zu drucken — der erste Versuch dieser Art. Im Jahre 1827 hatte die „Times" eine Auflage von 7000 — aber das Jahr 1841 war das große

Jahr der „Times“. In diesem Jahre entdeckte sie durch Aufwendung ungeheurer Summen und durch eine Reihe unerschrockener Experimente jene große und systematische Verschwörung, durch welche die Banken aller europäischen Handelsstädte geplündert werden sollten. Durch diese Entdeckung erwarb sich die „Times“ mit einem Schlage das Vertrauen und die Dankbarkeit der europäischen Handelswelt. Die City setzte der „Times“, nachdem eine Geldvergütung ausgeschlagen war, ein Denkmal in der Börse von London und stiftete ihr zu Ehren zwei „Times-Stipendien“. Von diesem Tage an ist die „Times“ „das Weltblatt“, und als eigentlicher Begründer ihres Weltrufs ist Mr. Walter II. anzusehen. Als dieser (1847) starb, folgte ihm Mr. Walter III., unter welchem die „Times“ ihren heutigen Absatz von 60,000 Exemplaren täglich erreichte.

Die wunderbarste Nummer der „Times“, welche je erschien, ist diejenige vom 21. Juni des vergangenen Jahres (1861). Es war die erste und bisher einzige Nummer, welche aus vollen 24 Seiten oder 144 Columnen bestand. Zur Feier dieses Ereignisses brachte an jenem Tage und an ihrem Ehrenplatze (gleich unter der berühmten Uhr!), die „Times“ einen Leitartikel, in welchem es hieß: „Unsere heutige Ausgabe besteht, wie man finden wird, aus 24 Seiten, da der außerordentliche Andrang von Annoncen uns gezwungen hat, ein Extrablatt unsern bereits umfangreichen Dimensionen hinzuzufügen. Vor funfzig Jahren war die Durchschnittszahl der Annoncen in jeder Nummer 150; heute werden nicht weniger als 4000 Ankündigungen die Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft durch die Länge und Breite des Reichs bekannt machen .... Unsre heutige Nummer ist das größte Erzeugniß, welches jemals aus der täglichen Presse hervorgegangen und wir hoffen, daß es einem standhaften Leser gelingen werde, im Verlauf dieses längsten Tages im Jahre durch sie hindurchzukommen!“ — Die bedruckten Bogen eines einzigen Exemplars dieser Nummer würden ausreichen, um ein ganzes Zimmer zu tapezieren; und ein geduldiger Mitarbeiter von Chambers's Journal (Nr. 416) hat ausgerechnet, daß man, wenn all' die 144 Columnen von all' den 60,000 Exemplaren, die von dieser Nummer gedruckt worden sind, zusammengeklebt würden, ein Band erhielte, welches von England nach Amerika reichte! —

Wir wollen nun irgend eine Nummer der „Times" nehmen, und sie vor unsern Lesern auseinanderschlagen. Das Erste sind die „Advertisements", die Anzeigen. Acht gewaltige Seiten, jede mit sechs langen Spalten und etwa 300 Zeilen, bilden das sog. „Supplement" oder Anzeigeblatt, in welches, wie in eine Schaale, der eigentliche Kern der „Times" gewickelt ist. Welch' eine Welt, die sich in diesen 15,000 Zeilen täglich vor den Blicken des Beschauers eröffnet! Es ist ein Londoner Witz, daß es einige alte, in den Vorstädten lebende Mädchen gebe, welche es zu dem Beruf ihres Lebens gemacht haben, die „Times" alltäglich durchzulesen von der ersten Anzeige auf dem ersten Blatt bis zum Namen des Druckers auf der letzten, und daß sie mit dieser Lectüre anfingen des Morgens gleich beim Aufstehn und mit derselben fertig würden des Abends grad' vor dem Zubettegehn. So viele Zeit können wir nun allerdings nicht auf die „Times" verwenden; aber auch die flüchtigste Wanderung durch ihr unermeßliches Anzeigen-Gebiet ist interessant, lehrreich, staunenerregend und nicht selten erschütternd. Die erste Columne beginnt mit den Anzeigen von Geburten, Verheirathungen und Todesfällen, und schließt mit einem Allerlei von Grabsteinen, Photographischen Albums, der „Aunt Sally" (einem fashionablen Spiele), dem Gorilla und den Türkischen Bädern.

Die Spitze der zweiten Columne sollte das Motto aus Dante's „Inferno" tragen; diese Columne ist der Platz, wo die Verzweiflung wohnt. Mysteriöse Buchstaben und Zahlen irren hier durcheinander, verständlich nur für einen Eingeweihten oder eine Eingeweihte, und ein unlösbares Räthsel für einige Millionen Nichteingeweihter. Die letzten Seufzer von Sterbenden, die Klagerufe brechender Herzen, der Jammer verlassener Bräute und unglücklicher Eltern füllen diese Columne, und aus der stillen Abgeschiedenheit manch' eines englischen Dorfes trägt sie den Gruß der Liebe hinaus, und die Bitte der Heimkehr zu Einem, den sie sucht und sucht und sucht, über die ganze Welt, und zuletzt findet unter den Goldgräbern von Australien.

Wir wollen aus der vor uns liegenden Nummer einige Beispiele abschreiben:

„T. H. G. wird dringend gebeten, heimzukehren oder zu schreiben. Seine Abwesenheit seit 14 Tagen veranlaßt große Besorgniß. Alles soll verschwiegen bleiben. — J. G. S. G.“

„Zehn Pfund Belohnung. An Droschkenkutscher und Aufwärter in Dampfschiffen. Die obige Summe wird gezahlt für Nachricht über einen ältlichen Herren mit grauen Schnurrbärten und ein junges Mädchen, schlank, zart, mit rosigem Gesicht und goldgelbem Haar, etwa 17 Jahre. Fuhren in einem Cab am letzten Sonnabend 12. d. M, von Marble Arch nach London-Bridge und reisten vermuthlich mit einem nach auswärts gehenden Dampfer ab.. Nachricht erbeten unter der Adresse rc. — — —“

Dieß ist eine Entführung. — Nun kommt eine Erbschaftssache.

„Erben, nächste Anverwandte und Dergleichen werden gesucht. — Richards und Co. können ausgebreitete Nachricht verschaffen über britische, Colonial- und auswärtige Hinterlassenschaften, welche ohne Erben sind, aus den verschiedenen Perioden von 1765 bis 1855. Verloren geglaubte Erbschaften werden reclamirt. Büreau befindet sich jetzt 11. York Place rc. — —“

Einige von den Annoncen in dieser Columne bestehen blos aus zwei oder drei Buchstaben. Dieses ist eine chiffrirte Correspondenz; und Dr. Wynter (Our social Bees) erzählt, daß der Streit in Portugal, welcher mit der Vertreibung Dom Miguels und der Thronbesteigung Isabella's endete, von London aus, in der „Times“ und durch solche Chiffern geleitet worden sei.

Die dritte Columne und ein Theil der vierten sind von der Musik in Beschlag genommen. Christy's Minstrels, die Alhambra, das Polytechnicum, vor Allen der Crystall-Palast erscheinen hier alltäglich mit ihren Programmen und Erlassen.

Nun kommen die Schiffe — wohin wir in den folgenden fünf Columnen blicken, überall leuchten uns die Namen von Bombay, Calcutta, Kurrachee, Mauritius, Singapore, Hongkong, Cap der guten Hoffnung, Port Natal, Afrika, Amerika, Australien in großen Lettern entgegen. Eine Flotte von 160 Schiffen, von denen, welche nur nach Hamburg oder Antwerpen gehen, bis zu denen, welche Menschen und Güter an die entferntesten Küsten tragen, segelt an uns vorüber,

und manch' ein langes Lebewohl für Ewig klingt durch unsere Seele, indem wir die Liste mit den Augen überfliegen.

Wir halten auf der zweiten Seite. In den beiden letzten Columnen derselben erblicken wir in steter Wiederkehr das eine Wort: „Wanted“ — hier beginnt der europäische Sclavenmarkt. Gouvernanten, Hauslehrer, Comptoiristen werden gesucht oder suchen Beschäftigung. Dieß ist die vornehmere und gewähltere Classe der weißen Sclaven. Die Masse der Dienstmädchen, Hausknechte, Ammen, Köchinnen, Kutscher und Laufburschen wird erst weiterhin auf der vorletzten Seite zusammengestopft. Welch ein Stoßen und Schreien in diesem Gedränge von 400 Dienstsuchenden, in welchem ein Jeder seinem Nebenmann den Platz streitig zu machen strebt — welch ein Durcheinander aller Sprachen und Beschäftigungen, von dem „jungen“ deutschen Hausmädchen, welches Kleidermachen und frisiren kann, und der „mittel“-alterlichen Köchin („gut und einfach“) welche „keine Abneigung gegen das Land“ hat, bis zu dem Bedienten, welcher gleichfalls „keine Abneigung gegen das Land“, außerdem aber einen „guten Charakter“ hat, 23 Jahre zählt und „5′ 8½“ hoch ist.

Zwischen diesen beiden Abtheilungen des Sclavenmarktes stehen 120 Auktionaire mit aufgehobenem Hammer, bereit, uns Häuser zuzuschlagen, aus welchen bankrotte Kaufleute und „broken down gentlemen“ vertrieben worden sind, oder Bilder „von den ersten Talenten,“ und „50,000 Andachts- und andere religiöse Bücher eines Verlegers, welcher das Geschäft aufgiebt.“ —

Die Buchhändler machen nicht den wenigsten Lärm in diesem Annoncen-Wettstreit. Da sind allein 276 Bände, die Einen „just out,“ die Andern „now ready“ oder „this day.“ Der Geburtstag dieser Bücher wird vier bis sechs Wochen lang ununterbrochen gefeiert; und man mag während dieser Frist in die Zeitung blicken, wenn man will, sie sind „gerade fertig“ oder an diesem Tage „eben heraus.“ Nach diesen vier oder sechs Wochen aber verschwinden die meisten derselben, um frischen Erscheinungen Platz zu machen, und nur diejenigen, welche inzwischen neue Auflagen erlebt haben, kommen mit ihren „this day“ zum zweiten Male aufs Tapet. Hier ist Mr. Charles Dickens mit seinen „Great Expectations“ binnen drei Monaten schon zum

fünften Male; hier ist W. M. Thackeray, Esq. mit seinen vier „Georgen“ — William Makepeace Thackeray hält Etwas auf seine Person und läßt sich mit dem einfachen „Mr.“ nicht abfertigen. Hier ist der Verfasser der „Frau in Weiß,“ — der erfolgreichste Mann des letzten Jahres, Wilkie Collins, der weder ein „Mr.“ noch ein „Esq.“ beansprucht, aber mit jedem Roman, den er schreibt, seine 7—8000 L. St. macht. — Den längsten Raum nimmt Mr. Murray ein. Mr. Murray ist fünfunddreißig Mal da. Mr. Murray ist, wie männiglich weiß, kein Schriftsteller, sondern ein Verleger; aber seine Firma ist eine der ältesten und ganz gewiß die vornehmste in London, und der Name von Albemarle-street ist in den Annalen der englischen Literatur unzertrennlich verbunden mit den klassischen Erinnerungen an Lord Byron und Shelley. So wie es Thackeray nicht ohne den „Esq.“ thut, so thut es Murray niemals ohne den „Mr.“ Dieß ist sein Privileg, welches ihm auch keine andere von den Londoner Firmen streitig macht. Mr. Murray verschmäht die Reclame. Er läßt seinen Namen und die Thatsache reden, und bemerkt z. B. in ganz kleiner Schrift unter „Livingstone's Reisen in Afrika,“ daß von diesem Buche 36,000 Exemplare, daß von „Layard's Entdeckungen in Niniveh“ 30,000 Exemplare und von „George Stephenson's Leben“ 20,000 Exemplare abgesetzt worden seien. —

Nach der Literatur erscheinen im Anzeigeblatt der „Times“ sogleich die „Wohnungen;“ und in der uns vorliegende Nummer werden uns nicht weniger als 332, zum Theil „höchst wünschenswerthe,“ Zimmer, Häuser und „Residenzen“ in London und Umgegend (eine darunter befindet sich an der Küste von Madeira) angeboten. — Hierauf kommt „Erziehung“ in allen Fächern, Sprachen und Wissenschaften — „Erziehung“ protestantische, höhere und unentgeltliche (d. h. Eltern haben nur für Essen und Trinken zu zahlen, aber soviel, daß die Kinder den Hunger reißender Thiere haben müßten, um bei diesem System auf die Kosten zu kommen) — „Erziehung“ in Bonn, Hastings, Frankreich, Deutschland (Coblenz, Coburg und Hannover scheinen bevorzugte Plätze der Erziehung zu sein) — und „Fräulein Becker kann jungen Damen, welche in ihr Etablissement einzutreten wünschen, eine sichere Escorte anbieten.“ Fräulein Becker ist übrigens

nicht die Einzige, deren Annoncen sich durch höhere Diction auszeichnen. Das Departement der Erziehungs-Anzeigen ist reich an wunderlichen Beispielen. Wir wollen auf's Geradewohl folgende auswählen, von denen wir eine wörtliche Uebersetzung geben.

Gesucht einige junge Zöglinge von einem Magister Artium von Cambridge, welcher ein erfahrener Lehrer, Verfasser einer Elegie auf den Prinzen Gemahl (eben publizirt, gegen Einsendung von sechs Postmarken zu beziehen) eines ausgezeichneten Weihnachtsgeschenkes und eines Preisgedichtes ist.

Folgender Lehrer ist noch vielseitiger:

Unterricht in der hebräischen Sprache, in den Propheten, in Oelmalen und Perspective, in seiner eignen Wohnung oder auch außer dem Hause. Einige vortreffliche Gemälde zum Verkauf. Auch Muster von Lehnstühlen nach der neuesten Erfindung für Gesellschaftszimmer. —

Soviel von der Erziehungs-Columne der „Times". — Zwischendurch wird gesungen und getanzt; photographirt; graues Haar wird wieder blond gemacht; das Gesicht wird verschönert; Zähne werden eingesetzt; kranke Augen werden in kürzester Frist wieder gesund gemacht, und jedem Kranken wird mit einem Wort für jede Krankheit unfehlbare Heilung, baldige Herstellung und langes Leben bei strengster Verschwiegenheit garantirt. In den Rest des Blattes theilen sich alle möglichen Geschäfte und Handelszweige; und hier ist es wo die Reclame ihre gewaltige Stimme erhebt. —

Die Londoner Reclame ist das Größeste in ihrer Art, was die Welt kennt. Um durch eine Masse von drei Millionen durchzudringen, braucht es schon großer Buchstaben und bunter Farben. Die Londoner Reclame beschränkt sich nicht auf die Zeitung. Sie klettert an den höchsten Häuserwänden empor. Sie bedeckt ganze Mauern. Sie klebt an jedem Omnibus. Sie decorirt alle Bahnhöfe. Sie wandelt aufrecht mit zwei Beinen durch Regent-street und den Strand. Sie schimmert aus erleuchteten Glasthüren. Sie circulirt in Hunderttausenden von kleinen Handbillets, welche hunderte von Männern an den Straßenecken täglich vertheilen. Sie ist in das Pflaster gemeißelt,

welches wir treten. Sie steigt so hoch als das schärfste Auge sehen, und so tief, als der unbedachteste Fuß dringen kann. Sie steckt an den Dornenhecken von Primrose-Hill und Brompton. Thackeray sah die Londoner Annonce an der Säule des Pompejus und ich habe sie an den Felsen von Killarney gesehen. Was ist selbst unser berühmter Malzbier-Hoff gegen den Pillenprofessor Holloway, welcher jährlich für Annoncen eine Summe von 210,000 Thlr. verbraucht? Wurden wir doch neulich erst durch eine Gerichtsverhandlung über den Bankerott einer Handelsgesellschaft in Kenntniß gesetzt, deren Schulden für Annoncen allein beträchtlich größer waren, als das ganze Capital, welches zu ihrem Betriebe gezeichnet worden! —

Das Wunder für mich ist immer gewesen, für wen eigentlich die Reclame berechnet ist, und wer sich durch sie bestimmen läßt, Dinge zu kaufen, die er nicht nöthig hat. Ich erinnere mich zu einer Zeit überall in London das Conterfei eines „sich von selbst bewegenden" Korkbeines gesehen zu haben und rings herum in rothen und goldnen Buchstaben eine Anpreisung desselben, als ob es in der ganzen Welt nichts Begehrenswertheres gebe, denn dieses „sich von selbst bewegende" Korkbein. Aber wer wird sich dadurch bewegen lassen, sein eigenes Bein von Fleisch und Blut gegen ein „sich von selbst bewegendes" Korkbein zu vertauschen? Welcher Reisende wird darum nach Leery's „berühmten Logierhaus" gehen, weil ihm den ganzen Tag, so oft er aufsah, von der gegenüber befindlichen Wand seines Coupée's dieses berühmte Logierhaus in effigie anlächelte, und ihn so oft er einschlafen wollte mit dem Worte wieder aufweckte, daß man daselbst Betten für einen Schilling habe und daß ein Wärter zur besondern Bequemlichkeit der Gäste die ganze Nacht aufbleibe? Wer wird seinen Schneider aufgeben und zu „Samuel Brothers" gehn, weil er ein Hosenbein, welches diese Firma trägt, sich an der Hinterwand eines jeden Omnibus spreizen sieht? Wer wird sich darum seinen Schirm in Holborn oder seine Stiefeln in New Road kaufen, weil auf dem Dache des einen Laden ein kolossaler rother Schirm und auf dem Dache des andern ein kolossaler grüner Stiefel steht?

Aber es muß doch wol Leute geben, für welche der rothe Schirm und der grüne Stiefel etwas unwiderstehlich Anziehendes hat. Die

Reclame muß sich bezahlt machen, sonst würde kein Speculant daran denken, sie anzuwenden. Sonst würde Madame Tussaud einer einzigen Omnibus-Gesellschaft für das Privileg, ihr Wachsfigurencabinet auf der Außenseite des Wagens zu annonciren, nicht 400 Thaler monatlich zahlen, die Eisenbahn-Versicherungs-Compagnie für die vorletzte Seite des Zwei-Schilling-Catalogs der Weltausstellung von 1862 nicht 4000 Thaler geben, und das Anzeigeblatt der „Times" nicht von 6—8000 Thaler täglich einbringen. Sonst würde nicht jede Bahnhofsmauer und jeder Eisenbahnwagen in ganz England, Schottland und Irrland beklebt sein mit denselben Annoncen, und Mr. W. H. Smith, 186. Strand, London, welcher den Raum dazu verpachtet, würde kein steinreicher Mann geworden sein. Ich las kürzlich von einer sehr renommirten, alten und soliden Firma, daß ein jüngerer Partner bei seinem Eintritt in dieselbe sich einbildete, das Haus habe die Reclame nun nicht mehr nöthig und man könne den Annoncen-Etat von 50,000 Thaler per Jahr auf 30,000 herabsetzen. Aber der Verlust an Kundschaft war so sehr viel bedeutender als die Ersparniß von 20,000 Thalern, daß man den bisherigen Etat nicht nur wieder aufnehmen, sondern für eine Zeit lang sogar noch bedeutend überschreiten mußte, um den verlorenen Boden wieder zu gewinnen.

Also — lang' lebe die Reclame! — Die erste und nächste Aufgabe der Reclame ist die Aufmerksamkeit Derjenigen zu fesseln, welche möglicherweise kaufen könnten. Dieses ist aber nicht so leicht in einer Stadt, wo man durch den Lärm und die Zerstreuung von Millionen dringen muß, und wo eine Annonce mit der andern um jede Handbreit Raum und Boden kämpft. Die Aufmerksamkeit des Publicums zu fesseln ist an sich so wenig; denn wer gelesen hat, kauft deshalb noch nicht, und diejenigen, welche am Eifrigsten lesen, kaufen gar Nichts, nämlich die Straßenjungen, — und doch ist es so viel, denn es ist der erste Schritt zum Ziele. Um nur gelesen zu werden, macht daher die Reclame die größten Anstrengungen. Es ist nicht genug, auf dem beschränkt zugemessenen Raume und in den wenigen enggedruckten Zeilen von 96 Spalten der „Times" zu stehen. Die Reclame „muß hinaus in's feindliche Leben" — auf die Straße, an die Baugerüste und Bretterwände — und es scheint an manchen Stellen in London, wo solche

Reclamen-Bretterwände stehen, als ob die Häuser dahinter nie fertig werden sollten — so bunt als möglich und mit Buchstaben, größer als die Menschen, welche die Reclame lesen. Die Hauptsache ist, daß dem Publicum der Name auf welchen es ankommt, sei es nun der Name einer neuen Firma, oder einer neuen Sängerin, eines neuen Seiltänzers oder eines neuen Buches, immer und immer wieder vor die Augen geführt wird, und wenn es der einen Gestalt müde ist, so muß eine neue gefunden werden. Mir fällt hier die Zeit ein, wo im August vorigen Jahres ein neues Sonntagsblatt, der „Penny Newsman" in's Leben eingeführt wurde. Damals war es rein unmöglich, dem „Penny Newsman" auszuweichen. Man sah oft lange Häusermauern mit Nichts beklebt als dem einen aber tausendmal wiederholten Worte „der Penny Newsman". Aber dabei ließ es der Mann nicht bewenden. Auf kühnere Erfindungen sann sein unermüdlicher Geist, und eines Tages frappirte uns die in kolossalen Lettern gedruckte Frage: „Warum wol fühlte sich Robinson Crusoe so einsam auf seiner Insel?" — An zehn, zwanzig solchen Placaten waren wir vorübergegangen, aber das einundzwanzigste zog uns doch an, und da hatten wir nun die Antwort: „Weil er seinen Penny Newsman nicht las!" — Dieses Argument muß schlagend gewirkt haben, denn kaum 4 Monate sind vergangen, und schon hat der Penny Newsman eine Circulation von 120,000!

Eigenthümlich dabei zu beobachten ist, wie die Reclame in ihren groben und großen Umrissen heut noch dieselbe ist, welche sie vor 150 Jahren und zur Zeit der Königinn Anna war. Wie in unsern jüngsten Tagen die „Saturday Review" so nahm schon damals der „Tatler" die Reclame zum Zielpunkt seiner treffenden Anmerkungen, und interessant ist es in dieser Hinsicht, den Artikel unseres Zeitgenossen „Ueber die Kunst zu annonciren" vom 7. Dezember 1861, mit demjenigen des „Tatler" vom 21. Oktober 1710 zu vergleichen, welcher das Motto aus Persius hat: „Ad populum phaleras." Da haben wir gleich die Annoncen, welche dem Vorübergehenden auf offner Straße zugesteckt wurden, und über welche sich achtzig Jahre später Herr Hofrath Lichtenberg aus Göttingen noch so sehr wunderte, daß er in seiner Erklärung des Hogarth einen eignen Excurs darüber schrieb.

„Vor ungefähr zwanzig Jahren," heißt es im „Tatler" (Nr. 240) war es unmöglich, durch die Straßen zu gehen, ohne daß man eine Anzeige in die Hand gesteckt bekam von einem Doctor ‚welcher zur Kenntniß des grünen und rothen Drachen gekommen wäre und den weiblichen Farrensamen entdeckt habe.‘ Keiner wußte, was dieß bedeute; aber der rothe und grüne Drache imponirte dem Volke so sehr, daß der Doctor ganz behaglich von demselben leben konnte." „Tout comme chez nous!" möchte man ausrufen, wenn man diese Zeilen liest und an die Zettel der Aerzte und Quacksalber denkt, deren man sich förmlich zu erwehren hat, wenn man heut durch Oxford-street und den Strand geht. Auch bei Hogarth, (A Harlot's Progress, Plate V.) findet sich ein derartiger Zettel mit der Ueberschrift „Practical Scheme" abgebildet. — Ebenso wie mit der Zettelreclame, war jene Zeit auch schon mit derjenigen der Häuserwände bekannt, und wir fürchten daß sie damals nicht mehr geschont wurden mit Plakaten aller Art, als sie es heut werden, trotz der Warnung daß „Zettelstecher (bill-stickers) verfolgt werden sollen." So lesen wir wieder in unsrem Freunde dem „Tatler", daß um dieselbe Zeit der Name eines Arztes an jeder Straßenecke geklebt habe; und Mr. Ireland, einer von Hogarths frühesten Erklärern, versichert aus seiner eigenen Erinnerung, daß im Jahre 1760 die Wand eines ganzen Hauses in Long-Acre mit den Namen von Uebeln beschrieben gewesen sei, gegen welche die „anodyne necklaces," — die Goldbergerschen Rheumatismusketten des vorigen Jahrhundert, — unfehlbare Hülfe brachten!

Aber sogar über den „bleichen Tod" hinaus reicht die Londoner Reclame, und in's Jenseits hinein weist ihr unverzagter Finger. Dem aufmerksamen London-Gänger werden jene Häuser oft genug aufgefallen sein, über deren Thüren sich schwarze Federbüsche und in deren Fenstern sich Abbildungen von Särgen und Grabkreuzen, zuweilen wol auch ein Todtenwagen mit Vieren und der Ueberschrift: „Superior Funerals" (höhere Begräbnisse) befinden. Was will dieses aber sagen gegen den mit Recht berühmten „Unternehmer" von Finsbury, in dessen Ladenfenstern der Tod nicht nur alle Schrecknisse verloren hat, sondern sogar zu einem Act, das Leben auf fashionable Art zu beschließen, gemacht wird. Da sieht man im höchsten Grade anmuthige Gemälde von den Hauptkirchhöfen

von London, mit so viel Sonnenschein, grünen Bäumen und promenirenden Herren und Damen, von denen die meisten rosenrothe Sonnenschirme tragen, daß man eine ordentliche Sehnsucht nach diesem Paradiese bekommt. Wovon man absolut nichts sieht, das sind Gräber; und die traurige Bestimmung des Ortes wird nur durch eine sehr schöne Dame in Schwarz angedeutet, mit einem reizenden kleinen Mädchen an der Hand, welches einen prachtvollen Kranz von Immergrün trägt. Man würde über den Zweck dieser Schilderei vollständig im Unklaren bleiben, wenn nicht zur rechten Zeit sich die Unterschrift bemerklich machte: „Fashionable Begräbnisse zu festen Preisen. — The trade supplied." — Die letztere Phrase ist unübersetzbar; aber man könnte allenfalls frei umschreiben: „bei größeren Bestellungen wird ein angemessener Rabatt bewilligt."

Diejenigen Annoncen, welche den tiefsten Eindruck zu machen scheinen, sind die Annoncen mit Bildern. Das hübsche Mädchen mit grauem Haar auf der einen und mit nußbraunem auf der andern Seite des Kopfes, als Empfehlung einer Sorte von „Haarbalsam", ist auch bis zu uns nach dem Continent gedrungen, und erst gestern sah ich es vor einem Coiffeur-Fenster in Berlin. Aber seine Heimath ist der Strand in London. Ein bärtiger Mann, welcher sich über ein Stereoscop bückt, ist gleichfalls bei uns bekannt als Einleitung zu allen Reclamen über „die neuesten stereoscopischen Ansichten von Paris und London". Aber was man nur in London sehen kann, ist der Mann mit der dicken Backe, dem verdrießlichen Gesicht und der Unterschrift: „O, dieses gräßliche Zahnweh!" während er auf der andern Seite des Bildes lustig herumspringt mit dem Ausruf: „Ha, ha, geheilt in einem Augenblick!" — Ebenso ist die Illustration von Thorley's Thierfutter mit den mageren Kühen, welche der Wind umzublasen scheint, auf der einen Seite, und den fetten auf der andern, sehr sehenswerth. Die Unterschrift lautet: „Vor und nach Mr. Thorley's Thierfutter". Auch das „glückliche Haus", in welchem der neue Patent-Kinderstuhl angewendet wird, und das „unglückliche Haus", in welchem er nicht angewendet wird, ist jedem Londoner bekannt. Bekannt ist ihm das große Oelbild, welches die Vortheile der Nähmaschinen dar-

stellt. Hinter der abgemagerten Nätherin, welche sich der Nähnadel bedient, steht als Freier der blasse, bleiche Tod; hinter dem blühenden Mädchen aber, welches an der Maschine arbeitet, steht ein nicht minder blühender Jüngling in grünen Hosen und blauem Frack, mit einem Blumenstrauß in der Hand.

Außer der Malerei ist es aber auch die Poesie, welche die Londoner Reclame in ihren ganz besondern Dienst nimmt. — Die ersten Dinge dieser Art, welche von einem Barden besungen worden, sind Packwood's Streichriemen gewesen. Das ist aber schon dreißig Jahre her. Mehr in unsre eigne Zeit fallen die poetischen Ergüsse des Hofpoeten, welchen das Etablissement von Moses und Sohn hält. Man braucht nur von irgend einem Bahnhof der Stadt zu irgend einer Straße derselben zu fahren, um eine oder zwei dieser poetischen Episteln durch das Wagenfenster geworfen zu bekommen. Von diesen poetischen Anreden gefiel uns immer am meisten diejenige, welche sich auf die Trauerkleider des Moses'schen Magazins bezieht; sie schließt mit den Worten:

Wer durch den Tod verlor, was er geliebt,
Und uns zu Trauerzeug dann Auftrag giebt:
Sind fünf Minuten höchstens das — man merke! —
Was wir gebrauchen zu dem kummervollen Werke!

Allein Moses und Sohn sind schon überflügelt worden. Von den Geschäfshaus-Barden des Tages ist jedenfalls derjenige von Mr. Harper Twelvetrees der ausgezeichnetste. Schon in seinem Dialoge zwischen Madame Scrubwell, welche sein Patentseifenpulver nicht gebraucht, und Madame Thrifty, welche es ja gebraucht, zeigte er sich als Meister in der lebendigen Darstellung von häuslichen Scenen. Das Höchste in seiner Kunst aber leistete er in den folgenden Versen, welche dem „Wanzen-Tödter" seines Brodherrn, des Mr. Harper Twelvetrees eine Stelle auf dem britischen Parnassus sichern:

Die fetten Wanzen, die sich mästen von Deinem Blut,
Daß Du um Mitternacht aufspringst in grimm'ger Wuth:
Sie färben Dich so lange roth und röther,
Bis Du Dir anschaffst Harper Twelvetrees Wanzentödter.

Solch schöne Dinge kann man freilich nur in Versen sagen. Aber auch in Prosa wird mancherlei Bemerkenswerthes geleistet. Der unerreichte Meister in dieser Beziehung war der nun zu seinen Vätern eingegangene Mr. George Robins, ein Gütermakler. „Er ging vielleicht," sagt Dr. Wynter von ihm, „ein ganz klein wenig selbst über die nachgiebige Linie der poetischen Licenz, wenn er einen gewissen Theil eines ländlichen Paradieses, welches er bereit war öffentlich meistbietend zu verkaufen, unter andern Reizen, als geschmückt schilderte mit einem „hängenden Gehölze" — welches, wie der erstaunte Käufer hernach fand, Nichts weiter meinte, als den Ueberrest eines alten — Galgens." . . . Aber, unerreicht wie sein Meister auch in unsrer eignen Zeit geblieben ist — es giebt doch immer noch Einige, welche nicht ganz ohne Erfolg nach der gleichen Palme streben. So lasen wir in einer von den letzten Nummern der „Times" die Ankündigung einer Northumbrischen Besitzung, welche der Gütermäkler Mr. Donkin beschrieb als den „Thron der Grazien, modellirt in der Erhabenheit der Natur über jenem schönsten der Ströme, dem Coquet, ein Panorama sylvanischer Scenerie, welches vor grauen Jahrhunderten den Anchoriten schirmte und der Lokalgeschichte ein so interessantes Blatt verlieh . . . Die Sprache des Hain's, des Felsens, der Höhlen und Cascaden wird man dort vernehmen in aller Poesie der Natur, während die umgebenden Gegenstände der Aussicht einen bewundrungs- wenn nicht anbetungswürdigen Ausdruck verleihen, und das Schloß, diese Spur normannischer Macht, in gebrochenen Accenten den Idiom einer vergessenen Zunge articulirt. Die Heerstraße der Nation auf der einen Seite; auf der andern Seite der luftige Pfad Ariels" . . . . Poetischer ist wol niemals eine ländliche Besitzung geschildert worden, welche unter dem Hammer steht; und mit diesem Muster der Reclamen-Beredsamkeit, welche wir unsrem heimathlichen Malzbier-Hoff zur Nachahmung empfehlen, nehmen wir Abschied von dem Supplement der „Times" und wenden uns zu dem Hauptblatt derselben.

Die Seite der „Times", welche man regelmäßig zuerst aufzuschlagen pflegt, ist die achte. Auf dieser Seite befindet sich die berühmte Uhr der „Times", welche nun schon fast ein Jahrhundert unveränderlich auf sieben Minuten nach sechs zeigt; und unter dieser

Uhr steht der Leitartikel. Der Leitartikel ist der Stolz und das unübertroffene Meisterwerk der „Times". Es ist wahr genug, daß die „Times" den Thatsachen immer nur so weit Rechnung trägt, als sie ihr bequem sind, und an denselben biegt und modelt, wenn sie ihr unbequem werden. Wir haben das leider in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit und in der Macdonald-Affaire kennen gelernt. Die „Saturday Review" geht mit ihr oft genug in's Gericht wegen Fälschung oder Unkenntniß. Aber eben so wahr ist es, daß dasjenige, was die „Times" in ihrem Leitartikel sagt, die Meinung Englands ist, oder wird, nachdem es sie gelesen. Man kann der Politik der „Times" grollen, aber man muß sie bis zu einem gewissen Punkte gelten lassen; sie ist der Ausdruck der englischen Majorität. Und was man von dem Inhalt ihrer Leitartikel auch sagen mag: die Fassung derselben ist bewunderungswürdig. Jede Nummer der „Times" enthält vier Leitartikel, von denen der erste die Frage des Tages zu erörtern pflegt; der zweite und dritte beschäftigen sich mit näher oder ferner liegenden Punkten der Zeitgeschichte, und der vierte ist einem Gegenstande von localer Bedeutung gewidmet, der Verbesserung des Londoner Straßenpflasters, der Rede des Mr. Cox in Bloomsbury, oder dem Prozesse des Mr. Windham vor der Irren-Commission. Sie lesen sich je nach Verschiedenheit des Gegenstandes, den sie behandeln, wie ein Stück Geschichte, wie eine wissenschaftliche Dissertation, wie der letzte Akt eines Trauerspiels oder das Schlußkapitel eines Romans. Sie sind geistreich und fesselnd; sie sprudeln von Witz und Lebendigkeit; zuweilen von einem tiefen Pathos des Gefühls, zuweilen von einer graziösen Leichtigkeit, sind sie immer geschrieben in „Ihrer Majestät bestem Englisch".

Das Zweite, was nach den Leitartikeln die Aufmerksamkeit fesselt, sind die Telegramme. Früher hatte auch in der Schnelligkeit ihrer Nachrichten die „Times" einen bedeutenden Vorsprung vor allen übrigen Blättern in London. Sie hielt ihren eignen Dampfer und ihre eignen Couriere. Aber der Electromagnetismus hat ihr diesen Vortheil geraubt, und das glückliche und erfolgreiche Organisationstalent eines einzigen Mannes hat die Ausbeute der neuen Erfindung allen großen Tagesblättern gleichmäßig gesichert. Alle Depeschen aus aller Welt

Enden gehen jetzt durch die Hand dieses einzigen Mannes, der sie mit strenger Unparteilichkeit an alle englischen, zum Theil auch französischen und deutschen Blätter vertheilt. Der Name dieses Mannes ist Mr. Reuter. Noch vor einigen Jahren, als sein Name zuerst an der Spitze der telegraphischen Depeschen erschien, fragte alle Welt in London: „Who's Mr. Reuter?“ „Wer ist Mr. Reuter?“ — Jetzt aber frägt Keiner mehr. Jedermann kennt ihn. Jedermann ist gewohnt, seinen Namen mit den entscheidenden Ereignissen des Tages in Verbindung zu bringen, und Mr. Reuter ist heute das wichtigste und unentbehrlichste Glied in der großen und complicirten Kette der englischen Tagespresse. Aber wie allen Erfindern und Reformern ward auch Mr. Reuter sein Erfolg nicht so leicht gemacht; es bedurfte erst jahrelanger Mühe, unausgesetzter Arbeit und eiserner Consequenz, bis er sich zu der Bedeutung emporgearbeitet hat, die er nunmehr mit so vielem Glück in der ersten Stadt der Welt behauptet.

„Mr. Reuter“, um damit zu beginnen, ist ein Deutscher, und zwar einer, welcher zu Kassel, in dem Lande Kurhessen, das Licht der Welt erblickte. Daß es ihm anfänglich recht schlecht erging, wird daher Niemand bezweifeln. Zum Jüngling erwachsen kehrte „Mr. Reuter“, den wir von nun an ganz unbesorgt Herrn Reuter nennen dürfen, seinem engern Vaterlande den Rücken, und ward Lehrling in einem Banquiergeschäft zu Göttingen. Es ist möglich, daß der jugendliche Kurhesse hier den ersten Telegraphendraht sah, denjenigen nämlich, welchen der weiland Hofrath Gauß zu seinem Privatvergnügen von der Sternwarte nach dem Museum gezogen hatte. Aber dieser Telegraph „ging“ nicht, und nachdem alles Mögliche mit demselben versucht worden war, verdroß den alten Hofrath die Sache so sehr, daß er den Telegraphen Telegraph sein ließ, und sich sein Lebtag nicht mehr um den verrosteten Draht bekümmerte. Es bedurfte noch der Förderung einer practischen Hand, um die Spielerei des alten Gelehrten zu einer Erfindung für die Welt und die Menschheit zu machen, und so lange bis dieß geschehen, blieb Herr Reuter in der bisherigen Dunkelheit seines Lebens. Vergebens wandte er sich nach Berlin und ward Buchhändler — (vielleicht ist manchem Berliner sein Name noch aus der Firma: „Reuter und Stargardt“ bekannt) — aber auch hier hatte

er nicht Glück noch Stern. Geboren unter dem Zeichen des geflügelten Merkur, war seine Prädestination nun einmal der Telegraph und die telegraphische Depesche.

Da ward, im Jahre 1849, das erste Telegraphenbüreau des Continents, das nämlich zu Aachen, etablirt, und unter den ersten Beamten desselben erblicken wir unsern Herrn Reuter. Sein Stern war im Aufgehen. Er war auf dem rechten Wege seiner Bestimmung, welchen er seitdem unermüdlich verfolgt hat. Aachen war damals der natürliche Centralpunkt der telegraphischen Correspondenz zwischen den beiden vornehmsten Städten des Continents, Paris und Berlin. Aber noch fehlte die Verbindung zwischen Aachen und Brüssel, und um die Neuigkeiten des Eisenbahnzuges zu überholen, wandte Herr Reuter Couriertauben an, deren drei immer auf Einmal abflogen und die Reise, welche der Train in 7—9 Stunden machte, in durchschnittlich 1 Stunde zurücklegten. Endlich aber war die telegraphische Verbindung zwischen Berlin und Paris vollständig hergestellt, man bedurfte der Brieftauben nicht länger, und der unternehmende Geist des Herrn Reuter hatte sich höhere Ziele gesteckt. Anstatt die Neuigkeiten des Continents sann er jetzt darauf, die Neuigkeiten der ganzen Welt in seiner Hand zu sammeln, und wo die Welt in Rede steht, da kann man nur an einen Platz denken — und dieser Platz ist London. Nach London wandte sich denn auch Herr Reuter und eröffnete sein Geschäft damit, die großen Häuser der City mit seinen Nachrichten zu versorgen. Im Jahre 1851 aber, als das erste unterseeische Kabel, das zwischen Calais und Dover, glücklich gelegt worden war, da traf den erfindungsreichen Geist unsres Landsmanns wie ein Blitz der Gedanke, den Telegraphen in den Dienst der Tagespresse zu nehmen. Es ist das Ei des Columbus. Jetzt wird sich Niemand mehr die geringste Provinzialzeitung ohne telegraphische Depesche denken können, und das größte von unsern deutschen Blättern würde uns unvollständig erscheinen, wenn wir „Wolff's telegraphische Depeschen" nicht darin fänden; aber die Ehre der Erfindung gebührt Herrn Reuter, und unser Berliner Wolff ist nur ein glücklicher Schüler und Nachfolger desselben. Herr Reuter hatte die Bahn zu brechen. Vergeblich bot er seine Nachrichten der „Times" an; sie hörte nicht auf, ihren Expreß-Dampfer zwischen Calais

und Dover fahren zu lassen. Telegraphische Depeschen standen noch zu Anfang des vorigen Jahrzehends im Verdacht der Schwindelei und Unzuverlässigkeit, und das Weltblatt, auf welches jeder Unterthan Ihrer Majestät schwört, dachte nicht daran, sich durch telegraphische Depeschen um seinen Credit und seine Macht zu bringen.

Lange Zeit daher blieben alle seine Anstrengungen fruchtlos. Endlich machte Herr Reuter, im Jahre 1858, einen letzten Versuch. Er sandte auf gut Glück einen ganzen Monat lang seine telegraphischen Depeschen in die Redactionsbüreaux aller Londoner Blätter und überließ es ihrem Ermessen, Gebrauch davon zu machen oder nicht. Die eine Zeitung brachte sie, die andre nicht; alle jedoch hatten Gelegenheit, sich von der Correctheit derselben zu überzeugen, indem sie Reuters Nachrichten einige Tage später jedesmal durch ihre Specialcorrespondenz bestätigt sahen. Unter solchen Ausspicien machte die „Times," nachdem sie ein Jahr lang Herrn Reuters Depeschen bald gebracht, bald zurückgelegt hatte, am 9. Februar 1859 das Wagestück, jene berühmten Worte des Kaisers Napoleon zu publiziren, welche den italienischen Krieg gegen Oestreich zur Folge hatten. Diese Worte waren um 1 Uhr Nachmittags in den Tuillerien gesprochen worden, und um 2 Uhr desselben Nachmittags brachte sie eine dritte Ausgabe der „Times" in die City und an die Börse. Dieser 9. Februar ist der entscheidende Tag für Herrn Reuter gewesen; und während die franco-italienischen Waffen triumphirten, feierte auch Herr Reuter sein Magenta und sein Solferino. Ueber die letztere Schlacht brachte er an einem Tage drei telegraphische Depeschen, zwei aus dem Lager der Franzosen und der Italiener, die dritte aus demjenigen der Oesterreicher.

Seit jener Zeit steht Herr Reuter fest in seiner selbstgeschaffenen Position. Eine englische Zeitung nach der andern ward ihm zinspflichtig; und jetzt versorgt er alle continentalen Blätter, von dem Moniteur und der Kölnischen Zeitung bis zum Fürstenwalder Anzeiger mit den englischen und überseeischen Nachrichten. Indien, China, das Cap und Australien, senden uns ihre Neuigkeiten durch Herrn Reuters Agenten; und sein organisatorisches Talent hat sich erst neuerdings wieder in ganzer Kraft an den amerikanischen Wirren zu messen Ge-

legenheit gehabt. Denn je mehr das Interesse Englands an den Angelegenheiten dieses fernen Welttheils wuchs, um so mehr und um so rascher, verlangte es auch von jedem dortigen Vorgang, jedem Wechsel der öffentlichen Meinung und des Kriegsglückes unterrichtet zu sein. Da aber das unterseeische Kabel durch den atlantischen Ocean noch immer Nichts ist, als ein kühner Traum und ein verunglückter Versuch, so muß man sich bis auf Weiters mit der Schnelligkeit der Dampfschiffe begnügen. Diese nun vollständig und nach allen Seiten hin auszubeuten, blieb Herrn Reuters Sorge; und so werden nun die neusten Nachrichten bis zu dem letzten Moment, wo die Dampfschiffe an den äußersten Küsten-Orten Nord-Amerika's, Father Point und Halifax, anlegen, telegraphische Depeschen aus allen Theilen Amerikas, durch Herrn Reuters Agenten dahin befördert, und von den Schiffen eingenommen, um von denselben bei der Landung in dem ersten irländischen oder englichen Hafen Queenstown, Londonderry, Liverpool oder Southampton (hier legen die deutschen Dampfer, welche auf Hamburg oder Bremen fahren, an) sogleich wieder an Reuter'sche Agenten ausgeliefert zu werden, welche sie unverzüglich an das Hauptbüreau von London weiter telegraphiren.

Herrn Reuters Büreaux für politische und commerzielle Depeschen sind räumlich streng getrennt, und ein durchaus verschiedenes Dienstpersonal ist in beiden beschäftigt. Das politische Büreau befindet sich im Westend, das commerzielle in der City. Beide sind wieder in zwei verschiedene Tages- und Nacht-Büreaux getheilt. Das Tagesbüreau sowol in der City als im Westend ist offen von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends; die beiden Nachtbüreaux von 6 Uhr Abends bis 10 Uhr Morgens, die ganze Nacht durch. Die Nachtbüreaux sind die wichtigern, und eine größere Anzahl von Clerks, welche sich regelmäßig ablösen, wie Soldaten auf Posten, sind daher in denselben beschäftigt. Sämmtliche vier Büreaux sind unter sich wiederum telegraphisch verbunden, und aus jedem derselben laufen besondere Telegraphendräthe in die Redactionsbüreaux aller Tageblätter von London, so daß, ohne die zeitraubende und die Ausschließlichkeit bedrohende Dazwischenkunft von Mittelspersonen, der Setzer selbst und unmittelbar die kleinen aber inhaltschweren Striche von dem Papierstreifen abliest, auf welchen

die magnetische Nadel sie gekratzt hat. — Das ist Herr Reuter, und das ist der Sinn der Worte: „Through Mr. Reuter's office“ oder „Mr. Reuter's Telegrams,“ wie es die Times hat. —

Seit der Trent-Affaire, welche die amerikanische Angelegenheit zu einer englischen zu machen drohte, ist jedoch auch dieses System nicht mehr für ganz ausreichend befunden worden. Es genügt nicht länger, die sibyllinischen Extracte aus amerikanischen Bulletins und Leitartikeln zu erhalten, sondern man verlangt die amerikanischen Briefbeutel und Zeitungspaquete in natura. Und seit dieser Zeit fährt, sobald das Schiff Liverpool erreicht hat, ein Reuter'scher Extrazug mit der amerikanischen Post ab, und die „Times“ und übrigen englischen Blätter sind seitdem um die Rubrik „Through Mr. Reuter's Express“ bereichert worden. —

So ist es Herrn Reuter zuletzt doch gelungen, den berühmten „Expreß“ der „Times“ zu überholen, und wenn wir jetzt das Weltblatt in die Hand nehmen, so haben wir die Genugthuung zu sehen, daß sein wichtigster und unentbehrlichster Mitarbeiter — ein blinder Hesse sei! —

Aber Herr Reuter hat die Specialcorrespondenten der früheren Zeit nicht verdrängt; er giebt nur die knappen Umrisse der Ereignisse und überläßt es den „owns“ und „specials,“ das Bild derselben mit der der englischen Feder eigenthümlichen Schärfe, Klarheit und Vollständigkeit zu vollenden. Ausgezeichnet vor allen andern Blättern ist auch hierin wieder die „Times.“ Ihre „eignen Correspondenten“ sind wie eine unsichtbare aber gewaltige Macht über den Erdkreis vertheilt; und wo ein Krieg ausbricht, sei es in der Krim, in Italien oder in Indien und Amerika, da ist der Times-Correspondent zur Stelle. Er hat all' die charakteristischen Züge des Schauplatzes zu sammeln; und unter einer sengenden Sonne oder in einem winterlichen Schneegestöber zu wachen, zu beobachten, zu prüfen, zu reisen und zu schreiben. Wo etwas Bemerkenswerthes vorgeht, da muß er auf dem Fleck sein; bevor er schreibt, muß er sehen. Der bequeme Lehnsessel des epicuräischen Autors ist nicht für ihn; er muß schreiben, auch wenn er keine Lust hat, und darf nicht auf Begeisterung warten. „Zeit und Fluth warten auf Niemanden,“ ist ein englisches Sprich-

wort. Das einzelne Ereigniß verschwindet, wenn es nicht aufgezeichnet wird, so wie es sich zuträgt, und ist verloren in der Hast der wechselnden Scene. Aber es giebt noch schlimmere Dinge, denen der Correspondent der „Times" sich auszusetzen hat. Er theilt dieselbe Gefahr mit dem Soldaten, die Gefahr des Climas und der Schlacht, und wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß erst in jüngster Zeit zwei von ihren Correspondenten auf diese Weise gefallen sind. — Die Krönung in Königsberg mußte eben so genau beschrieben werden, als der Feldzug am Potomac; und während der amerikanische Correspondent der „Times" wunderbare Bilder zeichnete von der düstren Wildheit der Scenerie, von dem rauschenden Strome, der grandiosen Schauerlichkeit des Forstes und den Lagerfeuern, die darin funkelten, führte uns ihr Königsberger Correspondent zu den alten, seltsam gestalteten Häusern von Danzig und durch die Ehrenpforten, die wehenden Flaggen und die blumengeschmückten Straßen von Berlin. Die trockne Aufzählung des Programms kennt die englische Zeitung so wenig, als den Enthusiasmus offizieller Bewundrer; jeder ihrer Berichte ist ein kleines stilistisches Kunstwerk, welches man seiner Form halber mit Vergnügen lesen würde, auch wenn der Inhalt selbst uns nicht weiter interessirte.

Einen regelmäßigen Artikel während der „Season" bildet die Kritik der Oper und des Concerts. Auch hier ist die Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher der Bericht dem Ereigniß folgt. Die Londoner Oper ist nicht zu Ende vor Mitternacht, aber am andern Morgen früh um 8 Uhr kann ganz London schon lesen, ob das neue Werk gefallen hat, und wie oft die Repräsentantin der Hauptrolle „encored" ist. Wann ist der Bericht geschrieben und wann ist er gedruckt worden? Alles in den Stunden von Mitternacht bis Morgengrauen, während das übrige London den Rausch des Abends verschlief. Die Redactionsbüreaux der Londoner Zeitungen sind die ganze Nacht geöffnet, und die verschiedenen Chargen des Tages- und Nacht-Dienstes sind dort so regelmäßig geordnet, wie in unsern Kasernen.

Ohne Mühe kein Erfolg, und der englische Publizist muß viel härter arbeiten, als wir es in Deutschland gewohnt sind; er steht im Dienste des Publikums, und das Erste was sein großer Brodgeber verlangt, ist

die Schnelligkeit der Nachrichten. Das letzte Diner, der letzte Ball, die letzte Unterhaussitzung will es in seiner Zeitung besprochen sehn, und dem englischen Publicisten bleibt keine Wahl zwischen Tag und Nacht. Daher geschieht es, daß von einer Nachtsitzung, die zuweilen bis in den Tag dauerte, früh am Morgen schon, nicht blos der Bericht, sondern regelmäßig auch ein raisonnirender Leitartikel in allen Londoner Blättern erscheint. In London kommt es für den Publicisten darauf an, daß er „now“ — im gegebenen Moment und auf der Stelle schreibe. Das ist die Erklärung der fabelhaften Geschwindigkeit, mit der die Zeitung den Ereignissen folgt. Diese Schlagfertigkeit ist die Specialität der englischen Publicisten und die erste und vorzüglichste Empfehlung derselben bei ihren Engagements. Einer meiner Freunde vom „Daily Telegraph“ (einem Pennyblatt von 120,000 Exemplaren täglich) erzählte mir, daß er — wo es sein müsse — einen Leitartikel in einer Viertelstunde schreibe, und daß sein gewöhnliches Maaß zwei von den großen englischen Zeitungscolumnen in einer Stunde sei.

Das Musikreferat der „Times“ ist nun allerdings nicht das Höchste, was sich in dieser Art denken läßt. Wir gehören nicht zu den Verehrern des Mr. Davison, obwohl wir die Schnelligkeit bewundern, mit welcher er seine Berichte verfaßt. Aber eben so wenig wissen wir zum Lobe des Systems zu sagen, welches in einigen unserer größeren deutschen, namentlich Berliner Blättern herrscht. Während sie für jede Leistung jeder Sängerin, jedes Sängers und jedes Violinspielers einen Bericht haben, gegen welchen Nichts einzuwenden wäre, wenn er in einer Musikzeitung stände, fehlt ihnen für einen andern und dem öffentlichen Leben einer Nation viel näher stehenden Gegenstand, für die Literatur — der Raum!

Darin befolgt die „Times“ ein gesunderes Princip. Ihre Bücherkritiken — welche zu erscheinen beginnen, sobald mit der todten „Season“ ihr Raum freier wird — sind die besten, gediegensten und ausführlichsten, welche man lesen kann. Sie haben das mit der englischen Kritik überhaupt gemein, daß sie mit Wärme und Gründlichkeit auf ihren Gegenstand eingehn, was man — aus erklärlichen Gründen, deren Erörterung uns jedoch hier zu weit führen würde — von der

deutschen nicht immer sagen kann. Die Kritik eines Buches in der „Times“ ist von der höchsten Wichtigkeit für den Erfolg desselben. Wenn sie ein Buch lobt, so kann der Verleger auf das bloße Wort der „Times“ hin ziemlich sicher sein, eine ganze Auflage abzusetzen.

Ein Feuilleton hat die „Times“ nicht, aber die Verhandlungen der zahlreichen Gerichtshöfe, der Assisen und Polizei, welche sie jeden Tag in ganzer Ausführlichkeit bringt, ersetzen das Feuilleton. Das ist besser als ein Roman. Es ist die Wahrheit des Lebens selber, oft in tief erschütternder, oft in sehr komischer Gestalt. Aus diesem Blatt der „Times“ kann man lernen, daß kein Romanschriftsteller solche Dinge erfinden kann, als die Wirklichkeit täglich hervorbringt. Jeden Augenblick taucht Etwas an die Oberfläche empor, was ein Geheimniß der menschlichen Natur enthüllt. Die Menschheit in jeglicher Form steht vor uns. Welche Verwicklungen kommen an's Tageslicht! Welche Familiengeheimnisse! Welche grauenhafte Scenen, wie „Mord auf der hohen See“, um dem Ganzen eine schauerliche und fremdartige Färbung zu geben! Schon die Titel, unter welchen die einzelnen Verhandlungen von Tag zu Tag, von der Entdeckung des Verbrechens bis zu der des Verbrechers, seinem Verhör, seiner Verurtheilung und seinem reuevollen Tode am Galgen mit allen Schrecknissen und spannenden Wendungen geschildert werden, die der Feder eines Penny-a-liners zu Gebote stehen: gleichen sie nicht vollständig den Kapitelüberschriften des Sensation erregenden Romanes? Man lese nur: „The Dublin Outrage“ — „The Yelverton Case“ — „The Tragedy at Slaugham“ — „The Road Mystery“ — „The Rougby Romance“ .... Welch eine Fülle von schauerlichen Dingen, von Mord, Ehebruch, Nothzucht, Bigamie und Blutschande erwartet und findet man in der That hinter diesen Titeln! Und mag man melodramatische Schreckensscenen noch so sehr verachten, man wird doch nicht müde, sie zu sehen und zu lesen.

Das Unerklärliche dabei ist, daß dieser Theil der „Times“ gerade am Meisten und Begierigsten von den englischen Damen studirt wird, welche doch sonst so streng und orthodox in der Auswahl ihrer Lectüre sind, daß Shakespeare für ihren Gebrauch erst in einen „Familien-Shakespeare“ verstümmelt werden mußte, daß sie ihren Byron

nur in der sogenannten „Lady's Edition" lesen, in welcher der ganze „Don Juan" fehlt, und daß, wie Macaulay einmal sagt: „Die Bibel selbst nicht gut genug für sie ist." Französische, ja sogar deutsche Romane sind ihnen zu unsittlich, und eine ganze Reihe englischer Dichter steht in ihrem „index librorum prohibitorum," während sie unbedenklich zu diesem „Blatt der Schrecken" greifen, welches die Verirrungen und Sünden der Menschennatur viel krasser, minutiöser und ungeschmückter schildert, als der raffinirteste Romanschreiber wagen dürfte. Vielleicht trägt die Wirklichkeit ein Präservativ in sich, welches den Erfindungen der Phantasie mangelt; vielleicht ist es nicht so gefährlich, die Wahrheit zu erfahren und sie in ihrer ganzen, abschreckenden Nacktheit zu sehen, ohne die reizende Verhüllung, in welche die Kunst zuweilen auch das Laster kleidet. Wir haben nur die Thatsache zu constatiren; und diese Thatsache ist, daß die „Times" einmal den Versuch machte, die täglichen Polizeiberichte fortzulassen, daß aber ein einmüthiger Schrei der Nation, in welchem die Stimme ihrer weiblichen Angehörigen am Lautesten war, die Zurücknahme dieser Maßregel verlangte und durchsetzte; und daß nun, nachdem die alte Ordnung wieder hergestellt ist, der englische Familienvater, sobald am Morgen die „Times" ankommt, dieselbe in ihre zwei Hälften theilt, die Politik für sich behält und die geschilderten Verbrechen seiner Frau und seinen Töchtern einhändigt, welche sofort mit unbezähmter Neugierde darüber herfallen.

Wir begannen unsere Plauderei mit einem Göthe'schen Wort. Wir wollen sie auch mit einem Göthe'schen Wort schließen. „Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen." Die Times ist darum das nationale Blatt, weil sie jede Richtung der großen britischen Nation spiegelt, jedes Bedürfniß derselben repräsentirt und ihre letzte Instanz ist, an welche, wie das Kind, welchem Unrecht geschehen, an den Vater, mittelst der Zuschrift „To the Editor" sich „Viator" wendet, wenn der Wirth in einem bayer'schen Gebirgsdorfe ihn geprellt hat, oder „Paterfamilias," dessen Sohn in Eton nicht die gewünschten Fortschritte macht, oder „Civis," wenn das Straßenpflaster von London öfter aufgerissen wird, als ihm gut dünkt und bequem ist. — Die „Times" geht über die ganze Erde, so weit die englische Cultur und

die englische Sprache reicht; und ohne sie zu lesen, gewinnt man weder einen Einblick in das eigenthümliche Leben dieser Nation, noch eine Vorstellung von ihrer Größe und den Gründen derselben. —

Unser Thema ist hiermit noch nicht gänzlich erschöpft. Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, daß auch „London auf dem Papiere" eine Weltstadt sei, müßt' ich ihm noch erzählen, daß die gesammte Anzahl der in London publicirten Blätter und Zeitschriften die Zahl von 210 erreicht; daß darunter ein französisches, ein spanisches, ein russisches, ein rumänisches, zwei neugriechische und zwei deutsche Blätter sind, das eine: „Hermann. Ein deutsches Wochenblatt aus London", und das andere: „Thusnelda", ein satyrisches Wochenblatt. — Ich müßte ihn nach Paternoster-Row, einer langen, aber engen Gasse in der Nähe des Domes von St. Paul's führen, wo Hausthür nach Hausthür die Firma eines großen Londoner „Publisher's" trägt, wo die ungeheuren Büchervorräthe lagern, von denen allmonatlich allein nach den Colonien für durchschnittlich 700,000 Thaler ausgeführt werden. Ich müßte ihn einladen, sich mit mir niederzulassen unter der imposanten Glaskuppel des Lesezimmers in Britisch Museum — des Lesedomes könnt' ich sagen, wenn ich die weite Wölbung, die ungeheure Höhe und Tiefe dieses schönsten und größten Lesezimmers in der ganzen Welt überschaue. Eine Art von Heimweh ergreift mich, wenn immer ich an die rothen Saffianstühle, an die schwarzen Wachstuchtische, an die feierliche Stille und an die mehr als dreihundert Leser und die nicht viel weniger als eine Million goldblitzender Bücher von Great Russel-street gedenke! — Von den kupfernen Gittern des British Museum müßte ich meine Leser durch die gegenüberliegende Museum-street zu der größten Leihbibliothek der Welt, zu Mr. Mudie's führen, dessen beide Häuser er sogleich an den von kleinen grünen Guirlanden eingefaßten Fenstern und den stattlichen bunten Bücherreihen dahinter erkennen würden. Wunderdinge müßt' ich ihm erzählen von Mr. Mudie's Monatsliste, auf welcher kein Buch angezeigt ist welches nicht in 350 Exemplaren vorhanden wäre, manch' eines aber, welches in 1000, 1500, 2000 und 3000 Exemplaren vorräthig ist. Ich müßte ihm Mr. Mudie's letzte Notiz in „Athenaeum" zeigen, in welcher er mittheilt, daß „seit Januar 1858 mehr als eine

halbe Million Bände dieser Bibliothek hinzugefügt worden seien.“ — Aber das sind Thatsachen, vor welchen einem deutschen Verstande schwindelt, und bei deren Betrachtung den deutschen Autor ein klein wenig von jenem Gefühl ergreift, welches den jungen Thukydides zu Thränen brachte, als er das versammelte Griechenvolk dem Perserkrieg des Herodot zujauchzen hörte! —

9. Plaudereien im Parlamente.

Das neue Parlamentsgebäude, der Abtei von Westminster gegenüber, steht auf der Stelle des alten Palastes, in welchem die englischen Könige und Königinnen von Eduard dem Bekenner bis Heinrich VIII. residirten. Zur Zeit dieses Monarchen zerstörte ein Feuer das Innere von Westminster=Palace, weswegen er den Königssitz nach Whitehall verlegte, während das Parlament in seinen ehemaligen Räumen verblieb. Denn die alten Parlamente von England wurden im Königsschlosse selber, und zwar in der Halle desselben, abgehalten. Im Jahre 1834 brach zum zweitenmale Feuer aus im Westminster=Palace, und dieses Feuer zerstörte den alten Palast der Könige und Parlamente von England bis auf den Grund; nur die Halle und eine Crypta blieben verschont. Sechs Jahre später ward der Grundstein des neuen Parlamentsgebäudes gelegt; und obgleich noch immer nicht ganz vollendet, steht es doch heute schon ein Wunder von London, ein Prachtwerk gothischer Baukunst, ein Rival der uralten Abtei gegenüber, koniglich=reich und behaglich in seinem Innern, stolz und majestätisch in seinem Aeußern, mit seinen graziös gefügten Massen, mit seinen eckigen Fenstern und Spitzbogenportalen, mit seinem London überragenden Victoriathurme, dessen blau= und goldene, von Innen beleuchtete Zifferblätter wir oft in der Nacht, wenn sie matt durch den Nebel schienen, für einen Mond hielten — so hoch in der Luft sind sie. Der stehen gebliebene Rest des alten Palastes, die Westminster=Halle mit ihrem Balkendach von irischen Eichen, „in welchen keine Spinnen

leben können," ist in den neuen Bau eingefügt worden; und über den steinernen Boden derselben geht noch heut der Weg in das Parlament von Großbritanien und Irland.

Der weite Platz vor Westminster-Hall, New Palace Yard, mit seinen tiefen blauen Schatten, der goldgeränderte Victoriathurm in der Mittagssonne, das Rauschen der Themse dahinter, das entfernte Branden von Charing-Croß und Strand, und die ernste feierliche Stille der Halle — das sind Lieblingserinnerungen für mich. Die Gegenwart vergangener Jahrhunderte erfüllte meine Seele; die Gesichter, die Trachten, die gravitätischen Formen und ehrwürdigen Sitten derselben umgaben mich. Die ritterlichen Normannenkönige in ihren steinernen Nischen wurgen lebendig und die normannischen Phrasen im Geschäftsgang beider Häuser „sois baillé aux Seigneurs" — oder „le roi le veult" klangen mir nicht fremd.

Es war an einem frühen und sonnigen Nachmittage, daß ich mit einer Einlaßkarte des Earl of Enniskillen das Haus der Lords besuchte. Sonnenschein durch hohe Glasgemälde und bunte Lichtreflexe auf steinernem Mosaikboden sind der Eindruck, den das Haus der Lords von England in mir zurückgelassen hat. Die Lords sitzen regelmäßig am frühen Abend oder Nachmittag, oft am Mittag, niemals in der Nacht. Das Haus der Gemeinen ist das Haus der Arbeit, der harten Parteikämpfe, des „office-work" und der Nachtwachen im englichen Staatshaushalt. Das Haus der Lords dagegen ist das Haus der Ruhe, der Versammlungsort von Männern, denen der ungestörte Genuß des Lebens durch ihre Geburt privilegirt ist, und der Hafen, in welchen sich die großen und verdienten Staatsmänner zurückziehen, wenn ihre Arbeit gethan oder ihre Kraft durch langen Gebrauch geschwächt oder nahezu erschöpft ist. Etwas derber drückte „Punch" diese Moral bei Lord John Russel's Eintritt, als Earl Russel, in das Oberhaus und die Peerage in einem Bild aus, in welchem ihm „Punsch" mit den Worten „Mögest Du glücklich sein!" nachweint und Earl Grenville den Neucreirten, welcher mit der Earlskrone und einer thönernen Pfeife sehr kümmerlich dasitzt, mit den Worten begrüßt: „Eh, Johnny, Du wirst es hier recht langweilig finden!" Ein Sitz

im Hause der Lords ist für die Meisten ein Vorrecht der Geburt, und für die Andern eine Auszeichnung und eine Belohnung.

Wir durchschreiten, nachdem wir die Treppen von Westminster-Hall hinangestiegen sind, eine Reihe von Corridoren und Gängen, bis wir zu demjenigen kommen, in welchem auf marmornen Piedestalen die Standbilder der großen Staatsmänner Englands von Clarendon bis Chatham, Pitt und Fox stehen. Wie die beiden Commoners sich ansehen! Als ob sie sich noch einmal bekämpfen wollten. Hier trennen sich die Wege. Links geht es zu den Gemeinen; rechts zu den Lords. Links wird Alles an Wänden und Decken einfacher; rechts dagegen Alles kostbarer, schwerer und voller. Die Kunst vereinigt sich mit dem Reichthum, um diese Räume zu schmücken. Sie sind nicht glänzend, aber sie machen den Eindruck, als ob sie das Aechteste und Schönste wären, was man jemals gesehen. Die Wände des letzten Corridors, bevor man in das „Lobby", die Vorhalle zum Haus der Lords, tritt, sind mit Fresken aus der englischen Geschichte bedeckt. Hier das Begräbniß des hingerichteten Königs Karl Stuart's I. — Schneeflocken um die Bahre und eisiger, trostloser Winter. Gegenüber Lady Russell, Abschied nehmend von ihrem Gemahl, der zum Tode verurtheilt. Sie weinen Beide nicht, um sich gegenseitig den letzten Schmerz zu sparen. Aber das lieblich-ernste Gesicht der Frau und das strenge, todesmuthige des Mannes sagen genug, um jedes Herz bis in die Tiefe zu erschüttern. Das dritte Bild stellt die erste Einschiffung der Puritaner nach Neu-England dar; auf den Wellen im Vorgrund schaukelt das Schiff, die „May-flower", welches sie hinübertragen soll; und im Hintergrund, mit Windmühle und Hügelrand, liegt das grüne, engliche Dorf — das Letzte von der Heimath, welche sie auf ewig verlassen. Auf den Bänken unter diesen Fresken wollen wir eine Weile sitzen. An uns vorüber gehen die Lords von England, die sich zur Sitzung begeben. Welch' eine Vorstellung machen wir uns von ihnen, wenn wir daheim von ihren zahlreichen Schlössern, von ihren fast souveränen Besitzthümern und großen Reichthümern lesen! Aber seht, es sind Menschen, wie alle Andern. Hier ist Einer — ein alter Herr mit grauem Kopf und schwarzem Hut, mit steifen Vatermördern und einem hellen Paletot über dem Arm. Kein Ge-

pränge von Orden und Bändern — kein Lärm vor ihm, oder hinter ihm, indem er dahin geht. Kaum, daß die beiden Policeman, welche an der Eingangsthüre stehen, dieselbe öffnen, als er naht. Und doch ist es ein Herzog. Ein Herzog, der reicher ist, als manch' Einer von unsern deutschen Fürsten, und viel mächtiger dazu! Hier kommt ein jüngerer Mann. Er ist sehr einfach, aber sehr sauber und sorgfältig gekleidet. Er trägt einen weißen Hut mit einem schmalen schwarzen Rand. Der einzige Schmuck seines Rockes ist eine halberblühte Rose im obern Knopfloch. — Dieses sind die großen und gewaltigen Peers von England! Die Wahrheit ist, daß es in England ein Ding giebt, welches noch weit mehr geschätzt wird, als ein Lord und Peer — und dieses ist: ein Gentleman zu sein! Es ist ein altes Wort, daß der König wol einen Lord, aber keinen Gentleman machen kann. Der Gentleman ist das Erste in England; und das Erste, was man an den Lords von England wahrnimmt, ist: daß sie ächte Gentleman sind. „Was ist es denn aber, ein Gentleman zu sein?" fragt Thackeray in seinem neuen Buch über die vier George. „Ist es, erhabene Ziele zu haben, ein reines Leben zu führen, seine Ehre jungfräulich zu halten, die Achtung seiner Mitbürger und die Liebe seines häuslichen Heerdes zu besitzen, das Glück mit Bescheidenheit, das Unglück mit Beständigkeit zu tragen, und durch Beides immerdar die Wahrheit zu behaupten? Zeigt mir den glücklichen Mann, dessen Leben diese Eigenschaften bewährt, und ihn wollen wir als einen Gentleman begrüßen, was immer auch sein Rang mag sein; zeigt mir den Fürsten, welcher sie besitzt, und er mag unserer Liebe und Loyalität gewiß sein!" — Das eben ist das Große und Erhabene in der englischen Gesellschaft, daß sie — ganz abgesehen von Rang und Reichthum — einen Normal-Charakter anerkennt, der sich von Innen heraus bestimmt; daß der Gentleman, welcher ein Kaufmann ist, gleichberechtigt gegenübersteht dem Gentleman, welcher ein Lord ist, und daß dieser in dem City-Merchant und Cambridgeman Einen erblickt, welcher eines Tages seinen Sitz neben ihm im House of Peers nehmen kann. Der Gentleman, mit einem Wort, bezeichnet nicht die Person, sondern den Bildungsgrad, die Capacität und geistigen Ansprüche derselben; und dieses sind die Dinge, welche

die sociale Stellung eines Mannes in England bestimmen. So ist es zu verstehen, wenn König Georg IV. es liebte, sich den „feinsten Gentleman in Europa" nennen zu lassen. —

Nachdem die Vorhalle sich gefüllt hat mit den Lords von England, erheben wir uns von unserer Bank und präsentiren an der Eingangsthür unsere Ordre:

„Admit the bearer into the Gallery of the House of Lords.

London, August 5. Enniskillen."

Ein zauberhafter Aspect! Ein hochgewölbter Rundraum, voll von den wunderbarsten Lichteffecten umgiebt uns. Obwol am hellen Mittage, ist es doch dunkel. Lampen brennen in den tiefen Lobbies, aber von draußen strömt die Sonne durch schwer und glühend gemalte Scheiben, und blaue, grüne und rothe Strahlen mischen sich mit dem geisterhaften Gelb des Lampenlichts. Ein alter Mann, mit dem Wappenschild von Großbritannien und Irland in Gold auf der Brust empfängt uns und führt uns eine neue Treppe hinauf, zur „Stranger's Gallery" — eine Thür öffnet sich geräuschlos, wir treten ein und sind im Hause der Lords. Wieder sind die glühenden hohen Glasfenster, das Erste, was wir wahrnehmen. Eine eigenthümliche Dämmerung, die gemischt scheint aus Roth und Grün, ruht über dem Hause; und das gemessene Schweigen, die vornehme Ruhe erfüllen es. Auf den dunkelrothen Scheiben der gemalten Fenster schimmern in brennenden Farben die Wappen und Devisen der alten Königsgeschlechter von England, und dazwischen, auf Vorsprüngen an den hohen Wänden, stehen die Gestalten von Rittern, aus Erz gegossen, und mit vergoldetem Schild und Rüstzeug, als Repräsentanten der Counties von England. Wir fühlen uns auf unserer Gallerie wie unter Geistern!

Von den Menschen, die im Hause anwesend sind, machen sich am Bemerklichsten fast die Berichterstatter der Zeitungen. Sie sitzen in ihren kleinen „Docks" sehr behaglich dicht vor uns, und lachen untereinander und treiben ihre Scherze, oft so laut, daß ein Lord von unten sein Haupt erhebt und herauf sieht. Hinter einem jeden dieser Berichterstatter — welche die Einzigen zu sein scheinen, die sich im

Hause der Lords amüsiren — sitzt sein Stellvertreter, damit jedes einzelne Blatt, nachdem es beschrieben ist, sogleich in die Druckerei getragen werden könne. Eigentlich werden diese „Zeitungsschreiber" im Parlamente immer noch „nur geduldet". Noch spät im vorigen Jahrhundert mußten die Berichte derselben sich unter fingirte Namen verstecken. So brachte das „London Magazine" sie unter der Ueberschrift: „Debatten im politischen Club", das „Gentleman's Magazine" gar als „Debatten des Senats von Lilliput". Seit 1771 gewöhnte man sich daran, sie zu ignoriren — was sie freilich den Lords heutzutage recht schwer machen.

Denn außer dem geschilderten Leben auf der Gallerie der Reporters herrscht fast keines im Hause der Lords. Eine stumme Masse von Roth, an einigen Stellen von Gold und Diamanten funkelnd, und eingehüllt in jene farbenreiche Dämmerung, stellt sich dem Blicke dar, sobald er sich von der goldgetäfelten Decke niedersenkt in das Haus. Es macht den Eindruck eines glänzenden Traums, und die Gestalten, die sich darin bewegen, haben etwas Schlaftrunkenes in ihrem ganzen Wesen. Das Haus sieht die volle Zahl der Lords von Großbritannien und Irland, welche sich auf mehr als 450 beläuft, fast nie; die Hälfte der Bänke ist regelmäßig leer. Leer ist der rothsammetne, reich mit Gold und Edelsteinen gezierte Mittelthron, auf welchem die Königin von England sitzt, wenn sie das Parlament eröffnet. Leer ist der um eine Stufe niedrigere Thron, links, mit den Straußenfedern des Prinzen von Wales und der deutschen Devise: „Ich dien", und leer ist und leer wird bleiben der Thron rechts, auf welchem der beste Gemahl, der beste Vater, der weiseste und selbstverläugnendste Berather einer Königin, unser eigner Prinz Albert gesessen hat.

Die Mitte des Hauses nimmt der rothbeschlagene Tisch desselben ein, welcher nicht zu denken ist ohne die drei Clerks in schwarzen Mänteln und mit veritablen „Pigtails", d. h. Zopf und Perrücke. Hinter dem rothbeschlagenen Tische ist der berühmte „Wollsack", von der Höhe und Breite des Tisches, und gleichfalls mit rothem Tuch überzogen, auf welchem der Präsident des Hauses, „the Head of the Law", der von der Krone ernannte Lord-Kanzler sitzt. Dieser Sitz

ist so hoch, daß des Lord-Kanzlers Beine in der Luft sogar — wenn er nicht etwa längere Beine hat, als Seine Lordschaft, das jetzige „Haupt des Gesetzes", eben besitzt. Das Haus, welches beschlußfähig ist, wenn drei Lords anwesend, kann ohne den Lord-Kanzler sitzen; er ist ihm nicht etwa in dem Sinne nothwendig, wie dem Unterhause der „Sprecher". Aber es ist eine „usage", daß er auf dem Wollsacke sitzt, wenn die Lords sich in ihrem Hause versammeln. Das Meiste in diesem Hause ist „usage", und eigentlich kann Alles darin geschehen. Wir z. B. können von unserer Gallerie fortgewiesen werden, wie die Berichterstatter aus ihren Docks; aber es ist ein Glück, daß es in der Regel nicht geschieht. —

Die Lords liegen ziemlich indifferent auf ihren Bänken, welche natürlich auch mit Roth, mit rothem Leder überzogen sind. Roth ist die Farbe des Oberhauses, wie Grün diejenige des Unterhauses ist. Vielleicht ist es vornehm, so leise und undeutlich zu sprechen; aber in der That versteht man selten ein Wort. Ich glaube, der Earl of Schaftesbury sprach. Um ehrlich zu sein: ich dachte an ganz andere Dinge. Ich ließ mir von dem Mann mit dem großen goldenen Schild auf der Brust die Namen des Lords nennen, die im Hause anwesend waren, und dachte an die Geschichte und Annalen derselben.

Wenn man diese Namen hört, so sollte man glauben, daß es keinen älteren Adel gäbe, als denjenigen der drei vereinigten Königreiche. Dem ist aber nicht so. Der Adel von Deutschland ist älter und hochmüthiger dazu; und im Faubourg St. Germain sitzen einige Geschlechter, mit denen sich in Bezug auf Beides, auf Alter und Hochmuth, weder ein deutsches noch ein englisches messen kann. Wir erinnern an die Coucy's, an die Montmorency's, welche behaupten, die ersten Barone der Christenheit zu sein, und an die Rohan's mit ihrer weltbekannten Devise: „König kann ich nicht sein. Fürst will ich ni ch sein; ich bin ein Rohan" — eine Devise beiläufig, welche an rührender Selbstverleugnung nur von dem Wappenspruch der schottischen Familie der Cranstoun's: „Erst komm' ich, dann kommst du," übertroffen wird. —

So viel ist gewiß, daß unter den 457 Lords, aus welchem gegenwärtig das Oberhaus besteht, nicht ein einziger Nachkomme jener 25

Barn[illegible] sitzt, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts von ihren Peers (Pairs) bestellt waren, um die Beobachtung der **Magna charta** zu erzwingen; obleich sich andrerseits noch heutigen Tages Grundeigenthum in den Händen directer Nachfolger von denen befindet, welche es besaßen, als im 11. Jahrhundert das Domesday-Buch zusammengestellt ward. Mit andern Worten: nicht die Nachkommenschaft, wol aber der Adel der ältesten grundbesitzenden Aristokratie von England ist ausgestorben. Für uns, die wir mit continentalen Augen sehen, ist dies eine höchst auffallende Erscheinung; aber sie hängt mit dem Organismus des englischen Adels, der „Nobility" zusammen.

Die „Nobility" umfaßt zugleich die „Peerage"; d. h. die Häupter all' jener Familien, welche zum Adel von England gehören, haben als solche — als Familienhäupter — einen Sitz im Oberhause, sie sind die ‚Peers." Die 30 Bischöfe, welche kraft ihres Amtes im Oberhause sitzen, sind keine Peers. Die 16 schottische Peers sind für die Dauer eines Parlamentes deputirt, die 28 irischen für Lebenszeit gewählt. Von den 363 englischen Peers aber sind die überwiegende Mehrzahl Peers kraft Erbrechts; oder: die Peerage von England, nicht aber diejenige von Schottland oder Irland, giebt als solche Sitz und Stimme im Oberhaus. Zu den Peers von England zählen 21 Herzöge, 19 Marquesses, 107 Earls, 21 Viscounts und 195 Barone. Die Baronets gehören nicht zum eigentlichen Adel von England. Sie führen allerdings den bevorzugenden Titel „Sir" und bilden in der Rangordnung eine Art von Zwischenstufe zwischen der Nobility und der Gentry, den untitulirten Grundeigenthümern von England; aber ihrem Wesen nach sind sie Commoners.

Die Baronetage von England, als entgegengesetzt der Peerage, ist sehr zahlreich. Die Baronets wurden zuerst creirt unter Jacob **I.**, und ein Patent für Jeden ausgefertigt, welcher auf eigene Kosten ein Fähnlein ausrüstete zum Feldzug gegen die irischen Rebellen in Ulster. Später, unter Karl II., wurde ein wahrer Handel mit Baronetspatenten getrieben. Wer Ansprüche oder Forderungen an den zurückgekehrten König hatte oder zu haben glaubte, bat sich ein solches Patent aus, um sich durch Verkauf desselben bezahlt zu machen. Petitionen um ein **„warrant for making a Baronet"** bilden einen stehenden

Artikel in den Staatsakten jener Zeit; einmal findet sich sogar eine Frau, welche sich „für dem Könige bei seiner Flucht einst geleistete Hülfe", 30,000 L. oder — zwei Baronetspatente ausbittet. Diese Petition giebt uns einen ungefähren Maßstab zu Berechnung des Werthes von Baronetspatenten!

Verwirrend für uns Leute vom Continent sind die vielfachen Titel und verschiedenartigen Benennungen der englischen Nobilität. Während wir uns in der Rangabstufung des französischen Adels mit seinen „Ducs", „Marquis", „Comtes", „Vicomtes", „Barons" und „Chevaliers" ohne Weiteres zurechtfinden können, braucht es eines besonderen Studiums und der Hülfe mannigfacher Handbücher, um zu wissen, daß der Name einer englischen Familie verschieden ist, von den Titeln seines zeitweiligen Chefs und Oberhausrepräsentanten; daß die ältesten Söhne der Herzöge, Marquis, Earls und Viscounts wieder ihre Namen, die sog. „titles of courtesy" haben; daß der älteste Sohn eines Barons schlichtweg der „Honourable Mr. So und So" heißt, und daß die übrigen Söhne eines Barons überhaupt nicht mehr zur Nobility gehöre, sondern Nichts mehr und Nichts weniger sind, als die übrigen „Gentleman" von England. So heißt z. B. der jetzige Colonial-Minister, der Herzog von Newcastle mit seinem Familiennamen Henry Pelham Clinton, und sein ältester Sohn heißt Earl of Lincoln. Der Sohn des Herzogs von Bedford heißt Marquess von Tavistock; der Titel der Bedfords gehört dem Hause Russel, und der jüngst zum Earl creirte Lord John ist der Onkel des gegenwärtigen Chefs des Hauses, des Herzogs von Bedford. Der Chef des berühmten Hauses Montagu ist der Earl von Sandwich, und sein ältester Sohn führt den Titel eines Viscount Hinchinbroke; der älteste Sohn des Earl Derby heißt Lord Stanley, und so geht es durch alle die 3 — 400 Familien, aus welchen der Adel von England besteht. Es wäre, für die Engländer selbst, keine Möglichkeit, sich in diesem genealogischen Labyrinth zurechtfinden, ohne die Karten und Verzeichnisse der „oberen Zehntausend" und die stattlichen, reich vergoldeten Handbücher von Burke, Dodd und Debrett, welche alljährlich neu erscheinen, wie unser „Gothaischer Kalender", und welche auf dem Toilettentisch eines Engländers von Stand und Erziehung niemals fehlen. Die

Anmaßung eines englischen Adelstitels ist daher in der Londoner Gesellschaft ganz unmöglich, und kein Abenteurer würde es wagen, den Namen eines Lords So und So anzunehmen oder einen Sir So und So zu copiren. Aber selbst in der Fremde und in den Bädern, wo das unbefangene Auge sich wundert über das verschwenderische Roth der französischen Ehrenlegion im Knopfloch zweifelhaft aussehender alter Herren und die gestickten Kronen in den Taschentüchern verdächtiger Pariserinnen am Spieltische, würde keine abenteuernde Dame auf den Gedanken kommen, die Rolle einer englischen Herzogin oder Gräfin zu spielen. Denn als Dame von Welt ist sie unterrichtet von dem Vorhandensein eines Büchleins unter dem Titel „Who is who?“ welches aus dem Reisekoffer irgend eines englischen Gentleman plötzlich auftauchen und ihrem Spiel ein unerwartetes Ende machen kann. Es ist viel besser die Rolle einer französischen Edeldame zu spielen!

Die englische Nobilität gleicht in dieser Hinsicht durchaus noch der im Sinne des Mittelalters ständischen Corporation, obwol sie doch wieder verschieden davon (und von unserm continentalen Adel im Allgemeinen) ist, da sie keine Mesalliancen kennt, und in einer steten Wechselwirkung mit den übrigen Schichten des Volks bleibt, indem einzelne ihrer Mitglieder (die jüngeren Söhne) regelmäßig in dieselbe zurückkehren, und neue Mitglieder ihr (durch Creation) aus denselben zugeführt werden. Der Weg zum Tempel der Ehre ist in England durch den Tempel der Tugend, wie sich Robert Walpole in jener berühmten Rede ausdrückte, in welcher er (1719) die von Georg I. ausgegangene Bill bekämpfte, die Pairie von England in eine geschlossene Kaste zu verwandeln. „Anderswo“, sagt die Saturday Review (Febr. 22. 1862) „ist der Adel etwas vom Volke Verschiedenes — zuweilen sogar etwas demselben Feindliches. Hier in England ist das, was wir die Nobilität nennen, einfach die Frontreihe des Volkes .... Der Titel und der Sitz in dem Oberhause des Parlamentes sind erblich, aber die Kinder ihres Besitzers sind Commoners. Der erbliche Peer hat gewöhnlich viele Jahre als ein Commoner verbracht, vielleicht als ein Mitglied des Hauses der Gemeinen Seine Kinder führen einen reinen Höflichkeitstitel; seine Enkel haben

nicht einmal diesen. Der Enkel eines Herzogs, durch einen andern, als seinen ältesten Sohn, ist Nichts, als ein „Esquire“. (Jeder Gentleman in England führt den Titel „Esquire“).

Dieses Verhältniß von Volk und Adel und die Recreation des einen aus dem andern, ist der Grund für die Kraft, Gesundheit und Popularität des englischen Adels, sowie die Erklärung jener als auffallend bezeichneten Erscheinung, daß zwar noch Nachkommen der Adelsgeschlechter aus dem 11. Jahrhundert vorhanden sind, welche den Adel verloren haben, aber nicht ein einziges Mitglied des heutigen Adels von England existirt, welches seinen Stammbaum bis ins 13. Jahrhundert verfolgen kann. Die alten Adelstitel sind zwar geblieben, aber die Familien, welche sie trugen, haben vielfach gewechselt. Zum Theil sind die ursprünglichen Adelsfamilien, während ihre Titel an neue Adelsfamilien weiter verliehen wurden, in den blutigen Kriegen und Revolutionen, an denen kaum ein zweites Land so reich gewesen als England, ausgelöscht; zum Theil aber auch ausgestrichen worden wegen Hochverraths und Verarmung! Namentlich für den letzten Fall fehlt es nicht an pikanten Beispielen und sehr erlauchten Namen.

Im Beginn des 16. Jahrhunderts, so erzählt ein anonymer Schriftsteller im 17. Heft des „Cornhill Magazine“, gab es einen Richard Grey de Ruthyn, Earl of Kent, welcher der Abgott aller Spieler in den Tavernen von Eastcheap war. Er war ein großer Mann, sowol beim Würfel- als beim Sectbecher, hatte eine angenehme Stimme zum Singen, und ward von seiner schlechten Gesellschaft für einen „guten Kerl“ erklärt. Im Grunde jedoch war dieser Earl of Kent ein leichtsinniger Patron, welcher weniger nach dem fragte, was ihm Ehre, als nach dem, was ihm Vergnügen machte. So geschah es, daß so oft er den Würfelbecher schüttelte, ein Stück seiner Ländereien nach dem andern zum Teufel ging, bis er zuletzt als englicher Peer ohne einen Penny in der Tasche vor den Thüren der Spielhäuser und Schenken von London herumlotterte. Eines Nachts legte er sich mit seinem zerrissenen Spitzenkragen und seinen schwarzgewordenen Tressen auf die Bank einer gemeinen Kneipe in London und schlief ein, um nicht mehr zu erwachen. Als am andern Morgen der Wirth kam, um Seine Lordschaft zu wecken, da rollte der Earl von Kent auf den Boden.

Er war todt. Sein Halbbruder und Erbe Henry succedirte in das Nichts und Elend seines Vorgängers; aber die Lords von England beriefen den land- und vermögenslosen Earl nicht, unter ihnen zu sitzen und dem König zu dienen. Der doppelt enterbte Peer legte hierauf seinen stolzen Titel ab, welcher erst lange nach seinem Tode wieder aufs Neue vergeben ward, und in diesem Augenblick durch eine Dame repräsentirt wird, nämlich durch die „Peeress in her own right“ Barbara Yelverton, Baroneß Grey de Ruthyn.

In den Berichten eines Reisenden in Belgien haben wir neulich von einer kleinen flämischen Stadt gelesen, in welcher der erste Gastwirth ein Baron, der fashionable Schneider ein Baron und der Oberpostillon im Hôtel des postes gleichfalls ein Baron sei. Aber vergeblich haben wir uns nach Bettlern mit Rang und Titel umgesehn, bis wir in den Annalen des Adels von England auch dergleichen fanden. Henry Holland, Herzog von Exeter und Schwager König Eduard's IV., war ein solcher Bettler. Zerlumpt und barfüßig wanderte er, nachdem er im Jahre 1461 wegen Hochverraths angeklagt worden und geflüchtet war, von einer holländischen Stadt zur andern, um Almosen bittend und davon lebend. — Im folgenden Jahrhundert begegnet uns wieder solch ein Bettler, Charles Nevill, der Letzte aus dieser berühmten Familie, welcher den Titel eines Earl von Westmoreland geführt. — Die Ursache seines Sturzes war die Verschwörung zu Gunsten von Maria Stuart, in welche er verwickelt gewesen; nach seiner Verbannung kauften die Fanes seine Besitzungen, und nachdem er in den Niederlanden als Bettler auf der Landstraße gestorben, erhielten die Fanes 1624 auch seinen Titel, unter welchem der kürzlich verstorbene zwölfte dieser Linie, John Fane, Earl of Westmoreland, ehemals britischer Gesandter in Berlin und Wien, den Ruf eines Musikkenners in England hatte. —

Doch nicht immer sind die verarmten Nachkommen großer Häuser in England so unvernünftig gewesen, den Tod auf der Landstraße einem bescheidenen Leben in der Verborgenheit vorzuziehen. Wir erinnern uns, von einem Earl aus unserm eigenen Jahrhundert gelesen zu haben, daß er seine beiden jüngern Söhne zu den ehrbaren Gewerben eines Dachdeckers und eines Lohgerbers bestimmte, und daß er sich

später bitter darüber beklagte, als seine Tochter diese beiden Söhne ihren ehrbaren Gewerben wieder abspenstig machte. Aber es fehlt nicht an Beispielen, daß Nachkommen hochberühmter Geschlechter in England zu suchen sind in den Werkstätten und Bauernhütten. Erben von Edmund of Woodstock, des jüngern Sohnes Eduards I., existiren noch heute in den Kindern eines Schlächtermeisters, Namens Joseph Smart, und eines weiland Schlagbaumwärters, Namens George Wilmot. Wenn diese Nachkommen je so weit kommen sollten, sich eine Kutsche zu halten, so sind sie berechtigt, das Königswappen von Großbritannien mit Löwen und Leoparden auf dem Schlag derselben zu führen. Ebenso sind es nur wenige Wochen, seit die Zeitungen von dem Tode der letzten Descendentin der Taillebois, der alten Barone von Kendal, sprachen. Die Letzte dieses alten Hauses war ein junges Mädchen, Emily Tailbois, welche, im Alter von 18 Jahren, im Armenhause von Shrewsbury starb.

In ähnlicher Dunkelheit starb 1817 „John Paddey, Esq." in Kensington. Er war in seinem achtzigsten Jahre, und trotz der Armuth, in der er gelebt und gestorben, aus königlichem Blute; er war der directe Nachkomme des Herzogs von Southampton, eines natürlichen Sohnes Karl's II. Ein größerer und noch ärmerer Sprosse des Königshauses von England war — vielleicht ist er es noch — der Todtengräber Stephen Penny, im Kirchspiel St. George, Hannover Square. Stephen war der Descendent von Thomas, Herzog von Gloucester, dem ermordeten Sohne des großen Königs Eduard III.

Auf dieselbe Weise nun, wie wir die Peers von England durch Degradation und Güterverlust aus der Peerage verschwinden sehen, begegnen wir andern, welche sich aus niedrigen Verhältnissen, aber auf ehrenhafte Weise, den Weg zu derselben gebahnt haben. Der erste Baron Norreys of Ockwell war Mundkoch der Königin Elisabeth. Die Foresters, als Heinrich VIII. dem Chef dieser Familie das Privileg gewährte, in der Gegenwart des Königs bedeckt zu bleiben, waren Kaufleute. Das herzogliche Haus von Leeds erkennt seinen Gründer in einem Tuchwirkerlehrling, dem berühmten Ned Osborne, welcher die Tochter seines Meisters aus der Themse rettete und nachher mit ihr, als seinem wohlerworbenen Weibe, zuerst den Reichthum ihres

Vaters und alsdann die Ehren der Lordmayorschaft von London theilte. Ned Osborne wurde 1694 zum Herzog von Leeds gemacht, und der gegenwärtige Herzog heißt mit seinem vollen Familiennamen noch immer Francis Godolphin d'Arcy Osborne. Ein Name, welcher nicht weniger verdient, in dem ehrfurchtsvollen Gedächtniß seiner Nachkommen fortzuleben, ist derjenige des wackern Schmiedes Phipps, welcher seinerzeit die Taucherglocken erfand und zum Marquisat von Normanby und Mulgrave erhoben ward, dessen jetzt lebender Repräsentant, Constantine Henry Phipps, das wohlbekannte Oberhausmitglied Marquis of Normanby ist.

Georg III. creirte während seiner langen Regierungszeit nur einen Herzog, und dieser war der Sohn eines Londoner Apothekers. Der Vater war sehr reich und der Sohn war sehr hübsch, und die Erbin der Earls von Northumberland und Herzoge von Somerset gab ihre Hand — und zahllose Schätze darin — dem hübschen Apothekerssohn, und zwar aus Mitleid, als sie gehört hatte, daß eine junge ihr bekannte Dame die Anträge desselben zurückgewiesen habe. Worauf der gute König die Stirne des glücklichen Ehemannes mit den Erdbeerblättern der herzoglichen Krone umflocht. Der neugebackene Herzog jedoch besaß in seiner Gemahlin nicht nur eine der reichsten, sondern auch eine der fettesten und, als sie älter ward, schläfrigsten Frauen von England. Sie war überall zu sehen und in großem Pomp obendrein; aber sie befand sich immer in einem schlafähnlichen Zustande. In ihrem Zimmer, in ihrem Wagen, in ihrer Sänfte oder auf den Sophas bei Hofe, sah man sie schlafen und zwar so fest, als jener orientalische Potentat, den seine Höflinge nur dadurch zuweilen zum Bewußtsein bringen konnten, daß sie einen gewissen, wohlbedeckten Theil seiner allergnädigsten Person sanft mit der Spitze einer goldenen Nadel berührten.

Die Peerage von Großbritanien und Irland zählt gegenwärtig vierzehn „Peeresses in their own right," d. h. vierzehn weibliche Repräsentanten von Adelsfamilien, mit allen Rechten eines Peers, ausgenommen dasjenige, ihren Sitz im Oberhaus einzunehmen. Sie müssen sich vielmehr durch einen andern Peer vertreten lassen, welcher in ihrem Namen stimmt 2c. In der Liste der Peeresses finden wir

unter andern den Namen und Titel einer Baroneß Wenman. Sie ist das einzige neuere Beispiel, daß ein englischer Souverain eine unverheirathete Dame aus reiner Galanterie in die Peerage erhoben hat. Die Zeit liegt jetzt schon lange hinter uns, wo der damals noch unvermählte Herzog von Clarence einer Miß Wykeham den Hof machte und dieser schönen und reichen Erbin seine fürstliche Hand antrug. Die Dame lehnte den glänzenden Antrag und die ihr gebotenen Aussicht auf Größe und Herrlichkeit in aller Bescheidenheit ab; aber der Herzog hörte nicht auf, sie durch die Beweise seiner Neigung auszuzeichnen, und selbst die Herzogin, nachdem er sich verheirathet, konnte nicht umhin, ihre ehemalige Nebenbuhlerin aufrichtig zu schätzen. Als der Herzog von Clarence im Laufe der Jahre unter dem Namen Wilhelm IV. den englischen Thron bestieg, da erinnerte er sich aufs Neue der Dame, welche er einst, in vergangenen Tagen, so sehr geliebt. Damals als der Herzog ihr seine Hand angeboten, hatte sie „Nein" gesagt; nun aber, da der König kam, und ihr, in Anerkennung ihrer Tugend und zum Zeugniß der Hochachtung, die sie ihm eingeflößt, das Krönlein mit sieben Spitzen anbot: da konnte sie nicht anders, als „Ja!" sagen. Und seit 1834, wo dieses geschehen, findet sich in dem reichen und mannichfaltigen Register des Hauses der Lords unter den „Peeresses in their own right" der Name von Sophia E. Wykeham, Baroneß Wenman.

Die erschütterndste Tragödie aus dem Hause der Lords haben wir zuletzt zu erzählen. Sie spielt in unseren eigenen Tagen und unserer jüngsten Erinnerung. Ihr Held ist der Herzog von Buckingham und Chandos — von väterlicher Seite ein Descendent der fürstlichen Grenvilles, von mütterlicher der Nachkomme Mary Brandon's, Tochter Heinrichs VII. und ältester Repräsentant der Königlichen Häuser von Tudor und Plantagenet. Seine Gnaden hatte sechs Titel, ein Herzogthum, ein Marquisat, drei Earlthümer, eine Viscountschaft und eine Baronie. Er war ein Ritter des Hosenbandes und Geheimer Rath des Reiches; seine Gemahlin war eine Schwester des jetzigen Lord Breadalbane, von welcher er zwei Kinder hatte, einen Sohn, den Marquis of Chandos und eine Tochter, Lady Anna Eliza Mary Grenville, vermählte Gore Langton. Er war ein Staatsmann

von nicht geringem Talent und ein Schriftsteller, dessen Memoirenwerke über den englischen Hof seit Georg III. bleibenden Werth besitzen. Bekannter und in einem traurigen Sinne populärer als durch seine Titel, seinen Rang, seinen fürstlichen Reichthum und seine Verdienste ward dieser Herzog durch seine Thorheiten, seine maßlose Verschwendung, sein Unglück und sein Ende.

Die Herzogskrone von Buckingham hat den Familien, welche sie getragen, niemals Glück gebracht. Das Haus der Staffords, welchem sie während des 15. und 16. Jahrhunderts gehörte, ging elend an ihr zu Grunde. Alle drei Herzöge dieses Hauses starben eines unnatürlichen Todes; der erste im blutigen Bürgerkrieg, die beiden andern auf dem Schaffot, des Hochverraths angeklagt und ihrer Güter beraubt. So tief war der letzte Stafford, Royer, gesunken, daß ihm das Einberufungsschreiben der Lords auf Grund seiner Armuth verweigert ward. Royer wußte sich in sein Loos zu finden; aber zornig und beschämt, daß ihm sein Titel verweigert worden, wollte er auch seinen Familiennamen nicht länger führen, und als etwa fünfzig Jahre später, George Villiers, damals noch Marquis und bald darauf Herzog von Buckingham hörte, daß ein armer Mann, Mr. Fludd, in einer abgelegenen Straße von London gestorben sei, da ward ihm auf seine Erkundigung die Nachricht, daß der arme alte Mann der Erbe der Staffords und eines Titels gewesen, zu welchem der Marquis selber vor noch nicht langer Zeit erhoben worden. Aber auch die Villiers sollten keinen Segen von der Krone haben. Die Figur des armen alten „Mr. Fludd" sollte eine typische sein für das herzogliche Haus von Buckingham. Im Jahre 1687 starb der letzte Villiers, arm wie sein Vorgänger, der letzte Stafford — „arm gemacht durch Narren", wie Dryden, der zeitgenössische Poet sang: „er hatte seinen Spaß, und sie sein Gut." — Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ging das Herzogthum endlich auf die fürstlichen Grenvilles über; und bei diesen mit der Aussicht auf einen Thron, welcher in der Entfernung dämmerte, sollte die Gestalt jenes Mr. Fludd noch einmal herauftauchen und sich noch einmal wiederholen im Schicksal des stolzesten, reichsten und thörichtesten Herzogs von Buckingham, Richard Plantagenet Grenville's. Die grandiose Schlußscene seiner Herrlichkeit, ähn-

lich dem letzten Akte einiger von Shakespeare's Tragödieen, war das Fest, welches er im Jahre 1845 Ihrer Majestät der Königin von England, in dem Schloß und Hallen seiner Väter zu Stowe gab. Dieses Fest war sein größter Triumph und der Vorbote seines Falles. Als es vorüber, war der Herzog ein Bettler. Sein Bankerott ward erklärt. Die Thore, eben noch geöffnet für den glänzenden Einzug königlicher Gäste, wurden belagert von zudringlichen und lärmenden Gläubigern; und die Räume, geheiligt durch die Bilder und Erinnerungen einer stolzeren Ahnenreihe, als irgend eines von den andern Geschlechtern Englands sich deren rühmen kann, hallten wieder von dem Hammer des Auctionators und dem Meistgebot des gierigen Haufens. All' jene Kunstschätze und Kostbarkeiten, welche nur gesammelt werden konnten durch eine lange Reihe von Männern, ausgezeichnet durch ihre Stellung, aufgewachsen in Luxus und gewöhnt an Alles, was das Leben verschönt, verschwanden unter dem Hammer. All' jene unbezahlbaren Erbstücke einer illustren Familie wurde über die Welt verstreut, um in Trödelbuden verkauft zu werden, oder in den Vorsälen von Wirthshäusern und in den Prunkzimmern von Emporkömmlingen zu glänzen. Leer ward das herzogliche Schloß und fort gingen ringsum die breiten Aecker nnd die üppigen Wiesen. Seine Gemahlin trennte sich von ihm. Sein Schwiegersohn machte ihm einen Prozeß. Tiefer, immer tiefer sank der Herzog; nur unterstützt von dem Sohne, den das Mitleid der Gläubiger zum Verwalter der Güter und Besitzthümer gemacht, um die des eigenen Vaters Maßlosigkeit ihn gebracht, verschwand er zuletzt ganz. Bis eines Tages, zu Ende Juli im vorigen Jahre, die Stadt aus den Zeitungen erfuhr, daß in einer elenden Nebenstraße des Strandes, in gemietheten Zimmern ein Mann, Namens Mr. Johnson gestorben sei und daß dieser „Mr. Johnson" kein Anderer sei, als der Verwandte des Königlichen Hauses von England, der Repräsentant der Plantagenets und Tudors, der Erbe von einem Herzogthum, einem Marquisat, drei Earlthümern, einer Viscountschaft und einer Baronie -- der ehemalige Herzog von Buckingham und Chandos! —

Im Hause der Gemeinen sieht es etwas nüchterner aus, als im Hause der Lords. Das Haus der Gemeinen ist das Haus der Arbeit und die Sitzungszeit desselben der späte Nachmittag, der Abend und die Nacht. — Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch hielt das Unterhaus seine Sitzungen gemeiniglich von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags; aber gegen Ende desselben muß diese Regel nicht mehr streng eingehalten worden sein, denn ein französischer Londonführer („L'ami des Etrangers qui voyagent en Angleterre") klagte bereits um 1787, „daß die ungewissen Stunden jener Körperschaft Einladungen zu Mittagsessen — dîners arrangés — verhindern." In der That war die Sitzungszeit des Unterhauses von jeher eine Frage, welche mit der in der guten Gesellschaft von England gebräuchlichen Zeit des Mittagsessens genau zusammenhängt; und dies Mittagsessen selber bildet einen viel zu wichtigen und hervorstechenden Zug im socialen Leben von England, als daß der Einzelne willkürlich an demselben ändern könnte.

Die Altvorderen der Engländer aßen ihre Hauptmahlzeit, ihr „Dinner", ungefähr um die Tageszeit, wo ihre Nachkommen jetzt ihr Frühstück einnehmen. 10 Uhr Morgens war die Stunde, wo noch im 14. Jahrhundert, wie wir aus Froissart's Chronik erfahren, die anständigen Leute dinirten. Im 15. Jahrhundert näherte sich das Diner dem Mittag um eine Stunde, und im folgenden, zur Zeit Elisabeth's, speiste die Gentry um eilf, die Kaufleute aber um zwölf Uhr. Im 17. und 18. Jahrhundert rückte das Mittagsessen über die Mittagszeit hinaus bis auf 2 und 3 Uhr Nachmittags. Seit in unserm eigenen Jahrhundert die fashinoble Dinnerzeit in London um 6 und 7 Uhr Abends ist, pflegt auch die Arbeit im Unterhause erst nach 9 Uhr Abends zu beginnen. Das Leben in London ist ein „spätes". Vor Mittag regt es sich kaum. Man lebt dort mehr am Abend und in der Nacht als irgendwo. Die Oper und das Schauspiel schließen in London um 1 Uhr nach Mitternacht, und man begiebt sich dort in die Salons um eine Zeit, wo man sie bei uns verläßt. Diese Art zu leben ist von Einfluß auf die Sitzungen des Unterhauses. Offiziell nehmen sie des Nachmittags um 4 Uhr ihren Anfang. Aber von 7 bis 9 Uhr Abends pflegt das Haus fast leer



Eine Sitzung im Hause der Gemeinen.

zu sein. „Viele, die von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr im Comité und von 4 bis 7 Uhr in der Sitzung zugebracht haben, gehen um diese Zeit zu Tische, kehren um 9 oder 10 Uhr zurück und sitzen dann bis 1 oder 2 nach Mitternacht." (S. Baines, in seinem Schreiben über die „count-outs").

Zehn Uhr Abends ist also die Stunde, wo wir das Unterhaus zu besuchen haben, wenn wir es in voller Thätigkeit sehen wollen. Ein „order" oder Einlaßschreiben des ehrenwerthen Mitglieds für die City von London, Baron Lionel v. Rothschild's, öffnet uns die Thüre der Fremdengallerie. Hier sind wir. Aus dem gelben Gaslichtschimmer der Corridore treten wir in eine Art von weißer Helligkeit, welche von Oben kommt. Man sieht keine Lampe, keinen Kronleuchter, sondern nur eine weiße Decke matten Glases, welche das Licht auf alle Räume des Hauses gleichmäßig vertheilt. Das Licht selber ist ein elektrisches; solch' eines, wie wir es in unsern Theatern zuweilen in der berühmten Sonne von Meyerbeer's Propheten sehen. In diesem Lichte, gedämpft durch das weiße, dicke Crystalldach, nimmt das Haus den Schein einer ruhigen Klarheit an. Nichts von den bunten und romantischen Bildern des Oberhauses; kein Purpur, kein Edelstein, kein Thron, kein Wappenspruch, keine Devise — Alles schlicht, einfach, bürgerlich und modern.

Die einzige altfränkische Erscheinung ist diejenige des „Sprechers", mit seinen „Clerks" vor sich, am Tische des Hauses. Der Sprecher (speaker) ist derjenige, den wir bei uns den „Präsidenten" nennen. Er trägt das schwarze Gewand und die weißen Bäffchen eines „Lawyers" und eine lange Perrücke auf dem Kopfe. Sobald aber das Scepter („the mace") vom Tische des Hauses genommen wird, was jedesmal geschieht, wenn das Haus in ein „Comité" übergeht, nimmt auch der Sprecher seine lange Perrücke ab und setzt sich seinen weißen „Gibus" auf, welcher alsdann komisch contrastirt mit dem schwarzen Ornat und den Bäffchen. Der Sprecher sitzt oberhalb des Tisches auf einem erhöhten Sessel mit hohen geschnitzten Pfosten. Rechts und links sind die mit grünem Leder überzogenen Bänke der Mitglieder. Rechts sitzt Downing-street und links die Opposition. So lange sie auf den Bänken sitzen oder liegen (Einige schlafen so-

gar) — haben die Mitglieder ihren Hut auf, wenn sie es vorziehen. Der Anblick des Unterhauses hat etwas höchst Ungenirtes und bei minder wichtigen Debatten sogar etwas sehr Indifferentes. Aber nur für das Auge des Fremden und Uneingeweihten, dem wol auch das Meer bei Ebbe und Windstille recht kleinlich scheinen mag. Denn laßt nur einmal den Sturm einer Parteifrage das jetzt so ruhige Haus aufwühlen; laßt die Fluth der Versammlung so hoch schwellen, daß kein Platz mehr unbesetzt ist, und die gedrängte Sitzung das Bild eines unruhigen Meeres gewährt, durch dessen Empörung wie Blitze die Reden hin- und herfahren — denkt an das „whipping in“ der Parteien, wenn, um die Majorität zu haben, eine jede ihre Hinkenden, Lahmen und Blinden, ihre Kranken, ja ihre Sterbenden in's Treffen führt — das sind die großen und erschütternden Momente im parlamentarischen Leben von England.

Für diese Momente aber spart jede Partei ihre Kräfte auf; und im Uebrigen bietet die englische Unterhaussitzung jenes Schauspiel von Unordnung und Nonchalance, welches wir eben geschildert haben. Die Mitglieder sitzen und liegen auf den Bänken herum, wie bei uns in einem Wirthshaus.

Wer reden will steht auf und nimmt den Hut ab. Dies ist das ganze Ceremoniell. Eine Rednertribüne giebt es nicht. Ob meine Leser den Mann wol erkennen, der jetzt eben redet, mit der starken, stattlichen Figur, dem kräftigen Kopf und dem Blatt in der Hand? Es ist ein Mann von nahezu achtzig Jahren. Im vergangenen Sommer habe ich diesen Mann mehr als einmal zu Pferde gesehen, und ich muß sagen, daß es keinen besseren Reiter in England giebt, als diesen Alten. Wir waren Nachbarn. Er wohnte in Walmer-Castle, an der Küste von Kent, und ich wohnte im Dorfe Walmer. Da habe ich mich oft über das kräftige Aussehen dieses alten Mannes, über seine robuste Gesundheit und seine Popularität gefreut. Einmal habe ich ihn auch an der Spitze eines feierlichen Aufzuges gesehen. Das war in Dover im August 1861, an dem Tage, wo er auf dem Hügel des alten Castells als Lord Warden der fünf Häfen installirt wurde. Dieser alte Mann ist ein Viscount und Baron in der

Peerage von Irland, aber ein Commoner in England; es ist Palmerston, der Premier des britischen Reiches.

Nicht weit von ihm erkenne ich den Hon. Mr. Gladstone, den Interpreten Homers und Schatzkanzler von Großbritanien. Auch Mr. Roebuck sehe ich, und Mr. Bright, den Friedensapostel. — Der Mann dort mit den krausen Locken auf der ersten Bank der Opposition, der den Premier so scharf ansieht, ist der Right Hon. Benjamin Disraeli. Das sehr ehrenwerthe Mitglied für Bucks erkennt man immer an seinen krausen Locken und daran, daß er den Premier scharf ansieht. Auf derselben Bank sitzt ein andrer Right Hon. und berühmter Romanschriftsteller: Sir Bulwer Lytton, dessen „Strange Story“ jetzt eben wieder die Stadt in die größte Spannung versetzt. Dort hat bis vor Kurzem, der alte Sibthorp gesessen, ein Original, der eigentlich blos dazu berufen schien, das Haus zu amüsiren, und der sich sehr gewundert haben würde, wenn eine seiner noch so ernst gemeinten Reden etwas Anderes hervorgerufen hätte, als — Gelächter. Die Sibthorp's haben übrigens seit zwei Jahrhunderten die City von Lincoln vertreten und einer von ihnen hat schon im Jahre 1627 den passiven Gehorsam gepredigt. Diese Stabilität der großen Toryfamilien ist eine bemerkenswerthe Erscheinung. Da sitzt noch heute manch' Einer, dessen Vorfahren bis in die Zeit der Königin Anna hinauf und länger ununterbrochen in der Opposition gewesen, so oft ein Whigministerium am Ruder war.

Nun sind die Reden pro et contra gehört worden und es kommt zur Abstimmung. Der Ruf des Sprechers: „Strangers must withdraw“ ertönt noch, wie in alter Zeit; aber Niemand leistet ihm Folge; die Praxis hat sich höflicher gezeigt, als die Theorie, und wir dürfen ruhig auf unserer Galerie bleiben und das weitere Verfahren mit ansehen. Die Mitglieder verlassen das Haus, dessen äußere Thüren noch nach altem Gebrauch während dieser Procedur verschlossen werden, und treten alsdann nach ihren Parteien gesondert, durch zwei Thüren zur Seite des Sprechers wieder ein. Die Abstimmung ist einfach mit Ja (ay) und Nein (no); und je nach dem Ausfalle derselben heißt es: „The ayes have it“ oder „the noes have it.“ —

Hierauf setzen (oder legen) sich die ehrenwerthen, tapferen und

gelehrten Mitglieder (jedes Mitglied vom Soldatenstand ist eo ipso tapfer, jedes vom Juristenstande gelehrt und jedes andere, wenn es weiter Nichts ist, ist ehrenwerth) wieder auf ihre grünen Bänke, und die Verhandlung, welche für das ungewohnte Auge den Anschein des unregelmäßigen Durcheinanders hat, geht weiter, unterbrochen nur zuweilen durch ein allgemeines und sonderbares Gemurr nnd Gemurmel, von welchem wir am andern Morgen aus der Zeitung erfahren, daß es das berühmte „hear! hear! hear!“ gewesen.

Es giebt in England keine Stellung, welche so beneidet, so geschätzt und so mit allen Mitteln des Reichthums, des Einflusses und der Ueberredung gesucht wird, als diejenige eines Parlamentsmitgliedes.

Man muß selbst nur einmal Zeuge von einem Wahlkampf in England gewesen sein, um sich eine Idee von den Anstrengungen, dem Aufwand und den Kosten zu machen, welche eine Parlamentswahl noch heutzutage verursacht. Zwar ist, seit der Reformbill, die Zeit vorüber, wo verfaulte Wahlflecken mit zwei Stimmen für die Summe von 180,000 L. St. verkauft wurden, und der Candidat Schmausereien gab, bei welchen sich mehr als einmal Wähler zu Tode fraßen; wo man die Acte gegen Bestechungen sicher umging und vollständig auf legalem Boden blieb, indem man einem Apotheker für ein Pflaster, das man nicht brauchte, 10 Guineen zahlte, für eine waschlederne Hose 50 L. St., für einen Stachelbeerstrauch 800 L. St. gab und die Frauen der Wähler küßte — mit Guineen zwischen den Lippen. Wahlscenen dieser Art, mit Völlerei, Cocarden, Fahnen, Musik und Knüppeln leben nur noch in den Erinnerungen der Geschichte und in den unsterblichen Blättern Hogarths. Aber das Ding selber, wenn auch verboten, ist doch nicht ganz ausgestorben. Erst vor Kurzem erhielten wir aus einem parlamentarischen Blaubuche die genaue Angabe des Marktpreises, welchen junge Katzen, Kanarienvögel und Haarbürsten in Gloucester zur Zeit der Wahlen haben; und zugleich erfuhren wir aus derselben Quelle, daß in Wakefield 28 pro Cent der Wähler als unverbesserlich der Bestechung ergeben zu betrachten seien. Das Parlament nahm beiden „corrupt boroughs,“ Gloucester und Wakefield, im Jahre 1859 das Wahlrecht; gab es ihnen, als reuigen Sündern, aber in diesem Jahre (1862) wieder zurück. — Indessen

macht, — sei es nun mit oder ohne Bestechung — eine parlamentarische Wahlbewegung immer noch solchen Lärm in allen Klassen der Bevölkerung, daß selbst die City von London dadurch gründlich aufgeregt werden kann. Es war mein gutes Glück, im vergangenen Sommer anwesend zu sein, als die City ein neues Parlamentsmitglied für Lord John Russell wählte, welcher sie vierzig Jahre lang vertreten hatte, aber bei seiner Erhebung in die Peerage, seinen Sitz im Unterhaus aufgeben mußte. Schon acht oder vierzehn Tage vor der Wahl hatten sich besondere Wahlcomitées der Wighs und Tories gebildet, welche von früh bis spät, jedes in einem bestimmten Caffeehause, saßen. Große Zettel mit blauer Schrift erschienen nun auf einmal an allen Wänden und Mauern, an Temple Bar und allen möglichen Gerüsten mit Ansprachen der beiden Candidaten an die Citywähler. Der Candidat der Tories war der zeitige Lord Mayor Cubitt, derjenige der Whigs ein Mr. Western Wood. Männer mit Holztafeln gingen überall umher: „Der Lord Mayor für die City!" Dicht daneben gingen andre Männer mit Holztafeln: „Stimmt für Wood!" Die whiggistischen Bierhäuser hatten ihre Fenster mit den Proklamationen und Erlassen der Whigs beklebt, die torystisch gesinnten Bierwirthe hatten die Ansprachen der Tories ausgehängt. Wohin man sah, ganz Fleet-street hinunter, überall diese bunte Zettelreihe — angeklebt an Häusern und über Thorbögen, und herumwandelnd auf den Rücken zahlloser Männer im tollsten Gewühl zwischen Cabs und Omnibussen. Dann kam der Tag, wo sich beide Candidaten ihren Wählern von den „Hustings," der Wahlbühne in Guildhall, herab präsentiren mußten. Jeder Candidat wurde durch eine hervorragende Persönlichkeit den zu Tausenden versammelten Wählern vorgestellt, und hielt, nachdem ihn das Beifallsgeschrei seiner Partei und das Gezisch der Opposition empfangen hatte, seine Anrede, in welcher er seine leitenden Grundsätze darlegte. Nach Beendigung der beiden Reden, forderte der Sheriff die Wähler auf, ihre Hände für den einen oder andern der Candidaten zu erheben — und siehe da! Dreiviertel aller Hände erhoben sich für den Whig. Diese, der eigentlichen Stimmabgabe vorhergehende Procedur heißt: „the show of hands," die Händeschau. Das Stimmen selbst heißt „the poll," und zum „Pollen" am folgenden Tage lud

der Sheriff die Versammlung ein, worauf sie sich zerstreute. — Diesen folgenden Tag nun, den eigentlichen Wahltag, werde ich nicht vergessen. Frühzeitig begab ich mich mitten in die City hinein. Da schimmerte Alles von Weiß und Blau — die Seitenwände der Droschken waren beklebt mit langen Plakaten und die Hinterwände mit langen Papierstreifen für den einen oder andern Candidaten. Ein Theil der Droschken war für Cubitt, der andre Theil für Western Wood. Da las man auf der Vorderseite heftige Ausfälle, ganze Strafreden gegen die Whigs — eine Reihe von Fragen über unpopuläre Zustände, Mängel in der Verfassung, Schäden des Staates und der Verwaltung, mit der beständigen Antwort auf die Frage, wer Schuld daran sei: „the liberal party“ — die liberale Partei. — Auf der Hinterseite derselben Droschken stand dann in blauer Fracturschrift und gleichsam als sichere Abhülfe all' jener Beschwerden: „Poll early for the Lord Mayor!“ — Stimmt frühzeitig für den Lord Mayor. Die Whigdroschken dagegen setzten in einem ebenso langen Pamphlet auseinander, daß es ein „disgrace,“ eine Schande sei, zum Nachfolger Russells einen Tory zu wählen, und daß die Wahl Cubitt's zum Cityvertreter nichts Anderes sei, als — die Constituirung des Despotismus in Europa! Auf der Hinterseite dieser Droschken las man:

Reformer!!
Die Händeschau ist gewesen
Für den liberalen Candidaten!
Vollendet Euren Triumph!
Stimmt frühzeitig für Wood!

Wo eine Baustelle war, da sah man oben an den höchsten Stangen entweder „The Lord Mayor“ oder „Western Wood“ hängen, und wohin man sich an diesem Tage in der City wandte, in jeder noch o kleinen Gasse, überall führten Häuserwände, Baugerüste und Droschuak einen Krieg miteinander um Western Wood und den Lord Mayor. In den übrigen Theilen dieser ungeheuern Stadt stieg indessen die Aufregung auf das Höchste, je weiter der Tag vorrückte, je mehr Stimmen abgegeben waren und je öfter die Wahl zu schwanken schien. An allen Telegraphenstationen der Stadt, bis in den fernsten Winkel

des Westends, erschienen von Stunde zu Stunde Zettel, an den Thüren ausgehängt, mit Berichten über den Fortgang der Wahl und der Angabe der Stimmen für den einen oder den andern Candidaten. Um fünf Uhr Nachmittags endlich war das Resultat da: die liberale Partei hatte gesiegt, und der Candidat der Whigs, Western Wood, war zum Parlamentsmitglied gewählt worden! —

Daß alles dies nicht umsonst geschafft wird, wenn auch die maßlosen Ausgaben früherer Zeiten abgekommen sind, kann man sich denken. Was aber wird der deutsche Leser sagen, wenn er erfährt, daß die legalen Ausgaben bei einer Parlamentswahl sich auf Etwas wie 2,500 Thlr. belaufen, währen Dasjenige, was an sog. „Extra's" noch hinzukommt, diese Summe regelmäßig bis auf 20,000, und nicht selten gar bis auf 70,000 Thaler steigert! Da ist eine Legion erfahrener Agenten und bezahlter Zettelankleber nöthig; zahlreiche Distrikts-Comitée's, welche Alles umfassen, was von Wichtigkeit in dem besondern Bezirk vorhanden ist, müssen sitzen, und eine Liste von Centralcomitéemitgliedern, eine halbe Elle lang, muß entworfen werden; einstimmige Beschlüsse gedrängter Versammlungen müssen zu Stande kommen, ganze Oceane von Bier müssen fließen und Regimenter von Droschken auffahren, ehe eine Wahl zu Stande kommt. Weswegen es denn sich auch nicht selten ereignet, daß eine Wahlkorporation keinen Candidaten finden kann, wenn der „Zahlmeister" (so nannte „Saturday Review" gelegentlich einmal den Parlamentscandidaten) findet, daß der Preis, den „die Verkäufer des politischen Einflusses" fordern, zu hoch sei; wie z. B. neulich das Comitée der Wählerschaft von Finsbury ganz offen und öffentlich erklärte, daß es unfähig gewesen sei, einen Candidaten zu erlangen „in Anbetracht der wahrscheinlich kurzen Dauer des gegenwärtigen Parlamentes und der durch die Wahl erforderten Kosten."

Aber trotz alledem, trotz aller dieser Kosten und Mühsale, ist ein Sitz im Unterhause das Ziel der Sehnsucht für die reiche Mittelklasse von England. Denn wenn sich die Chefs von Bankhäusern, die Handelsherren und großen Fabrikbesitzer dann und wann das Ideal eines englischen Gentleman vom Lande mit einem Sitz im Parlamente vorstellen, welches in ihren Kindeskindern verwirklicht zu sehen ihre

stolzeste Hoffnung ist, so denken sie wenig an das ermüdende Blaubuch, an das Morgencomitée oder an die feinausgeführte Mitternachtsrede, sondern nur an glänzende Salons und gastliche Tische; an die Fülle, den Genuß und den „Sport" des Lebens. Selbst wenn sie sich zum Erhabenen versteigen, ist es gewiß nicht die Erhabenheit der Quälerei mit Geschäften, der gespannten Aufmerksamkeit und der schlechten Luft, mit welcher die unten und dicht an den Grundmauern des Parlamentgebäudes hinfließende Themse oft in schwülen Sommernächten die ganzen inneren Räume des Hauses verpestet. Aber es gehört etwas, wie eine römische Natur und Selbstverleugnung dazu, um den schweren Dienst des Parlamentes mit seinen Sorgen bei Tage und seiner Arbeit bei Nacht ertragen zu können; und manch' ein Opfer aus alter und neuer Zeit hätten diesen Leuten von der „vanitas vanitatum" erzählen und ihnen auf emphatische Weise zeigen können, daß das Leben nicht immer im Genusse desselben besteht. Harte Arbeit und dürftige Ruhe, sagt die „Times", sind die Bedingungen unter welchen jeder öffentliche Mann in England, seinen Namen bekannt macht und seine Chance auf Ruhm erhält. Müßig sein, heißt vergessen sein, und vergessen sein heißt aufhören, überhaupt zu sein. Der Ausspruch eines deutschen Literarhistorikers, als Motto eines vor Kurzem auch in England populären Roman's viel genannt, will, daß der Dichter das dentsche Volk da suchen solle, wo es zu Hause sei, nämlich bei der Arbeit. Das englische Volk macht den umgekehrten Anspruch. Es erkennt seine großen Männer nur da an, wo sie ihm dienen, d. h. auch bei der Arbeit. Und diese Arbeit ist ausschließlich und verzehrend; der Dienst des Vaterlandes duldet keine andren Götter neben sich. So hat schon manch' ein englischer Edelmann alles Das fortgeworfen, um was ihn die Menge beneidete, um einzig nach dem Preise zu streben, den sie doch nur so unvollkommen zu schätzen weiß. Was sind Paläste und Domainen, Pferde und Equipagen dem Manne, der solche Ziele vor sich hat? Er kennt keinen Unterschied zwischen ihnen und der Hütte, der Hügelwand, dem Lehmheerde und der abgetriebenen Mähre, indem er seinen Weg verfolgt; und so ist in seinem edlen, aber aufreibenden Streben, schon manch' einer dieser Beneideten gefallen — wie die „Times" sich aus-

drückt in jenem Artikel, in welchem sie den frühzeitigen Tod des populären und in der Blüthe seiner Jahre und seiner Laufbahn hingerafften Right Hon. Sidney Herbert beklagt — „gleich einer von den schlanken Cedern in ihrem väterlichen Parke, dem Wrack eines Sommertages, herrlich sogar noch, wenn ihre stattliche Länge und zerbröckelnden Fragmente auf der sanften Rasenfläche liegen."

Dies ist auch ein Romantik — wenn auch eine andere, als diejenige der durch den Würfel- und Sectbecher verkommenen Grafen und Herzöge des Oberhauses. Es ist die Romantik des „pro patria mori" welche uns das Haus der Gemeinen und der Contrast der fast zu gleicher Zeit sich ereignenden Todesfälle eines berühmten Peers und eines berühmten Commoners von England predigt; des in dem Elend und der Vergessenheit einer unbekannten Nebenstraße vom Strand verstorbenen Herzogs von Buckingham, und des im Dienste seines Vaterlandes zusammengebrochenen und von seinem ganzen Volke betrauerten, menschenfreundlichen, rastlos thätigen Sidney Herbert.

10. Die Polizei und die Diebe.

Seit unvordenklicher Zeit bis in das erste Drittel unseres eigenen Jahrhunderts, war die Sorge für die öffentliche Sicherheit in London den sogenannten „parochial watchmen“ (bis zur Zeit der Königin Anna hießen sie „beadles“) anvertraut, einer Sorte von Geschöpfen, welche dem altmodischen deutschen Nachtwächter, wie er noch in einigen kleinen Städten lebt, nicht unähnlich gewesen sein muß. Sie trugen lange Röcke von grauem Zeug, welche wegen ihrer unverhältnißmäßigen Länge die Träger derselben bei Weitem mehr vor dem Schnupfen schützten, als diese, selbst in viel kürzeren Röcken, die Stadt hätten vor Dieben schützen können. Sie trugen Mützen mit ungeheuren Schirmen, welche sie tief über die Augen zogen. Sie banden sich ihre gelbbunten Halstücher über den Mund zusammen, sprachen in heiseren Kehltönen und waren tölpelhaft, dumm und unhöflich. Bei Tage hielt man es nicht der Mühe für werth, aufzupassen; zur Nachtzeit aber versorgte die Obrigkeit unsern Biedermann mit einem Schilderhaus, damit er in Bequemlichkeit seiner Ruhe pflegen, und mit einer gewaltigen Laterne, damit das Licht derselben den Dieb in den Stand setzen möge, sich zeitig aus dem Staube zu machen. Aber die Obrigkeit ging noch weiter. Sie gab dem „watchman“ einen Stab in die Hand, mit welchem er auf das Straßenpflaster donnerte, indem er dahinging; und dieser Lärm, abwechselnd mit dem sonoren Gesang in tiefen und dröhnenden Gurgellauten, in welchen er die Stunden anzeigte und Nachrichten über den Stand des Wetters gab, bildete ein Concert, welches den Dieb, noch lange bevor er in Sicht war, auf das Genaueste mit der Stelle bekannt machte, wo

ihm Gefahr drohte. Das Volk beehrte diese würdigen und gemüthlichen Wächter aus der alten Schule mit dem Beinamen der „Charlies."

Der „Charley" war eine notorische Person im alten London. Seine entschiedene Neigung, in seinem Schilderhaus zu schlafen, anstatt zu wachen, machte ihn zugleich zum Liebling der Spötter und der Diebe. Die Taugenichtse und Nachtschwärmer in den lustigen Zeiten Karls II., die „Scourers" und etwas später die „Mohocks" prügelten ihn, zerbrachen seine Laterne und seinen Stock und sperrten ihn zuletzt in seinem eigenen Schilderhäuschen ein. Die Lustspieldichter des vorigen Jahrhunderts brachten ihn auf die Bühne. Hogarth zeichnete ihn, (3. Platte in „A Harlot's Progress"), die Moralisten ermahnten „alle Ehemänner, Väter, Hauseigenthümer und Familienhäupter, sich, ihre Weiber, Töchter, Söhne, Dienstleute, Lehrlinge, frühzeitig von der Straße zurückzuziehen („Spectator" No. 347). Aus den Tagebüchern von Mrs. Delany erfahren wir, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das heut so fashionable Quartier von Knightsbridge für eine „trostlose, einsame und unsichere" Gegend gehalten ward, und noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1820, wo die „boxing Bloods" ihr Wesen trieben, dachten Wenige von den Bewohnern der damaligen Vorstädte daran, sich bei Nacht nach London hineinzuwagen, für so wirksam wurde der Schutz eines „Charley" angesehen.

Der Schöpfer der neuen und weltberühmt gewordenen Londoner Polizei ist Sir Robert Peel, der große Reformer; das Jahr ihrer Begründung ist 1828. Sie ist also noch sehr jung; aber ihre Merkmale sind auch die Thatkraft, die Stärke und die Beweglichkeit der Jugend. Sie ist nicht ohne heftige Opposition ins Leben gerufen worden. Reformatoren stoßen überall auf Widerstand und Reformen müssen sich durcharbeiten. Das Publikum glaubte sich in seiner persönlichen Freiheit bedroht durch eine Macht, welche es, gleich einer gepanzerten Minerva, plötzlich und unvorbereitet aus seinem eigenen Haupte springen sah. Man machte die neue Polizei lächerlich. Man gab ihnen Schimpfnamen „Peelers", „Bobbies", womit man zugleich ihren Begründer, Sir Robert verhöhnte (Bobby ist der Volksausdruck für Robert), man nannte sie „Crushers", und „Raw lobsters"

(rohe Krebse nach der dunkelblauen Farbe ihrer Uniform). Auf Coldbath Fields, im Jahre 1833 und bei Gelegenheit einer großen Chartistenversammlung kam es zu einem ernsthaften Zusammenstoß zwischen dem Volk und der Polizei. Dieses jedoch war der letzte Ausbruch. Seit jener Zeit hat man sich an sie als an eine constitutionelle Körperschaft gewöhnt.

Nach der Eintheilung London's in Metropolis und City zerfällt auch die Gesammtmacht der Londoner Polizei in zwei große Haupttheile: die Metropolitan-Polizei und die City-Polizei.

Die Metropolitan-Polizei besteht aus einem Ober-Commissär, zwei Assistenz-Commissären, 18 Superintendenten, 133 Inspectoren, 625 Sergeanten und 4,954 Constablern, zusammen aus 5,743 Mann. Die Maschinerie, durch welche diese verhältnißmäßig kleine Macht in den Stand gesetzt wird, bei Tag und Nacht jedes Gäßchen, jede Straße, jeden Platz dieser ungeheuren Stadt, ja jede Thür und jedes Fenster ihrer 400,000 Häuser zu bewachen; über 90 (engl.) Quadratmeilen zu patrouilliren, auf die 8000 bekannten Diebe, welche die Bewohner derselben in jedem Augenblick bedrohen, und die 40—50,000 Leute, welche die „unruhige Klasse" der Hauptstadt bilden, ein wachsames Auge zu haben, ist nicht sehr complicirt. Der ganze Umfang des Grundes, welchen das moderne Babel bedeckt (mit Ausnahme der City, von welcher wir später handeln), ist in 18 Divisionen eingetheilt. Jede einzelne Division ist mit einem Buchstaben bezeichnet, und jeder einzelne Mann derselben mit einer Ziffer. **A** bezeichnet die Division Whitehall, **B** diejenige von Westminster, **C** diejenige von St. James's u. s. w.; **A** 190, **B** 220, **C** 260 ꝛc. bezeichnen also ganz bestimmte Individuen der Whitehall-, Westminster- und St. James's-Division, über deren Identität kein Zweifel sein kann. Nur die Themse-Division, welche die Polizei über den Strom hat, wird mit keinem Buchstaben, sondern mit ihrem vollen Namen „Thames-Police", genannt.

Buchstaben und Nummern sind in dem Stehkragen des dunkelblauen Frackes, welchen jeder Policeman trägt, mit Silberfäden eingenäht. Die Hose des Policeman ist von dunkelblauem, dickem Tuch wie sein Frack; sein Hut hat einen Boden von Wachstuch und auf beiden Seiten einen schmalen Längestreifen von demselben Stoff. Wenn er „on duty" — im Dienst — ist, so trägt er um den linken

Arm eine schmale Binde von weiß- und schwarzgestreiftem Zeug Diese Binde um den linken Arm macht seine Person heilig und unverletzlich. In der linken Tasche des langen, tiefen Frackzipfels trägt er einen mit Blei gefüllten Knüttel — seine einzige Waffe — und bei Nacht das sogenannte „Ochsenauge", eine kleine Blendlaterne mit einem convex geschliffenen Glase, von der Größe eines Brennglases, welches eine penetrante Helligkeit über den Gegenstand ausströmt, auf welchen er es wendet, sonst aber, an einem Gürtel um den Leib geschnallt und das Glas nach Innen gekehrt, unsichtbar ist. Ein witziger Freund, wenn wir Nachts zusammen durch die langen Straßen von London wanderten und den Policeman erblickten, mit seiner Laterne, allzeit bereit, ihr scharfes Licht auf einen verdächtigen Gegenstand zu heften, meinte: dieses „bull's eye" sei es, von welchem der Dichter sagt: „das Auge des Gesetzes wacht!" —

Bei Regenwetter kommt zu der geschilderten Ausrüstung noch ein Kautschukkragen, welcher Schultern und Brust bedeckt, und in Winterszeit ein langer, grauer Paletot, welcher so eingerichtet ist, daß er Gang und Bewegung nicht beeinträchtigt. Und also, wie graue Pfähle, an denen sich die Strömung des Londoner Lebens bricht — Maschinen eher gleich, als Menschen — stehen die Policemen an allen Straßenecken, an jedem Durchgang, vor jedem öffentlichen Gebäude dieser ungeheuren Stadt. Wir, die wir an ihre Erscheinung gewöhnt sind, können uns nicht vorstellen, wie man sich noch sicher fühlen könnte, in Leben sowol als Eigenthum, wenn sie nicht da wären. Furchtlos durchschreiten wir jetzt die entlegensten Quartiere am Wasser und in der Nähe des Towers. Eine Nachtwanderung durch die schmutzigen Winkelgassen von St. Giles's hat für uns nicht mehr Außerordentliches, als eine Mittagspromenade durch den Park. Die stete Nähe der Polizei hält das Gesindel, welches hier haust, in beständiger Scheu. Der Knüttel in der linken Tasche und das „Ochsenauge", mit dem Polizeihof und dem Galgen von Newgate oder Horsemongerlane im Hintergrund, sind Waffen, welche Wunder gewirkt haben. Ohne anderes Blei, als das, womit der Stab gefüllt ist; ohne anderes Feuer, als das in seiner Laterne, besucht der Policeman die Höhlen der Diebe und die Schlupfwinkel der Mörder von London

und die Berührung seiner Hand genügt, um den Trotzigsten von ihnen zum Gefangenen zu machen. Nicht immer freilich geht die Pflichtübung der Policemen so sicher und zugleich so gefahrlos für ihre eigene Person von Statten. Ich erinnere mich aus meiner eigenen Erfahrung eines Falles, wo am hellen Tage und in einem der vornehmsten Theile der Stadt, in Piccadilly, dicht vor den Burlington-Arkaden, ein Policeman, welcher zwei Diebe verhaften wollte, von dem einen derselben niedergeworfen und von dem andern so heftig auf den Leib getreten wurde, daß er nach Verlauf einer Viertelstunde den Geist aufgab. Eine Mißhandlung von Policemen gehört jedoch zu den äußersten Seltenheiten in London.

Mitten in dem großen Polizei-District der Metropolis liegt ein abgesonderter, von viel kleinerem Umfange, aber höchst eigenthümlicher Bedeutung. Es ist der Distrikt der City-Polizei. Der Raum, welchen die City einnimmt, beträgt nur 1¼ (englische) Quadratmeilen; aber sie ist der eigentliche Mittelpunkt des Handels und das große Herz der commerziellen Welt. Sie enthält nur den zwanzigsten Theil der Bewohner, aber den vierzehnten Theil des Reichthums von ganz London. Durch ihre Hauptstraßen ergießt sich während einiger Stunden an jedem Wochentage eine größere Fluth von Wagen, Pferden und Menschen, als durch alle Straßen irgend einer andren Stadt der Welt zusammen. An einem gewissen Tage des Jahres 1850 passirten auf ihrem Wege von oder nach dem Westend, nicht weniger als 67,510 Fußgänger und 13,790 Fahrzeuge, welche 50,092 Personen enthielten, Bow-Church, die graue, alte Kirche, mit ihrem berühmten Thurme und ihren berühmten Glocken in Cheapside. Durch einen andern Straßencanal, Aldgate, in der Nähe der Minories, zogen zu derselben Zeit aus Osten 58,430 Fußgänger und 9332 Wagen mit 20,804 Personen ein, und man hat berechnet, daß sich an jedem Tage und während des Verlaufs von zwölf Stunden eine Durchschnittssumme von 400,000 Menschen durch und über diesen Raum von 1¼ (engl.) Quadratmeilen bewegt.*)

*) Für einen großen Theil meiner thatsächlichen Information in diesem Capitel bin ich, wo ich nicht aus eigener Erfahrung spreche oder eine andre Quelle citirt habe, dem gleichnamigen Aufsatz des Dr. Wynter in seinen trefflichen „Curiosities of Civilization“ verpflichtet.

Die Versammlung einer so ungeheuren Menge von Menschen auf einem so beschränkten und für den Handel vielleicht bedeutendsten Raum in der ganzen Welt, sowie der Umstand, daß Viele von diesen Menschen genöthigt sind, beträchtliche Summen Geldes bei und mit sich zu tragen, muß eine große Anziehungskraft auf Diebe aller Art ausüben. Deshalb nahm auch die City von London, zehn Jahre nach dem erfolgreichen Versuch der Metropolitan-Polizei, das neue System an. Die Polizeimacht der City besteht aus einem Superintendenten, 13 Inspectoren, 12 Stationssergeanten, 47 Sergeanten und 492 Constables, zusammen 565 Mann; und die City mit all' ihrem aufgehäuftem Reichthum, ist heutzutage nicht minder sicher, als der Rest von London.

In seiner äußeren Erscheinung gleicht der City-Constable durchaus dem der übrigen Polizei-Bezirke; das einzige Unterscheidungszeichen ist, daß der Kragen seines Fracks und die Dienstbinde um seinen Arm das Wappen der City: ein rothes, stehendes Kreuz auf weißem, herzförmig gestaltetem Grunde zeigt. — Vor all' den zahllosen Banken der City aber sind sog. „plain-clothes men", d. h. Polizisten in Civil aufgestellt, um das vornehme Diebsgesindel, die wolgekleideten Gauner und Industrieritter (swell-mob's men), welche grade an solchen Orten ihre reichste Ernte halten, zu beobachten; und in der Hauptstraße des Verkehrs, wie z. B. Cheapside, Poultry, Cornhill ꝛc. sind stets auf den ersten Ruf oder Pfiff sechs bis sieben Constables zu Hülfe und Verfolgung bereit.

Die Eigenthümlichkeit der City, welche die daselbst am Häufigsten vorkommenden Diebstähle und Räubereien charakterisirt, besteht in der großen Zahl ihrer unbewohnten Waaren- und Lagerhäuser, in dem unentwirrbaren Labyrinth von Gäßchen und Höfen, welches ihre Straßen kreuzt und schneidet, und in der Masse von Fahrzeugen und Karren aller Art, welche — beladen mit werthvollen Gütern — beständig vor den Thüren der Läden und Magazine halten. Alle möglichen Vorsichtsmaßregeln werden daher angewendet, um sich gegen die Diebsgenossenschaft zu sichern; es ist ein fortwährender Krieg, in welchem mehr noch als Gewalt List auf beiden Seiten die Hauptrolle spielt. Man markirt die Schlösser der Lagerhausthüren mit geheimen Zeichen,

welche den Versuch eines Einbruchs auf den ersten Blick verrathen. Diejenigen, welche Brieftaschen mit Werthpapieren bei sich führen, pflegen sie vermittelst dünner Ketten um den Leib zu befestigen, sowie man in alten Zeiten werthvolle Bücher an die Bibliothekenfächer schmiedete. Bankbeamte und Comptoiristen reißen die Ecken von allen Banknoten ab, um sie für Jeden, welcher das entsprechende Stück nicht vorzeigen kann, unbegebbar zu machen. Zum Schutze der Seidenwaaren und anderer Güter vor den Lagerhausthüren ist ein Hund das beste Mittel; und man sieht kaum einen Frachtwagen in den Straßen oder ein Frachtschiff auf dem Wasser, ohne solch' einen kleinen, flinken Wächter.

Dies Alles sind jedoch Vorsichtsmaßregeln, der immer drohenden Gefahr gegenüber nur von untergeordnetem Werthe. Der große und wirkliche Feind der Diebe ist der Policeman mit seiner Binde um den Arm. Jeder ordentliche Mann in London betrachtet ihn als seinen Freund, und mit einer Art von Respect sieht er ihn dastehen, den anständigen, dienstfertigen, allezeit höflichen Policeman, zuerst umringt vom Lärm und Rauschen des Tages und des Abends, in welchem er sich zu verlieren scheint, dann aber, je weiter die Nacht vorrückt, immer bemerklicher, bis er, in der Einsamkeit der Mitternacht, der Einzige ist auf den weiten, breiten Straßen, außer einem heimkehrenden Trunkenbold, einem monoton dahin rasselnden Cab oder einem Frauenzimmer in Lumpen, welches keine Heimath hat, und müde und froftzitternd auf die Stufen eines Palastes oder einer Kirche niedersinkt. Zwei Drittel der ganzen Polizei-Armee sind auf Posten von neun oder zehn Uhr Abends, die Nacht hindurch, bis fünf Uhr Morgens im Sommer, und sechs Uhr im Winter; und wer kann an einem dieser Leute vorbei gehen, ohne ein stilles Gefühl des Dankes, wenn man z. B. im Todesschweigen der Nacht, verfolgt vielleicht von einem zweideutig aussehenden Geschöpfe, befürchtet, daß ihre aufdringliche Zärtlichkeit mit einem Pfiff enden könnte, welcher die Spießgesellen aus den anstoßenden dunklen Gäßchen versammeln würde? Uns erscheint der Policeman, wie er ernst und einsam dasteht, mitten in der gänzlichen Hülflosigkeit der Londoner Nacht, als eine Garantie der sicheren Wiederkehr des Tages; und wir halten dieses lebendige Denkmal, welches Sir Robert sich selbst errichtet, die Polizei in London,

für glänzender, nützlicher und unvergänglicher, als jenes andere von Stein, welches ihm am Eingang zu Cheapside, der großen Post gegenüber, errichtet worden ist.

Die wichtigste Abtheilung der gesammten Londoner Polizeimacht ist die A- oder Whitehall-Division. Ihre Station in Scotland-Yard liegt zwischen Whitehall, dem alten Königsschloß der Stuarts, und dem Parlament. Ihr eigentlicher Bezirk ist der verhältnißmäßig kleinste, aber ihrem Schutze sind die königlichen Schlösser, die Theater, die Parks und die Museen anvertraut. Die A-Division hat die schönsten, größten und gebildetsten Männer nnd sie ist in der Polizei, was in der Armee die Leibgarde ist.

Scottland-Yard ist für Jeden, der in London gelebt hat, ein Name von bekanntem Klange. Scotland-Yard ist das große Rendezvous für Diejenigen, welche plötzlich ihren Stock mit goldenem Knopf, ihre Uhr oder ihr Porte-Monnaie vermissen. Hier reagirt mit Blitzesschnelle jeder Diebstahl, jeder Einbruch, welcher im meilenweiten Umkreise dieser Stadt verübt worden ist; und in den Gesichtern Derjenigen zu lesen, welche unter dem Thorbogen von Scotland-Yard ein- und ausgehen, ist ein betrübtes Schanspiel für den Menschenfreund aber ein interessantes Studium für den Psychologen.

Man geht, wenn man von Charing Croß kommt und Whitehall in Sicht hat, durch den Thorbogen links in einen engen Hof, der voll von Pferdekrippen, ausgespannten Wagen und Droschkenkutschern in Negligée ist. Mitten in diesem Wirrwarr von Deichseln, Hemdärmeln und Stallgerüchen steht rechts ein schmales, kleines gelbes Haus mit einer blauen Laterne, welche die Inschrift trägt: „Police“. Dieses schmale, kleine, gelbe Haus mit der blauen Laterne ist das berühmte Centralorgan der Londoner Polizei. Hier hat die geheime Londoner Polizei (detective police) ihren Sitz, und von hier aus kann vermittelst des electrischen Telegraphen, welcher seine nervengleichen Fäden nach allen Richtungen und zu allen Stationen erstreckt, das Polizeinetz in einem Moment über die ganze Stadt geworfen werden.

Die Detective- oder geheime Polizei von London scheint das Problem zu lösen, wie der Staat Verbrechen und Verbrecher unter der beständigen Furcht der Entdeckung halten kann, ohne den übrigen

Theil der Gesellschaft zu belästigen; wie er mit Einem Wort ein Sicherheitsstaat sein kann, ohne in einen Polizeistaat auszuarten. Die Detective-Polizei ist die Avantgarde, das Scharfschützen-Corps gleichsam der gesammten Polizeimacht von London; sie spürt dem Verbrechen bis in seine entferntesten Schlupfwinkel nach; sie gängelt sich an dem dünnsten Faden, den andre, weniger geübte Hände zerreißen würden, ehe sie ihn noch recht erhascht hätten, bis in das innerste Geheimniß des Labyrinthes. Sie riecht das Verbrechen, wie ein Jagdhund das Wild, welches noch nicht aufgescheucht ist; sie jagt es von seinem moderdunstigem Lager auf, und überläßt es der eigentlichen Polizei, dasselbe zu verfolgen und vor seinen Richter zu bringen.

Hie und da auf dem Continente verbindet man unwillkürlich und gewiß auch ungerecht mit dem Begriffe der „Polizei" den eines nicht über alle Zweifel erhabenen Berufs; vor dem Worte „geheime Polizei" aber schaudert man überall, halb in Verachtung, halb in Furcht zurück, weil man bei uns mit dem Begriff der geheimen Polizei nur denjenigen des politischen Verbrechens in Verbindung zu setzen weiß, und wenn man von der geheimen Polizei spricht, immer auch an die Spione denkt, welche in den vergangenen Jahren der revolutionairen Bewegung Versammlungen überwachten, Papiere durchsuchten und Flüchtlingen nachsetzten. Für den Londoner aber hat das Wort nichts Schreckliches; er weiß, daß die Polizei nur da ist, um ordentliche Leute in ihrem Eigenthum und ihrer Person zu schützen. Er segnet die gleichmäßige Wachsamkeit jenes fortwährend geöffneten Auges, das er nicht kennt, und fühlt sich sicher im Bewußtsein, daß in den unterirdischen Distrikten des Londoner Lebens dem verborgenen Feind ein verborgener Freund entgegenminire. Der Detective ist gradezu eine populaire Persönlichkeit für das englische Volk. Man hat ihn neuerdings zum Helden von Romanen gemacht, und einer derselben „Erinnerungen eines Detectives" wurde sogar das Buch der Saison. Es wurden von dem Wiederabdruck dieses Buchs, nachdem es bereits in Chambers's Journal eine weltweite Cirkulation gehabt, in 2—3 Monaten und auf den Eisenbahnstationen allein 10,000 Exemplare abgesetzt! Wenn es nun auch nicht ganz wahr ist, was man glauben sollte, wenn man dieses Buch gelesen, daß der Detective, welcher sein Metier versteht, durch bretterne

Wände von 9 Zoll Dicke sehen kann, so ist doch genug Wahres darin, was uns mit Recht in Erstaunen setzt. Dabei ist die Arbeit des Detectives die undankbarste, sie ist Untergrundwerk, wie die eines Bergmanns, und von der Schwelle der Oeffentlichkeit kehrt sie in ihr heimathliches Dunkel zurück. Kein Polizeibericht verleiht seinem Namen jenen kurzen Schimmer des Romantischen und Abenteuerlichen, welcher die übrigen Polizei-Constables oft zu Helden des Tages macht; unbekannt als Individuum, hat er genug an dem Ruhme, Glied eines Organismus zu sein, welcher im feinen System der Londoner Polizei das feinste Triebwerk ist.

Der Wohnsitz der geheimen Polizei ist ein kleines Zimmer in Scotland-Yard, jener bereits geschilderten Centralstelle des Londoner Polizeiwesens. In einem anstoßenden Bureau, abgesondert von den Uebrigen befinden sich die fremden Detectives, welche über die mauvais sujets von außerhalb wachen. Die gesammte ab- und zuwogende ausländische Bevölkerung der Metropolis ist der Polizei wolbekannt, und sie läßt dieselbe durch Landsleute, welche ihre Sprache reden und ihre Gewohnheiten kennen, in jedem Augenblicke und an allen Orten bewachen. Mir selber, als ich in der ersten Zeit meines Londoner Aufenthalts, auf dem Heimwege von einem Freunde, mich in einem schlechten Quartiere, zwei Stunden Weges vom Westend, verlaufen hatte, und — lang über Mitternacht hinaus — vergeblich nach einem Wagen oder einem Führer suchte, begegnete solch ein Mann — Gott weiß, aus welcher Straßenbiegung er hervortrat, und wie er mich sah, und warum er vermuthete, daß ich ein Deutscher sei. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir plötzlich den Weg vertrat, und mich im besten Deutsch anredete und fragte, wohin ich wolle? Zuerst war ich sehr betroffen, und antwortete ausweichend, weil ich mich vor ihm fürchtete. Kaum aber hatte ich ihm ehrlich gestanden, was mir fehle, als er zwei, drei Pfiffe that, worauf sich alsbald das Rasseln eines Wagens vernehmen ließ. Der Kutscher verlangte einen hohen Fahrpreis wegen der späten Nachtstunde und des weiten Weges; aber mein unbekannter Freund langte ein Kärtchen aus seiner Westentasche, zeigte es ihm und fragte, ob er es nun billiger thun werde? Der Kutscher mußte wol nachgegeben haben; denn bald ward ich von dem Unbe-

kannten aufgefordert, einzusteigen, und er bat um die Erlaubniß, sich vorn neben den Kutscher setzen zu dürfen. Nach einer halben Stunde hielt der Wagen; wir waren in der Nähe der Bank; der Unbekannte stieg ab, dankte mir, wünschte mir gute Nacht, und verschwand. Es ist mir noch heute ein Räthsel, woher er kam und wohin er ging. Als ich bei meiner Wohnung angelangt, den Kutscher fragte, wer der Mann gewesen, sah er mich zuerst ein wenig sonderbar an, als ob ich etwas gegen ihn im Schilde führe; dann aber im Wegfahren, hörte ich ihn sagen, ich würde doch wahrscheinlich wol so gut, wie er, wissen — daß es ein Detective gewesen sei! — Ich habe also, auch für meinen Theil, keinen Grund, der geheimen Polizei von London anders als dankbar zu erwähnen.

Das Corps der Detectives — dieser menschlichen Maulwürfe, welche arbeiten, ohne die Erde aufzuwerfen, aus Furcht ihren Weg zu verrathen — besteht aus drei Inspectoren, neun Sergeanten und einer Polizei-Körperschaft von ungefähr 108 sogenannten „plain-clothes-men," welche in jedem Moment zu Dienste stehen. Jeder Division sind nämlich sechs Policemen beigeordnet, welche — so oft es nothwendig ist — die Rolle eines Detectives übernehmen, und die Befehle ihrer Oberen, der Inspectoren und Sergeanten, verschwiegen und gewandt ausführen. „Plain-clothes-men" heißen sie deßwegen, weil sie nie in Uniform, wie die Constables, sondern stets in Civil erscheinen, und zwar jedesmal der besonderen Gelegenheit angemessen, bei welcher sie verwendet werden. Bei allen großen Versammlungen werden die Detectives unter die Menge vertheilt, und damit man sie umsoweniger erkenne, wählen sie einen Anzug, welcher dem Character der Uebrigen entspricht. Bei einer Thierschau z. B. tragen sie den hellblauen Frack und die Manchesterhose des englischen Farmers, bei einer Truppenrevue stecken sie sich in den langen braunen Rock und die gestreifte Buckskinhose, welche die Sonntagstracht des Londoner Handwerkers ist, und bei einer Versammlung zu wolthätigen Zwecken erschien sogar neulich ein Detective in dem schlichten schwarzen Rock, dem weißen Halstuch und dem Hut eines Geistlichen der Kirche von England und — faßte zwei Diebe vom schönen Geschlecht!

Die professionellen Diebe und die Detectives freilich kennen sich,

denn gleich den Ersteren haben auch die Letzteren ihre Specialität. Der eine Detective ist gut zu verwenden bei der Entdeckung von Einbrüchen; der Andere weiß, wie man den Industrierittern zu Leibe geht, und ein Dritter spürt den Falschmünzern und Banknotenfälschern nach. Die Detective-Polizei ist ein Institut, welches dem werdenden Verbrechen auflauert; es wirft seine Fallen und Fangstricke nach allen Richtungen des menschlichen Verbrechertriebes, und vor jeder Diebs- und Mörderhöhle sind seine Netze schon gestellt, bevor der Diebstahl ausgeführt, oder der Mord begangen worden. Dadurch, daß die einzelnen Detectives sich auf die einzelnen Zweige der „Kunst" beschränken, erwerben sie sich eine besondere Sinnesschärfe für ihr Werk. Specialität ist das große Geheimniß sowohl der Kunst und des Gewerbes, als des Verbrechens und der Polizei in London. — Die Arbeit des Detectives besteht darin, dem Verbrecher durch alle seine Windungen und Wendungen zu folgen, bis der Beweis gegen ihn klar ist.

Der geringfügigste und leiseste Wink genügt, um ihn auf die rechte Fährte zu bringen, denn gleich Männern welche daran gewöhnt sind, in der Dunkelheit zu arbeiten, erscheinen Dinge, welche andern unsichtbar sind, ihnen so hell wie der Mittag. Diese Winke gehen sehr oft von den eigenen Mitschuldigen des Verbrechers aus; Rache unter Männern, welche sich bei der Auseinandersetzung des Raubes übervortheilt glauben, Eifersucht unter Weibern, welche die Treulosigkeit eines Don Juans der Diebsklasse gereizt hat, sind die häufigsten Beweggründe zu solchem Verrath. Diese Verräther werden, unter Zusicherung von Straflosigkeit, als „Queen's evidences" oder Königszeugen gegen ihre Mitschuldigen angewendet, verfallen dann aber nicht nur der Verachtung ihrer ehemaligen Commilitonen und der ganzen Diebesrepublik, sondern müssen, wenn ihnen ihr Leben lieb ist, sobald als möglich auswandern, wozu ihnen in der Regel die Königliche Auswanderungs-Commission behülflich ist. Eine noch verhaßtere Classe von Angebern sind die im Diebsjargon sogenannten „nosers," welche im geheimen Sold der Polizei stehen, und derselben Nachricht von Allem geben, was sich in ihrem Rayon zuträgt, vorausgesetzt immer, daß diese Benachrichtigung niemals zu einer Anschuldigung gegen sie selber führe. Das Gewerbe des „Noser" ist das gefährlichste von

allen; wenn seine Collegen hinter seine Verrätherei kommen, so ist sein Leben keinen Pfennig mehr werth.

Die große Stätte wo Polizei und Verbrecher zum erstenmale zusammen vor dem Publikum erscheinen, ist der Polizeihof, wo ein Alderman (im Mansionhouse ist es der Lordmayor in eigener Person) zu Gerichte sitzt, bei kleineren Fällen selbst entscheidet, in größeren aber den Verbrecher dem Geschwornengericht, mit der drohenden Aussicht auf Transportation oder den Galgen, überantwortet. Es giebt elf Polizeihöfe in London, und alle Verbrecher dieser Stadt von fast 3 Millionen werden zuerst vor diese Richtersitze geführt. Diese elf Polizeihöfe gleichen ebensovielen unter die glatte Oberfläche der Gesellschaft versenkten Pfählen, an welchen die wallende Masse von Schlechtigkeit, Gewalt und Verbrechen täglich vor dem Auge des Publikums aufwirbelt. Ein Panorama der Sünde zieht dem Blicke des Zuschauers vorbei, und es schaudert ihn, wenn er bedenkt, daß dies nur ein Faden aus dem Gewebe des Lasters sei, welcher das ganze System des eleganten, modischen und feinen hauptstädtischen Lebens durchzieht. Bei jedem einzelnen Falle, welcher vor ihn gebracht wird, hat die Magistratsperson ohne weiteren rechtlichen Beistand rasch und gerecht zu entscheiden. Die Polizei-Gerichtsbarkeit von London hat etwas Patriarchenhaftes, und der Lordmayor nimmt nicht selten die Miene und den Ton eines Kadi's an. Außerdem hat die Magistratsperson in den Polizeihöfen auf zahllose Anfragen über Dinge, die man bei uns nur gegen Honorar einem Advokaten vorzulegen pflegt, zu antworten, und Personen, welche in Verlegenheit sind, streitige Rechtspunkte zu erörtern; und alles dies in einer verpesteten Atmosphäre, in niedrigen, kleinen, dunklen Zimmern, in denen oft schon Morgens um 10 Uhr Gas brennt, vor dem „Stab" der Londoner Tagespresse und so vielen Zuschauern, als sich in dem beschränkten Raum nur irgend zusammendrängen können.

Die Verhandlungen vor sämmtlichen Polizeihöfen der Stadt bilden einen stehenden Artikel in allen Londoner Blättern, von der Times herunter bis zum Evening Star und Standard, und in der That lernt man das Londoner Leben nicht kennen, wenn man diese täglichen Polizeiberichte nicht liest; sie sind eine fortlaufende Chronik des Ver-



Der Mansion-House-Polizeihof.

brechens, welches unter dem Boden wühlt, auf welchem Londons Größe und Londons Reichthum steht. Es ist unterhaltend und belehrend zugleich, diesen Berichten von Tag zu Tag zu folgen, und aus den mit ziemlicher Regelmäßigkeit wiederkehrenden Vergleichungspunkten sich eine Statistik und Topographie des Verbrechens in London zu bilden. Denn das Verbrechen in London hat sowol seine bestimmte Jahreszeit, als seine bestimmten Orte.

Die Monate des Selbstmordes sind Juni, Juli und August, nicht der November, wie man in Deutschland fälschlich anzunehmen pflegt. Die Zeit des Straßen-Unfugs, der Raub-Anfälle und Betrunkenheit sind die Hundstage, während Einbruch und Falschmünzerei die Hauptverbrechen des Winters sind.

Der Charakter der vor die Polizeihöfe gebrachten Fälle wechselt je nach der örtlichen Umgebung derselben. Bowstreet ist der Polizeihof für alle Verbrechen und Vergehen gegen die Regierung; alle Steuer-Defraudationen, alle Postunterschleife, wie das Stehlen und Plündern von Briefen, gehören vor dieses Forum. Die Themse-Polizei richtet über Aufruhr und Mord, welcher auf hoher See begangen, über alle Streitigkeiten, welche sich auf das Seehandelsrecht beziehen, und über den größeren Theil der Verbrechen, deren Scene die Docks, der Hafen und der Strom sind. Man kann sich denken, welche Ausbeute an schauerlicher Romantik dieser Theil der Polizeichronik liefert; wie bunt es darin aussieht von plötzlich gezogenen Messern, von geraubten Goldstücken und mißhandelten Harfenspielerinnen. Für mißhandelte, in specie geprügelte Frauen jedoch giebt es eine ganz besondere Localität; dafür nämlich ist die Worship-street berühmt, oder richtiger verrufen. Der Grund der höchst eigenthümlichen Manie, Frauen zu prügeln, welche in dieser Gegend herrscht, ist darin zu suchen, daß in diesem gemeinsten und ärmsten aller Londoner Districte, die Leute so dicht auf-, unter- und übereinander wohnen, daß es ein Wunder wäre, wenn sie sich anders, als höchst unbehaglich zu Hause fühlten. In Bethnal-Green giebt es Häuser, in welchen zwanzig Familien in dieser Weise zusammengepackt sind. Daraus folgt nun zunächst, daß die respektiven Ehemänner mitten aus diesem Gewirr von keifenden Weibern und schreienden Kindern,

häufiger als sonst wo, ihre Zuflucht zu den Bierhäusern der Nachbarschaft nehmen; und es ist leicht einzusehen, daß die respektiven Ehefrauen es selten unterlassen können, an die Thüren derselben zu gehen, um ihre andere Hälfte zu erwarten und unter mehr oder weniger sanften Ermahnungen nach Haus zu eskortiren, woraus dann regelmäßig Streit, Feindschaft und Haß folgt, der zuletzt zu den famosen Worshipstreet-Prügeleien und nicht selten zu Messerstichen führt. Auch Eifersucht auf die eine oder andere der zwanzig weiblichen Nachbarinnen spielt ihre Rolle in den Polizeischauspielen von Worship-street, die man im Gegensatz zu den mehr melodramatisch gefärbten Thames-Police zum Genre der Familienstücke zählen dürfte. — Die Bettelei hat ihr Tribunal in Marlborough-street, da die reichen Straßen der Nachbarschaft — Regent-street mit ihren fashinoblen Squares und Plätzen — die Hauptscenen der genannten Plage sind.

Die vielfachen Arten, wie hier in London gebettelt wird, sind zuweilen sehr geistreich und zuweilen sehr amüsant. Einer der besten Fälle ist bereits vor Jahren durch die „Fliegenden Blätter" bekannt geworden. An der obern Ecke von Regent Circus, Piccadilly, hatte nämlich einer von diesen Herren Bettlern seinen Tisch aufgestellt mit einer Büchse darauf und einem Regenschirm darüber mit der Inschrift „Begging done here!" d. h.: „hier wird gebettelt!" — Nicht alle Mitglieder des Metiers aber sagen es so grad' heraus was sie wollen, Die Meisten nehmen irgend einen Vorwand für ihre Bettelei. Einige betteln auf ihre angeblichen Verdienste um's Vaterland — wie die „Schlagbaum-Matrosen" und „invaliden Soldaten" — Andere betteln auf ihr Unglück. Unter diesen sogenannten „disaster beggars" sind die blinden Bettler die unvermeidlichsten. Man begegnet ihnen zu Dutzenden in Regent-street und den benachbarten Straßen. Sie sind hier so häufig anzutreffen, wie in Paris auf dem Place de la Concorde und den Brücken, wo sie gewöhnlich die Geschichte ihres Unglücks oder doch wenigstens die Worte „aveugle par malheur" auf der Brust tragen. Die Londoner fassen sich kürzer; sie haben ein Schild mit dem einfachen Worte „Blind" an der Mütze oder an der Brust, gehen an einem kümmerlichen Stocke und lassen sich von einem ausgehungerten Hunde führen, welcher jedoch meistens allerlei Allotria

treibt. Aber nur Diejenigen, welche das Londoner Leben nicht kennen, lassen sich rühren. Denn blinde Bettler, als eine Klasse, haben das Vorurtheil der Stadt gegen sich. Sie sind als die ausgemachtesten Schurken und als Genußmenschen obendrein bekannt. Einer von dieser Genossenschaft ward neulich verhaftet, als er im Begriff war, sein Frühstück zu verzehren, bestehend aus Schinken und — vierzehn gesottenen Eiern! Einige andere sinnreiche Gattungen der Kunst zu betteln, lernen wir aus Mr. Halliday's Arbeit über die „Londoner Bettler" kennen, (in Mayhew's großem Werk: „**London Labour and the London Poor**"). Da sind z. B. die „**Lucifer droppers**", d. h. die Jungen, welche ein Geschäft daraus machen, Schwefelhölzer fallen zu lassen. Sie nehmen eine oder zwei Schachteln mit Schwefelhölzchen und bieten sie an einer besonders lebendigen und schmutzigen Straßenecke zum Verkauf aus. Nun suchen sie es so einzurichten, daß irgend ein Herr, welcher es sehr eilig zu haben scheint, sie anrennt. Dann lassen sie die Schwefelhölzer in den Dreck fallen und stimmen ein furchtbares Geheul an. Der Herr, um sie nur rasch los zu werden, giebt ihnen das Drei- und Vierfache von dem, was die Schwefelhölzer werth sind; und diese, sobald er sich entfernt hat, werden wieder aufgelesen und sorgfältig gereinigt, um auf's Neue ihren Dienst zu thun. — Da sind ferner die „verhungerten Bettler". Zur Ausübung dieser Species gehören aber besondere persönliche Eigenschaften — ein leichenartiges Gesicht, ein ausgemergelter Körper und die Kraft, die Winterluft in Lumpen ertragen zu können. Die „verhungerten Bettler" arbeiten nach zwei verschiedenen Systemen. Die Einen — die „Krusten-Würger" — erregen das Mitleid dadurch, das ihnen das Stück Brod, welches man ihnen reicht, in der Kehle stecken bleibt, weil sie — des Essens schon ganz entwöhnt sind. Die Andern sind die „Abfall-Esser". Sie suchen sich ihre Speisen aus den Gossen. Mr. Halliday beobachtete Einen von dieser Sorte, dessen Gewerbe darin bestand, die für die Vögel ausgestreuten Brodkrumen aufzupicken. Tag für Tag sah er ihn seine kümmerliche Nahrung mit den Vögeln theilen, womit er so lange fortfuhr, bis er Aufmerksamkeit erregte und von irgend einer barmherzigen Hand ein oder zwei Kupferstücke geerndtet hatte. Einmal fiel es Mr. Halliday ein, diesem ver-

hungerten Bettler zu folgen. Nach einer Wanderung durch zahlreiche Straßen lenkte derselbe seine Schritte zuletzt zu einem Bierhaus in St. Giles's, wo Mr. Halliday ihn wiederfand, mit beiden Füßen gemüthlich auf zwei Stühlen liegend, eine lange Pfeife schmauchend und einen Topf Bier dazu trinkend. —

Die Bettler sind es also nicht, welche das schlechteste Leben in London führen; daß die Bettelei dort aber auch, wenn sie nur mit der gehörigen Geschäftskenntniß betrieben wird, sogar sehr einträglich sein kann, möge aus folgendem ganz neuen Beispiele erhellen. Vor dem Guildhall-Polizeihof erschien am 15. October 1861 Kezia Kadge, eine anständig aussehende Frau, in der Kleidung einer Wittwe, der Bettelei angeklagt. Mr. Hewitt, einer der Beamten des Anti-Bettler-Vereins,*) sagte, daß er die Gefangene mehrere Damen habe anbetteln sehn. Die Gefangene habe sich bereits eine Summe von 8—900 £ (5—6000 Thaler!) zusammengebettelt und diese in der Bank von England angelegt. Sie zöge ihre Dividenden regelmäßig. Sie sei eine von den ärgsten und erfolgreichsten Betrügerinnen in London. Sie habe schon mehrmals wegen derselben Beschuldigung im Gefängniß gesessen. — Die Gefangene erwiderte: sie habe nur 1 Schilling (10 Sgr.) Dividende täglich; es sei ihre Absicht gewesen, bei dem „Geschäft" zu bleiben, bis ihr Capital sich so vermehrt hätte, daß es ihr 1 £ die Woche bringe; alsdann habe sie sich in's „Privatleben" zurückziehen wollen. — Der Magistrat aber billigte ihre Ansicht von dem „Ge-

---

*) Dieser Verein, die „Mendicity Society", ist — wie das Uebel, gegen welches er auftritt — in sehr großartigem Maßstabe organisirt. Wir finden darüber bei Cunningham (Handbook of London, p. 329) folgende Auskunft: Er wird durch eine aus 48 Mitgliedern bestehende Commission verwaltet. Jedes Mitglied erhält eine Anzahl von sog. „tickets", welche dieses nach Belieben an Bettler vertheilen kann. Jedes „Ticket", welches auf diese Weise ausgegeben ist, wird von der Gesellschaft honorirt, und sichert dem Vorzeiger Nahrung und Arbeit. Zugleich aber ist es ein Prüfstein für Betrüger: der professionsmäßige Bettler wird es wegwerfen. Professionsmäßige Bettler werden von der Gesellschaft gerichtlich verfolgt. Das Büreau der Gesellschaft ist in Red Lion Square, Holborn. —

schäft" so wenig, daß er sie vielmehr zu drei Wochen Gefängniß mit harter Arbeit verurtheilte. —

Wir kommen in unserer Untersuchung nun zu den Dieben, welche in ihrer Art eine nicht minder organisirte Macht bilden, als die Polizei. Die Bezeichnung „Diebe" ist generell zu verstehen; sie bezieht sich nur auf das Existenzmittel dieser außer dem Gesetz und den Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft lebenden Menschenklasse. Sie bilden eine Gesellschaft für sich; der Diebstahl ist ihr Handwerk, ihr Gewerbe; sie leben von der Dieberei. Aber damit ist bei weitem nicht gesagt, daß sie nichts weiter seien, als „Diebe". Aus der Gesellschaft der Diebe gehen unverhältnißmäßig mehr Verbrechen und Verbrecher aller Gattungen hervor, als aus der ihr gegenüberstehenden bürgerlichen Gesellschaft; ihr Gewerbe, früher an sich schon genügend, um Jeden der es übte, an den Galgen zu bringen, kann in jedem Augenblick zu einem Act des Angriffs oder der Vertheidigung führen, auf welchen noch heute der Galgen steht. Die Gesellschaft der Diebe, mit Einem Wort, umfaßt eine sehr große Menschenschicht, reich an Abstufungen und Unterschieden; sie ist eine Welt für sich, deren Mitglieder es so wenig immer aus eigener Wahl sind, wie wir aus eigener Wahl Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sind. Selten rekrutirt sich eine von diesen Gesellschaften aus der andern; es kommt selten vor, daß der Abkömmling mehrerer Diebsgenerationen sich in die bürgerliche Ordnung einlebt, und ein Bankbeamter, der die Kasse bestiehlt, oder ein Postbote, der einen Geldbrief unterschlägt, wird darum noch nicht zur Klasse der professionsmäßigen Diebe gezählt. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß die Diebe keine zufällige Erscheinung, sondern ein Organismus sind, daß sie einen Staat im Staate bilden, welcher mit den bürgerlichen Gesetzen auf Kriegsfuß, und mit der bürgerlichen Gesellschaft in Fehde lebt.

Die bei weitem zahlreichste Classe der Londoner Diebe gehört zu dem Genus der „buzzers", wie sie in ihrer eigenen Sprache heißen, d. h. der Taschendiebe, und groß sind die Unterschiede von Schlauheit, Alter und Anzug, welche das Gewerbe derselben umfaßt. Der Dandy dieser Klasse ist der „Swellmob's man." Seine Kleidung läßt er sich stets bei dem correctesten Schneider der Stadt „bauen", und er versucht

es so viel als möglich, den Gentleman „herauszubeißen". Ihm ist die Dieberei mehr eine Kunst als ein Gewerbe und die Anforderungen derselben nöthigen ihn, mag das Wetter sein, wie es will, einen Rock über dem Arme zu tragen. Aber der professionirte Diebsfänger läßt sich durch Aeußerlichkeiten schwerlich täuschen. Es giebt unfehlbare Erkennungszeichen für ihn. Das hauptsächlichste Merkmal, an welchem der Dieb sogleich in jeder Versammlung unterschieden werden kann, ist das unstäte Wandern seines Auges. Während alle Andern auf einen Redner hören oder einem Schauspiel zusehen, gehen seine Blicke rastlos, um nicht zu sagen ängstlich, rundum. Wenn der Diebsfänger dies sieht, so kennt er seinen Mann.

Eine der interessantesten Geschichten, welche zur Illustration dieser Bemerkungen dienen kann, ereignete sich während meines letzten Aufenthalts in London, August 1861. Der Lord-Lieutenant von Irland machte zu der genannten Zeit einen offiziellen Besuch in Belfast, der großen und glänzenden Hauptstadt des irischen Nordens. Eine Reihe von Festlichkeiten, Bällen und Feuerwerken wurde vorbereitet, um den Repräsentanten Ihrer Majestät, der Königin von England, würdig zu empfangen. Solch' eine Gelegenheit lassen sich die Diebe von London nicht entgehen. Sie sind eifrige Zeitungsleser und führen nachgewiesenermaßen reguläre Tagebücher über alle im Umfange der drei vereinigten Königreiche bevorstehenden Ereignisse, welche geeignet sind, eine zahlreiche Menge zu versammeln. Sie reisen all' diesen Ereignissen nach und sind dabei in der Regel mit großen Geldsummen versehen.

Sie trafen daher auch in diesem Falle ihre Einrichtungen, welche von einem höchst sorgsamen Charakter waren, und — wie der später darüber abgestattete offizielle Bericht weiter sagt — „zeigte, daß sie die Reise von London in der festen Zuversicht gemacht hatten, ein capitales Stück Arbeit zu machen." Aber ehe sie noch auf dem Schauplatz ihrer That, jenseits des irischen Canals erschienen waren, hatte auch schon die City-Detective-Polizei Nachricht von ihrer Ankunft, und Sergeant Brett, einer der ausgezeichnetsten Detectives von London, folgte ihnen auf dem Fuße. Nach seiner Ankunft in Belfast vereinte sich Brett mit noch drei oder vier anderen tüchtigen Beamten

der Dubliner, Glasgower und Belfaster Polizei und zusammen begannen diese nun ihre Operationen. Am zweiten Tage nun, bei Gelegenheit einer landwirthschaftlichen Ausstellung, hatte ein Mann, seiner Kleidung nach zu urtheilen, ein wohlhabender englischer Pächter, einen großen Haufen um sich versammelt, dadurch, daß er mit ziemlich viel Einsicht und lautec Stimme seine Meinung über Vorzüge und Fehler einiger der ausgestellten Preisthiere äußerte. Brett trat hinzu, um zu sehen, was es gebe; aber sofort erkannte er, daß in dem Anzug des reichen englischen Landbebauers Niemand anders stecke, als „Jem Belcher", ein bekannter Swellmobsman und Dieb von London. Belcher sah, daß er erkannt sei und rief, zur großen Belustigung seiner bisherigen Zuhörer, aus: „O, Mr. Brett! bitte, lassen Sie mich gehen; ich bin hier ja bloß zum Vergnügen! Ich will Alles thun, was Sie wollen, nur, bitte, sperren Sie mich nicht ein." Aber er ward trotz seiner Bitte eingesperrt und des Nachts auf das Schiff gebracht, welches nach London ging. So war Einer von den Londoner Industrierittern „besorgt und aufgehoben". Am anderen Abend war der große Ball, welchen die Stadt Belfast dem Lord-Lieutenant von Irland gab. Nach eingezogenen Erkundigungen hatte Brett Ursache zu glauben, daß der Rest der von London herübergekommenen „cracks" Eintrittskarten hätten, obgleich das Stück zu einem Preise von 2—3 L. St. (13—20 Thaler) verkauft worden war. Brett war sogleich auf dem Platze und stellte sich auf die Treppe, welche zum Ballsaal führte. Er hatte noch nicht lange gestanden, als er zwei Herren erblickte, welche gewählt, aber keineswegs auffallend gekleidet waren. Sie waren anscheinend in einem sehr amüsanten Gespräch begriffen, als sie sich dem Eingang näherten. Sie gingen Arm in Arm, und waren eben im Begriff, ihre Einlaßkarten zu präsentiren, als ihre Augen auf den Offizianten fielen. Augenblicks machten sie Kehrt und — liefen fort, zum großen Erstaunen der übrigen Ballgäste. Sie wurden indessen verfolgt, eingefangen, und gleich ihrem Freund, dem Pächter, in's Gefängniß gebracht und mit dem nächsten Schiff, welches um Mitternacht abging, wieder nach London zurückgeschickt. Sie waren von noch fünf anderen „Gentlemen" begleitet gewesen und Alle zusammen hatten ein Hôtel ersten Ranges

bewohnt, wo sie täglich — Jeder von ihnen — 5 Schilling (1 Thlr. 20 Sgr.) für das Zimmer allein bezahlt und außerdem in allem erdenklichen Luxus geschwelgt hatten. Die fünf „Gentlemen" hatten in jener Ballnacht bereits ihre Zimmer im Voraus bezahlt und ihr Gepäck alle in eine Stube setzen lassen. Aber das Gerücht von den beiden nach London zurückexpedirten Ballgästen verbreitete sich, und keiner von den „Fünfen" ward in dem Hôtel wieder gesehen. Sie ließen ihre Bagage stehen, wo sie stand; aber während der ganzen Belfaster Festlichkeiten ward auch nicht ein einziger Diebstahl begangen! —

Ein andermal freilich machten die sonst so gewandten Londoner Detectives einen argen Schnitzer.

Bei der Eröffnung der großen Industrie-Ausstellung von 1851 nämlich geschah es, daß eine Anzahl von Detectives, welche in das riesenhafte Gedränge des Krystallpalastes vertheilt waren, mehrere Ausländer sahen, deren Blicke in einer ihnen auffallenden Weise hin und her wanderten. Ihr Argwohn steigerte sich, je länger sie das seltsame Benehmen dieser Ausländer beobachteten, zum Verdacht, und sie verhafteten dieselben zuletzt, trotz der lauten und heftigen Verwahrungen, welche diese letzteren im allerbesten Französisch einlegten. Als sie vor den Inspector geführt worden waren, ergab es sich, daß die Gefangenen belgische Polizeibeamte seien, welche auf Requisition des britischen Gouvernements herübergesendet waren, um ein Auge auf die „mauvais sujets" ihrer eigenen Nation zu haben.

Die Swellmobsmen „arbeiten" gewöhnlich zusammen in Banden von drei bis sieben, von denen diejenigen welche „decken", wie es in der Diebssprache heißt, eine Stockung im Gedränge oder dergleichen zu veranlassen suchen, damit die übrigen ihre Hände desto freier gebrauchen können. Eisenbahnen, Theater, Kirchen und Wettrennen sind die Schauplätze ihrer Thätigkeit. In der Regel gehören auch Weiber und Knaben zu der Bande. Die kleine, flinke Hand eines Knaben eignet sich vorzüglich zur Ausführung von Taschendiebstählen. Frauentaschen sind leichter zu plündern, als diejenigen der Männer, weil die im Kleide befindliche Oeffnung derselben größer ist, und sie durch ihre eigene Schwere frei von der Person der Trägerin hängen. Auf die Hosentaschen eines Mannes werden in den offenen Straßen niemals Versuche

gemacht; in einem Gedränge jedoch ist es dem Dieb ein Leichtes, auch diese rein und bis auf den Grund auszuplündern. Es geschieht selten, daß Londoner oder solche, welche das Straßenleben von London kennen, auf diese Weise beraubt werden; das Gewühl der sie umwogenden Masse von Menschen und Pferden, das Donnern der Räder und Hufe auf dem breiten Pflaster, die bunte, schimmernde Pracht der oft bis in ihren Giebel hinauf mit goldenen Lettern bemalten Kaufhäuser und das täuschende Gefunkel der wandhohen Krystallscheiben hat für sie nichts Neues mehr; sie sind zu geschäftig und eilen vorwärts, so rasch als möglich. Landvolk und Ausländer sind das Edelwild der Herren vom langfingerigen Handwerk. Mit ihrem Umherstarren verrathen sie sich ihrem wachsamen Feinde unverzüglich, und mitten in der Bewunderung, die sie für Alles und Jedes haben, was ihrem Blicke begegnet, werden sie eine leichte Beute desselben.

Ferner ist der Omnibus eine bequeme Werkstatt für diese Gesellschaft. Hier associirt sich gewöhnlich ein Mann und eine Frau, die natürlich scheinbar gar keine Beziehung zu einander haben. Dieser Mann nun sucht ältere Damen in ein höfliches Gespräch zu verwickeln, jüngere Damen dagegen durch seine Unverschämtheit in Verlegenheit zu bringen, — er macht z. B. mit seinen Füßen im Stroh, welches den Boden des Wagens bedeckt, unterirdische Angriffe gegen die Beine seines vis-á-vis, oder operirt in der erstickenden Enge des vollgepackten Wagens mit seinen Knieen, bis der jungen Dame, für welche es gegen solche Zudringlichkeiten im Londoner Omnibus überhaupt kein Mittel giebt, vor Scham und Aerger das Blut in den Kopf schießt — einen Moment, welchen die Gehülfin des Mannes dazu benutzt, um die Taschen der Armen in aller Gemächlichkeit zu leeren. Diebstähle dieser Art müssen gegen früher sehr zugenommen haben, denn, während meines letzten Aufenthalts in London bemerkte ich fast in jedem Omnibus angeklebte Zettel mit der Inschrift: „Beware of Pickpockets" (Man nehme sich vor Taschendieben in Acht!) oder „**Warnung!** Die Londoner General-Omnibus-Compagnie wird jeden Taschendieb auf eigene Kosten verfolgen, und die Conducteurs haben Befehl, die strengste Aufsicht gegen dieselben zu üben."

Auch darin zeigen sich Frauen besonders geschickt, ihre Nachbarinnen

in der Kirche zu bestehlen, während das Geschäft des „shop lifting,“ d. h. des Ladendiebstahls, vorwiegend in der Hand der Männer liegt, und zwar so sehr und mit solchem Erfolge wird dieses Geschäft betrieben, daß sich eine Gesellschaft unter dem Namen: „Association for the Prosecution of Shoplifters and Swindlers“ zur Verfolgung derartiger Herren, unter den Kaufleuten von London gebildet hat. Daß es hier namentlich auf die Gold-, Silber- und Juwelenläden abgesehen ist, versteht sich von selbst. Der Reiz den diese Kostbarkeiten ausüben, ist ein doppelter; es ist leichter sie zu stehlen, und sie lohnen die Mühe besser, als andere Dinge, die in ihrem Umfange größer und in ihrem Werth kleiner sind. Es giebt kaum einen Juwelier oder Uhrmacher in der ganzen gewaltigen Stadt, welcher nicht schon einmal wenigstens bestohlen worden wäre. Daher diese Leute denn von einem peinlichen Mißtrauen gegen Jedermann sind, und hätte er sonst auch ein noch so ehrlich Gesicht. Während meines ersten Aufenthalts in London wohnte ich bei einem Goldschmidt in der Nähe von Soho-Square. Die Aengstlichkeit, mit der man mir die Thür öffnete, mich zuerst unter Bewachung eine Weile auf dem Hausflur Quarantaine halten ließ, und dann unter Beobachtung neuer Vorsichtsmaßregeln die Treppe hinauf und in die zu vermiethenden Zimmer führte, war in der That peinigend und unheimlich, und ich würde die Zimmer auch gewiß nicht gemiethet haben, wenn sie mir nicht ganz besonders gefallen hätten. Später, als wir, meine Wirthe und ich, uns erst besser kennen gelernt hatten, gestanden sie mir, daß erst vor Kurzem ein Einbruch in ihre Werkstätte gemacht worden sei, und daß der Schaden sie Vorsicht gelehrt hätte; aber trotz alles Zutrauens, das die Leute zu mir hatten, konnten sie sich nicht dazu verstehen, mir einen Hausschlüssel anzuvertrauen — sehr zum Nachtheil der blonden Mary, der Pförtnerin, welche dadurch zu öftern Malen in ihrer süßesten Nachtruhe unterbrochen wurde.

Alles Gold und Silbergeräth, welches auf diese Weise gestohlen ist, wird sogleich eingeschmolzen, damit es unter allen Umständen nicht wieder zu erkennen ist; und die gestohlenen Uhren werden „umgetauft,“ d. h. der Name oder die Chiffre des Fabrikanten wird herausgenommen und durch neue ersetzt, worauf sie in großer Menge nach Amerika exportirt wer-

den. Uhrendiebstähle gehören zu den häufigsten; sie kommen fast täglich in den Polizeiberichten vor. Ich erinnere mich eines kleinen Uhrmachers aus Liverpool-street, Bishopsgate, also einem der belebtesten Theile der Stadt, welcher im Verlaufe von vier Monaten am hellen Mittage zweimal fast in derselben Weise beraubt worden ist. Er arbeitete nämlich mit einem Lehrjungen von vierzehn Jahren zusammen, ließ ihn in den ganzen vier Monaten nur zweimal auf eine Viertelstunde, wo er einen nothwendigen Gang in die Nachbarschaft hatte, allein, und diese beiden Viertelstunden benützten zwei „shoplifters“ der eine, um dem Jungen die Kehle zusammenzudrücken, damit er nicht schreien könne, der andere, um sämmtliche Uhren, die sich in dem Laden befanden, einzustecken. Gestohlene Uhren gehören in London zu den kleinen Verdrießlichkeiten des täglichen Lebens und am 11. August 1861 stand eine berüchtigte Diebin vor dem Clerkenwell-Polizeihof, vor welcher der als Zeuge auftretende Detective Baldock aussagte, daß sie, unter Anderm, im Verlauf ihrer Diebscarrière bereits 1000 Uhren gestohlen habe! Jener polnische Jude, welcher einigen meiner Leser vielleicht aus meinem „Alltagsleben in London“ erinnerlich ist, hatte also nicht ganz Unrecht, wenn er in diesem Punkte wieder einmal einen seiner köstlichen Sprach-Irrthümer beging. Er sah nämlich vor hunderten von Uhrenläden die Inschrift: „Geneva Watches“, was in der That nichts weiter heißen soll, als: „Genfer Uhren“. Er aber nahm „Geneva“ für das Wort, welches in der jüdischen Sprache „Diebstahl“ heißt, und rief nun im gerechten Unmuthe seines Herzens aus: „Daß man hier Uhren „gannevt“ (stiehlt), das habe ich schon gewußt; daß man hier aber mit Geneva-Uhren (mit gestohlenen Uhren) handeln darf, das habe ich noch nicht gewußt.“

Alle die bisher geschilderten Arten des Diebstahls erfordern Schlauheit, Leichtigkeit der Hand und Geschicklichkeit mehr als Stärke und Kühnheit. Dieser Klasse nun, deren oberste Stufe der Swellmobsman einnimmt, steht die andere der „craksmen“, oder Hauseinbrecher gegenüber. Seitdem das sogenante „Ticket-of-leave“ System in Uebung ist, hat sich dieser Zweig der Dieberei zu einer unerhörten Blüthe entwickelt. Ticket-of-leave-Männer heißen diejenigen Verbrecher, welche zur Transportation verurtheilt waren, nach mehrjähri-

gem guten (namentlich „frommen") Verhalten in der Kolonie aber mit einem „Entlassungsschein" (tiket-of-leave) begnadigt wurden, welcher unter der Bedingung des Wohlverhaltens gilt, und sie im Betretungsfalle eines neuen Verbrechens mindestens zu Gefangenen auf Ewig macht. Es haben sich viele Bedenken gegen dieses System erhoben, welches einen durch viele Kerkerjahre und das Kolonial-Leben verhärteten Sünder auf Einmal wieder in die Gesellschaft zurückführt, welche den Gebrandmarkten perhorrescirt, und die Erfahrung hat gezeigt, wie gerecht diese Bedenken waren. Es ist nichts Seltenes, daß — seit London von diesen brodlosen Verbrechern voll ist — Banden derselben mit Kreppmasken und tödtlichen Waffen, plötzlich im Schweigen der Nacht vor dem Bett eines sorglosen Schläfers erscheinen, und ihr Schlachtopfer, nachdem sie es beraubt und ausgeplündert haben, gebunden und geknebelt, in Angstschweiß gebadet, liegen lassen, und einem meiner besten Freunde, dem Herausgeber eines der Londoner Blätter, ist es vor nun zwei Jahren (1860) passirt, daß er am hellen Tage und im Fleet-street, unweit Temple-Bar, im belebtesten Theile der Stadt, von zwei Schurken dieser Art überfallen, „garottirt" und vollständig ausgeplündert worden ist. Das „Garottiren" (garotting) ist eine neue Form des Ueberfalls von Hinten, indem dem zur Beraubung Ausersehenen plötzlich eine Schlinge um den Hals geworfen wird, die ihm auf der Stelle die Sprache, zuweilen das Bewußtsein raubt, und „garottirt" zu werden, ist seit kurzer Zeit eine Angst, die den nicht verläßt, welcher in vorgerückter Nacht eine menschenleere Straße oder einen einsamen Square zu passiren hat.

Einige dieser Räuber sind so erfahren in ihrem Handwerk, daß keine Erfindung von Schlössern oder Riegeln im Stande ist, sie fern zu halten. Man kann sich denken, wie sehr die Polizei gerade hinter diesen Leuten her ist; aber nicht immer mit dem gewünschten Erfolge. Ein besonders wachsames Auge haben sie auf die unbewohnten Häuser, welche die Diebe womöglich zu einer Art von Basis für ihre Operationen gegen die bewohnten machen. Sie kriechen während der Abenddämmerung, wenn die Einwohner gewöhnlich in dem Eßzimmer zu ebner Erde versammelt sind, an den Vormauern entlang, und lassen sich dann in die Schlafzimmer nieder, welche stets die oberen

Stockwerke des schmalen Londoner, stets nur von einer Familie bewohnten Hauses einnehmen. Hier sind die Diebe um die angegebene Zeit ziemlich sicher vor Störung, und eben so unbelästigt können sie später ihren Rückzug durch das unbewohnte Nebenhaus machen. In neuester Zeit sind nicht einmal die Fremden in den besten Hotels gegen solche Besuche geschützt. Die Londoner Diebe sind für die äußerst sinnreiche Methode, Schlafzimmer betreten zu können, selbst wenn ihre Bewohner dieselben von Innen verschlossen, den Yankees verbunden. Das Ende des Schlüssels nämlich, welches aus dem Schlosse nach Außen hervorsteht, wird zwischen eine Stahlzange gefaßt, und also öffnet sich Thür ohne die geringste Gewalt und den mindesten Lärm, während der müde Reisende in eingebildeter Sicherheit schläft.

Zwischen beiden Klassen von Dieben giebt es in London eine dritte, ihrem Wesen und Umfange nach ziemlich schwankende; diejenige nämlich der professionsmäßigen Bettler. Professionsmäßige Bettler sind fast ausnahmslos auch Diebe; aber da sie sich gewöhnlich aus dem niedrigsten Theil der Bevölkerung rekrutiren, so erreichen sie niemals einen von den beiden höheren Rängen in der Gesellschaft der Londoner Diebe. Sie beschränken sich auf kleine Entwendungsfälle und schlaue Versuche, die ehrlichen Leute zu betrügen. Sie sind, ihrem Leben nach, eine wandernde Klasse. Sie reisen von einer englischen Stadt zu der andern, nicht in den schmutzigen Lappen, in welchen wir sie auf den Straßen während ihres Tagewerkes zu sehen gewohnt sind, sondern in guten Kleidern. Die Lappen werden von ihren Weibern als Reisebagage mitgeschafft, und erst dann angezogen, wenn sie sich den Orten nähern, in welchen sie betteln wollen. Bei einem dieser wandernden Bettler ward eine Art von Tagebuch gefunden, in welchem derselbe die von ihm besuchten Orte und Personen, den Charakter, unter welchem er sie besucht, und den Erfolg, welchen er dabei gehabt registrirt hatte. Mr. Hallyday giebt einige Mittheilungen aus diesem Tagebuche. Als der Bettler, von welchem es herrührt, einen Geistlichen besuchen wollte, erkundigte er sich zuvor nach den Ansichten und Steckenpferden desselben, um sich denselben genau anschließen zu können. Auf die Wittwe eines Seekapitains machte er durch einen vorgeblichen Sohn, welcher im Schiff des Verstorbenen Proviantmeister gewesen sein sollte, einen so tiefen

Eindruck, daß sie ihm 2 £ gab. In Lincoln fand er einen Herrn, welchen er als einen großen Abolitionisten des Sklavenhandels in sein Memorandumbuch eintrug. Er besuchte ihn als „Handelsmann, welcher sein ganzes Vermögen dadurch verloren, daß er einem Schiff voll weiblicher Sklaven beistand." Für diese Tapferkeit erhielt er 5 £, und trug in sein Buch folgendes Special-Memorandum ein: „N. B. Muß noch einmal bearbeitet werden, denn er ist gut." In Grantham bequemte er sich in die Launen eines „literarischen Gentleman," welcher Schauspiele und Romane schrieb. Er machte seine Aufwartung in der Eigenschaft eines „abgebrannten Buchhändlers", und er erhielt nicht blos 2 £, sondern auch ein Exemplar von den Werken seines Gastfreundes. Hierauf bezieht sich folgende Stelle seines Registers: „Gab mir ein paar von seinen eigenen Büchern zu lesen — solcher Unsinn — in dem einen kommt ein Bettler vor — gleicht einem Bettler nicht mehr, als ich Robert Peel — ging wieder zu ihm am 5. — sagte ihm, daß ich es für wundervoll hielte und für das beste Buch, welches seit dem Vicar von Wakefield herausgekommen — gab mir noch 1 £ — sehr guter Mann — muß ein Auge auf ihn haben." — Ein noch größerer und rascherer Erfolg, obgleich plötzlich gehemmt, ist in folgenden Abbreviaturen verzeichnet: „Mrs. Seddick — Wittwe — Cranky Baptistin — (besuchte sie) als Mitglied ihrer Secte, wegen Verfolgung weltlich gesinnter Verwandten — 10 £ — gab mir ihre Londoner Adresse — gut für 5 £ jährlich — erkannte den Polizei-Inspector — muß heute Nacht fort." —

Bei der gewerbsmäßigen Ausbildung, welche das Bettel- und Diebshandwerk in London erreicht hat, ist es eine Frage, wol werth aufgestellt und beantwortet zu werden, wie und wo die einzelnen Mitglieder dieser Zunft die dazu gehörenden Practiken und Handgriffe erlernen, und auf welche Weise sie sich, mit Einem Wort, zu ihrem schwierigen Berufe vorbereiten? Es wird unsere Leser gewiß nicht wenig verwundern, zu erfahren, daß die Gesellschaft der Diebe ihre Schulen und Akademien eben so gut hat, als die bürgerliche Gesellschaft die ihren. Wie schon oben bemerkt wurde, sind die Diebe nicht Diebe aus freier Wahl, sondern meistens sind sie dazu geboren worden. In jedem verrufenen Verbrecher-Quartier giebt es eine Menge von

Kindern, welche niemals ihre Eltern kannten, welche von den alten Dieben ernährt und gekleidet und von diesen angehalten werden, durch kleine Diebstähle zu ihrem Lebensunterhalt beizutragen. Diejenigen Kinder aber, welche Eltern haben (es giebt sehr viele legal verheirathete Diebe, wie wir aus dem Bericht eines Geistlichen sehen, auf welchen wir zurückkommen), werden in Bezug auf ihren Unterhalt sich selbst überlassen, sobald ihre Eltern eingekerkert oder transportirt werden, und fallen alsdann den professionellen Diebszüchtern in die Hände. Gereizt durch Hunger, angespornt durch harte Behandlung und gewandt gemacht durch eine wachsame Erziehung, ist diese Klasse von Dieben vielleicht die zahlreichste, die waghalsigste, die verschmitzteste und verstockteste. Dies sind die sogenannten „Buznapper's", und die Schule, in welcher diese jungen Diebe erzogen werden, heißt „Buznapper's Academy".

Es ist erstaunlich und kaum zu glauben, wie ganz schulgerecht und pädagogisch man in diesen Akademien zu Werke geht, wie man die Diebsschüler praktisch und theoretisch belehrt, und wie man sie dressirt gleich jungen Soldaten. Man setzt ihnen angezogene Puppen gleich den Modellpuppen der Maler hin, an welchen sie ihre ersten Uebungen machen müssen, und für die fortgeschrittenere Klasse der Schüler dienen die Lehrer selbst, in allen möglichen Stellungen, als Gegenstände, an denen sie sich üben müssen. Hält man sie für gewandt genug, so werden sie auf die Straße geschickt, um nun im Leben zu bewähren, was sie in der Schule gelernt. Es wird gesagt, daß sich in einem schmutzigen Hofe in der Nähe von Hatton-Garden — jenem einst so classischem Grunde, auf welchem Mr. Wicherley der Gräfin von Drogheda seine Liebeserklärung und seinen Heirathsantrag machte, nunmehr eine solche Diebsschule befinde. Einer der berühmtesten Diebszüchter, bis vor wenigen Jahren noch ein rüstiger Besucher aller öffentlichen Lustbarkeiten, war Mr. Clarke. Seine Akademie befand sich auf der Surreyseite der Themse. Er liebte es namentlich, Wettrennen zu besuchen, er selbst gekleidet in das tiefste Schwarz, und seine jungen Gehülfen in schwarze Tuchjacken, und niedergeklappte weiße Hemdkragen. Die ganze Gruppe stellte dem unbefangenen Beobachter das traurige Bild eines Wittwers dar, welchem

eine Schaar unerwachsener Kinder zurückgelassen war, um den Verlust einer geliebten Mutter zu beklagen. Ihre Erscheinung entwaffnete den Argwohn, und das allgemeine Mitleid machte es ihnen möglich, die Taschen aller Umstehenden in der größten Muße zu leeren. Das Schicksal jedoch von zweien dieser also im Laster und Heuchelei erzogenen Kinder macht eine erfreuliche Ausnahme von dem Satze: „Einmal ein Dieb, immer ein Dieb". Diese beiden ehemaligen Akademiker versuchten es, als Droschkenkutscher ehrliche Leute zu werden, und ihr Versuch gelang ihnen so gut, daß sie beide jetzt zu den reichsten Droschken- und Omnibus-Eigenthümern von London gehören.

Wir kommen nun, am Schluß unserer Untersuchungen, welche sich zum Theil auf aktenmäßige Darstellung zum Theil auf eigene Erfahrung stützen, zur Beschreibung der Diebesquartiere und Diebessprache von London. In den Zeiten des alten Polizeisystems hatten die verschiedenen Klassen der Diebe ihre bestimmten Versammlungshäuser, in welchen sie sich regelmäßig trafen, die sogenannten „flash-houses". Die Polizei von damals hatte so wenig gegen die Existenz dieser Häuser, daß sie dieselben vielmehr begünstigte, weil man in ihnen die Diebe besser controliren und — fangen konnte. Seit fünfzehn Jahren aber sind die letzten dieser „flash-houses", welche in den Geheimnissen von London ehemals eine so große Rolle spielten, ausgerottet. Die Diebe von London haben nicht länger ihre eigenen Wirthshäuser und unterirdischen Versammlungslocale; sie müssen sich nun schon mit dem Raum begnügen, welchen ihnen die ehrlichen Leute vor den Schnapstischen und Bierbänken lassen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß es nicht noch berüchtigte Häuser genug gäbe in dem Straßennetz um Seven Dials, in den Nebengassen von St. Martin's Lane und in den Quartieren von Eastcheap und Whitechapel am Wasser. Ich möchte Niemandem rathen, Abends in diese Kneipen zu gehen, wenn die großen Lagerhäuser geschlossen, die Stimmen des Geschäfts verstummt und Männer von wildem Aussehen, Frauen der allerliederlichsten Sorte die Einzigen sind, welche in der ungeheuren Einöde dieser bei Tag so bewegten und bei Nacht so schauerlich stillen Welt zurückgeblieben sind; ich möchte es wenigstens Niemandem rathen, welcher nicht zu seinem Begleiter einen

Policeman oder zwei hat. Solch' berüchtigter Häuser, in welchen der Romandichter noch immer treffliche Figuren für seinen Zweck und Situationen finden kann, die auf keinen Leser ihre Wirkung verfehlen werden, giebt es noch genug, wie gesagt, und mir selber wurde als ein solches z. B. das „Bull Public-house," in der Nähe von Londonbridge gezeigt; aber diese Häuser stehen nicht mehr unter dem besondern Schutz der Polizei, wie ehedem in den guten alten Zeiten, sondern werden von ihr verfolgt und hart bedrängt, und man liest alle Tage von solchen Wirthen, denen die fernere Concession entzogen worden. Von den sieben oder achttausend Dieben der Metropolis ist nur der kleinere Theil mit einander bekannt; sie sind in der That in so viele Classen und Sectionen gesondert, wie die ehrlichen Leute. Unter sich in diesen Sectionen sind sie aber sehr vertraut. So las ich von einem Manne, des Namens John Miller, der im September des Jahres 1860 vor dem Lambeth Police-Court wegen versuchten Taschendiebstahls stand. Der Police Constable, welcher ihn verhaftet hatte, wies vielfache Verurtheilungen des Gefangenen nach, deren erste vor sechzehn Jahren bereits stattgefunden hatte. Er war jedem Diebe in seinem Quartiere als der „Barrister" (Advocat) bekannt, und wurde für einen vorzüglichen Rathgeber in rechtlichen Angelegenheiten gehalten. „Als man ihn bei seiner Inhaftirung untersuchte, fand man bei ihm," so lauten die Worte des offiziellen Berichts, „ein amtliches Exemplar der Aussagen, welche in letzter Woche vor diesem Hof in Sachen des wegen Taschendiebstahls angeklagten Johny Malone aufgenommen worden, und die rohe Skizze einer Vertheidigungsschrift für denselben."

Denn wunderbar ist es, wie innig die Brüderschaft der Diebe zusammenhält und wie vollständig die Organisation derselben ist. Man kann in der That behaupten, es herrsche eine Art von Freimaurerei unter ihnen, welche sie auf das Leben nicht bloß, wie diejenige der ehrlichen Leute, sondern auch auf den Tod verbinde. In diese Diebsquartiere soll jener Geistliche unser Führer sein, von welchem wir oben gesprochen. Wir kennen seinen Namen nicht; aber in dem Artikel des „Cornhill Magazine" (September 1860) in welchem er seine Erfahrungen und Beobachtungen mittheilt, erzählt er uns, daß es seine freie Wahl gewesen, jahrelang mit den Dieben zu verkehren, ihre

Gesunden ermahnend, ihre Kranken tröstend, ihre Todten begrabend. In diesem engen und jahrelangen Verkehr war die organisirte Diebsbrüderschaft das Erste, was ihm auffiel. „Sie (die Diebe)" sagt er, „wählen irgend ein besonderes Quartier für ihren Aufenthalt, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß drei oder vier benachbarte Straßen ganz von ihnen in Besitz genommen werden. Häuser an sie zu vermiethen, ist keineswegs ein ganz schlechtes Geschäft, denn sie bezahlen hohen Zins und bezahlen ihn regelmäßig, um nicht aus der Nachbarschaft vertrieben zu werden."

Das Aeußere des Diebsquartiers ist gemeiniglich dumpf und schmutzig, aber bei weiten nicht so räuberhaft, als man sich einbilden möchte. Auch ihr Betragen ist ruhiger und ordentlicher, als gewöhnlich behauptet wird; sie sagen, es bezahle sich nicht, auf ihrem eigenen Territorium Unfug zu treiben.

Aber wenn dies die Regel ist, so hat sie auch ihre Ausnahme. Wir haben noch ganz vor Kurzem, im August 1861, von einem Scandal in einem solchen Diebsquartier gehört, welcher in dem Wortlaut des Polizeiberichts sogar die Dimension einer „Schlacht" annahm. Zu der angegebenen Zeit erschien nämlich vor dem Lambeth-Polizeihof eine Deputation der Kirchspielbewohner von Lambeth, begleitet von dem Secretair der „Gesellschaft zur Unterdrückung liederlicher Häuser 2c." um die Aufmerksamkeit des Magistrats auf den schimpflichen Zustand von Waterloo-Road und dessen Nachbarschaft, sowie auf das beunruhigende Betragen der Diebe und verworfenen Charaktere zu lenken, welche sich dort angehäuft haben. Wir lernen aus dieser Polizeiverhandlung ein neues Diebsquartier kennen, und werden in unserer Ansicht bestätigt, daß das Elend von London nicht selten auf der Rückseite seiner stolzesten Paläste, und das Laster sehr oft in dem Umkreis seiner ehrwürdigsten Kirchen wohnt. Der Distrikt von Lambeth, auf dem rechten Themseufer, dem Parlament von Westminster gegenüber, ist ausgezeichnet durch den Palast, in welchem seit ältester Zeit die Erzbischöfe von Canterbury residirten, und durch die Kirche in englisch-gothischem Styl, in welcher sie seit dem 13. Jahrhundert consecrirt worden sind. Waterloo-Road ist die große Straße, welche, sich anschließend an Waterloo-Bridge, vom Strand in diese Gegend und zu

einem der Hauptbahnhöfe der Stadt, Waterloo-Station, führt. Wer würde in einem so guten und belebten Theil der Stadt ein Diebsquartier vermuthen? Aber so ist es; und wir lesen im Polizei-Bericht, „daß Waterloo-Road und seine Nachbarschaft sich seit einiger Zeit in einem höchst gesetzlosen Zustand befinden. Granby-street, eine Nebenstraße von Waterloo-Road, ist das Hauptquartier einer sehr entsittlichten Bevölkerung, deren männlicher Theil aus Costermongers und Dieben besteht. Die Polizeimacht ist nicht hinreichend zur Beschützung dieser Gegend. Die nächste Veranlassung zur Klage bildete eine Art von Schlacht, welche sich mehrere Nächte hindurch erneuerte. Sie entstand aus einem Streite zweier Weiber, deren eine die Geliebte eines Diebes und deren andere die Frau eines Costermongers war. Die Diebe rotteten sich auf der einen, die Costermongers auf der andern Seite zusammen; dann rückten sie gegeneinander und es kam zu den grauenhaftesten Scenen ꝛc." — — Die Haupträdelsführer wurden von dem Magistrat vor das Geschworengericht verwiesen. —

Die Personen, welche Schlupfwinkel der geschilderten Art regelmäßig besuchen und in ihnen wohnen, sind in den Augen der Polizei unwiderruflich compromittirt, und der Argwohn des Gesetzes spricht in allen entscheidenden Fällen gegen sie. Dabei herrscht ein immerwährender kleiner Krieg zwischen den Dieben und der Polizei, der zuweilen das Ansehen eines ganz gehörigen Rechtsstreites über constitutionelle Privilegien annimmt — darüber z. B., ob man es ihnen verbieten könne, auf ihren eigenen Haustreppen vor der Thüre zu sitzen oder über das Gitter ihres Hofraums hinüberzurauchen. Manch' ein Dieb hat das Recht in kleinen Streitigkeiten dieser Art bis zur letzten Instanz verfolgt, denn es ist buchstäblich wahr, daß sie ihre hergebrachten Ansichten über die Respectabilität ihres Districtes haben, und daß die bessere Klasse der Diebe sehr aufgebracht wird, wenn man ihren Freiheiten und Rechten als britische Unterthanen zu nahe tritt. Indem man nun in das Innere des Diebsquartiers weiter vordringt, wird man allmälig mit einem vollständig organisirten System der Dinge bekannt, von welchem die Außenwelt Nichts weiß, und in welches sich zu mischen keinem Fremden gestattet ist. Sie haben ihre Läden und ihre Kaufleute, ihre Logirhäuser und ihre eigenen Verhal-

tungsregeln, eine höhere und eine niedere Klasse — kurz ein **imperium in imperio**, welches sie im beständigen Kampf gegen die Polizei beschützen und vertheidigen. Sie sind wohlthätig gegen einander. Jeder Genosse, welcher aus dem Gefängnisse kommt, findet Wohnung, Nahrung, Freunde bei ihnen. Sie sorgen für die Kinder der Verstorbenen. Sie haben eine Sprache geheimer Zeichen und Worte, welche nur sie selbst gänzlich verstehen; und ein Wink, welchem der Vorübergehende keine Aufmerksamkeit zollt, würde ihn vor Angst erzittern machen, wenn er dessen Sinn verstände. Vermittelst dieser Zeichen und Paßworte kann der Dieb von Stadt zu Stadt wandern und überall sicher sein, eine Heimath und Gesellschaft verwandter Geister zu finden!

Der Geistliche, dessen Beobachtungen wir hier mitgetheilt haben, giebt nicht an, welches Quartier er im Auge gehabt bei seinen Schilderungen, „denn, indem ich diesen Artikel schrieb," sagt er, „hatte ich nicht die Absicht, das Zutrauen der Diebe zu verrathen, oder einen einzigen schuldigen Namen zu nennen." Aber seine Mittheilungen passen so ziemlich auf Alles, was man auf anderem Wege über die Londoner Diebsquartiere von St. Giles's und der untern Themsegegend vernommen. Hier wie dort, derselbe wandernde und schwankende Character der Bevölkerung. Die Diebe wechseln in ihren Quartieren, sobald ein begangenes Verbrechen die alte Wohnung als unsicher erscheinen läßt, und obgleich es einige giebt, welche dauernde Bewohner zu sein scheinen, so kann man doch kaum von einem Tag zum andern unter sie gehen, ohne frischen Gesichtern zu begegnen, von denen einige aus fremden Städten, andere aus dem Gefängniß und den Colonien kommen.

Das häusliche Leben in diesen sectionsweis geschiedenen Quartieren, von denen man annimmt, daß St. Giles's dasjenige der „Swellmobsmen," und die Themsegegend dasjenige der „Cracksmen" sei, ist so ziemlich dasselbe. Schwankend zwischen dem Gefängniß und den Ausschweifungen ihrer Freiheit, haben sie den Character von Männern, deren Leben ein ewiges Wagen und Wetten ist. Sie verbringen ihre Zeit, wenn sie nicht bei der „Arbeit" sind, mit Spielen, Rauchen, Trinken Tanzen, Musiciren und Anhören der abentheuerlichen Erzählun-

gen ihrer Cameraden. Dabei verdient es bemerkt zu werden, daß der professionelle Dieb sich nie betrinkt. Er weiß, daß sein Gewerbe ein verzweifeltes ist, welches die ganze Summe seines Bewußtseins, seiner Stärke und Zurechnungsfähigkeit erfordert, ebenso wie bei dem ehrlichen Manne, wenn nicht noch mehr.

Wenn nun auch die Specialität der Diebe und ihre sectionsweise Verschiedenheit so stark ausgeprägt ist, daß ein Taschendieb so wenig einen Einbruch begeht, als ein Tischler ein Paar Stiefeln zu machen pflegt; wenn diese Sonderung sogar so weit geht, daß der Dieb der einen Classe den der andern weder erkennt, noch die besonderen Ausdrücke und termini technici derselben begreift: so giebt es doch eine allgemeine Diebssprache, welche die Diebe und Vagabonden aller Classen, — ja mit einigen mehr oder minder beträchtlichen Abweichungen, sogar aller Länder verstehen sollen.

In Deutschland heißt diese Diebs- und Vagabundensprache Rothwälsch, in Frankreich **Argot**, in Italien **Gergo**, in England **Cant**, oder Bettler-Französisch und Griechisch von St. Giles's. Die englischen Bettler und Diebe sind für ihre besondere Sprache zunächst den Zigeunern verpflichtet, welche in England in der ersten Zeit Heinrichs VIII. landeten. Das englische Volk betrachtete sie zuerst wie man jetzt vielleicht in einer entfernten Colonie eine Schauspielertruppe betrachten würde. Sie brachten all ihre östlichen Künste mit sich, ihren Hang zum Vagabundiren, ihre eigene Sprache, gaben sich selber für Egypter aus, und wurden auch wirklich dafür gehalten. „Ausländisch Volk, die sich Egypter nennen," heißt es in einer gegen sie gerichteten Proclamation von 1530, nachdem sie bereits durch Dieberei und Landstreicherei angefangen hatten, eine gemeinschädlich Plage zu werden. Ja, ihr heutiger Name in England, „gipsey," ist nichts anderes, als eine verdorbene Form von „Egyptians." Vagabundiren steckt an. Der müßige und verbrecherische Auswurf der englischen Gesellschaft nahm sich ein Muster an den „gipseys," und lernte von ihnen, wie man durchs Land ziehe, unter Hecken und Bäumen schlafe, wahrsage und das Vieh bespreche.

Nach Harman's im Jahre 1566 erschienenem „Ein Schutz gegen gemeine Landstreicher, gewöhniglich genannt Vagabonen" — dem

ersten und jetzt äußerst seltenen Buche über diesen Gegenstand — gab es, schon zwölf Jahre nach der Landung der Zigeuner in England, Banden einheimischer Landstreicher, welche ihre Versammlungsplätze, ihre zu Raub und Plünderzügen ausgewählten Districte, und ihre allgemeinen Verhaltungsregeln unter einander hatten. In einigen Fällen vereinigten sich Zigeuner mit den englischen Banden, zuweilen englische Landstreicher mit den Zigeunern. Aus diesem für beide Theile heilsamen internationalen Verkehr entwickelte sich mit der Zeit eine so innige Gemeinschaft, daß das Volk sie bald als zu Einer Familie gehörig betrachtete — Alle waren Gauner und Alle von Egypten! Die große Schwierigkeit zwischen beiden war nur die Sprache; die Engländer konnten sich nicht an die Zigeunersprache, die Zigeuner sich nicht an die englische Sprache gewöhnen.

Da wurde ein wunderliches Compromiß gemacht, indem man aus der Zigeunersprache, dem Alt-Englischen des 16. Jahrhunderts, und einer Menge von Worten, welche die Zigeuner aus aller Herren Länder mitgebracht hatten, eine neue Sprache mischte, welche sich als Diebssprache von England bis auf diesen Tag erhalten hat.

Das „imperium in imperio", jener Staat im Staate, welchen wir eben geschildert, hat also nicht blos seine eigene Verfassung, sondern auch seine eigene Sprache. Aber noch mehr: die Wanderstämme Englands — und der anderen Länder vermuthlich auch — haben ihre geheimen Zeichen und symbolischen Figuren, durch welche sie allen nach ihnen kommenden Dieben, Bettlern, Vagabunden und Hausirern Rath und Nachricht geben, und auf diese Art ist ganz England über und über mit Bettler-Wegweisern und Vagabunden-Marksteinen besäet. Wohlverstanden hier ist immer nur die Rede von England und nicht von London. Denn London wird als die Heimath der Diebe und Vagabunden angesehen, in welcher also eine derartige Zurechtweisung unnütz und überflüssig wäre, weil jeder in seinem eigenen Gebiete sich zurechtfinden kann und andererseits auch die Londoner für zu schlau gehalten werden, um sich durch Bettlerweisheit übertölpeln zu lassen. Für das Land aber ist das oben Gesagte, so seltsam wie es auch klingen mag, buchstäblich wahr, und es fehlt nicht an offiziellen Beweisen dafür aus der jüngsten Vergangenheit. So sagt Herr Raw-

linson aus dem Kirchspiel Havant, Hampshire, in einem, dem „General Board of Health" erstatteten Bericht: Es giebt eine Art von Gauner-Literatur, und die Eingeweihten verständigen sich durch geheime Worte, pantomimische Zeichen und Hieroglyphen. Diese Vagabunden-Merkzeichen kann man in Havant an Straßenecken, an Thürpfosten und auf Treppenstufen sehen. Nichtssagend, wie diese Zeichen auch erscheinen, unterrichten sie doch den vorbeiziehenden Landstreicher über Alles, was er zu wissen nöthig hat, und ein paar weiße Kritzeleien sagen ihm: „kehre um" oder „geh weiter".

Aber trotz der geringen Meinung, welche die Landstreicher von dem Verstand der englischen Landbewohner haben, sind diese doch bereits hie und da hinter das Geheimniß dieser Bettler-Freimaurerei gekommen, und die englischen Provinzialblätter wiederholen von Zeit zu Zeit ihre Warnungen und Rathschläge dagegen. „Man prüfe", heißt es in einem dieser Blätter, „die Straßeneingänge in jeder beliebigen Stadt, und man wird Kreidezeichen finden, unverständlich für jeden Uneingeweihten, aber deutlich genug für die Bettler. Wollte man auch tausend Städte untersuchen, so würde man an jeder Straßenecke dieselben Zeichen finden. Diese Straßenmarke besteht aus einer Chiffre mit einem gewundenen Schwanze; in einigen Fällen weist der Schwanz in die Straße hinein, in anderen zeigt er heraus, dadurch andeutend, ob es der Mühe werth sei, bei den Häusern derselben sein Glück zu versuchen oder nicht.

Außerdem hat jede einzelne Thür ihre Marke. Ein Kreuz bedeutet: „Nicht gut; zu arm, und wissen zu viel." Ein Halbkreis nebst Kreuz: „Halt; wenn du hast, was sie gebrauchen können, so werden sie kaufen. Sie sind ziemlich schlau." (Scheint ein Fingerzeig für Hausirer zu sein.) Ein verschobenes Viereck: „Gut; sicher bekommt man hier eine halbe Kartoffel, wenn nichts Besseres. Sprich hier nicht viel." Ein Quadrat: „Nicht günstig. Man kann hier gegriffen werden. Nimm dich vor dem Hund in Acht." Ein Dreieck: „Verdorben; schon zu Viele dagewesen." Ein Kreis mit einem Punkt darin: „Gefährlich; man kann sich hier einen Monat Gefängniß holen." Ein Kreis mit einem Kreuz darin: „Fromme Leute, aber nicht dumm."

Wir verdanken diese köstlichen Erörterungen einem Londoner Antiquar, dessen Buch (A Dictionary of Modern Slang, Cant and Vulgar Words. London, 1860.) ein wahres Schatzkästlein der Gauner-Philologie ist. Wir erfahren durch ihn auch, daß ein Landgeistlicher folgende Probe mit den angegebenen Hieroglyphen gemacht: Er kreidete das Quadrat und den Kreis mit dem Punkt auf die Thorpfosten seiner Pfarre, und siehe da, von demselben Augenblick an erfreute er sich einer so gründlichen Immunität von Bettlern und Almosensuchern aller Art, als habe sein Haus mit den Hieroglyphen nicht mehr Anziehungskraft für sie, als etwa ein Obelisk oder eine Pyramide in der Wüste.

Doch nicht genug mit diesen Merkmalen und Zeichen, um sie zu leiten, wenn sie auf der Straße sind: es giebt auch Situations-Karten für die Gauner, um sie zu orientiren, so lange sie noch in der Herberge sind. In fast jeder dieser Landstreicher-Herbergen findet sich über dem Küchenheerd, um welchen sie sich zu versammeln pflegen, solch' eine Districtskarte mit Kreide auf die russige Wand gezeichnet. Unser Antiquar giebt uns in seinem Buche eine getreue Copie von einer derselben. Er bekam sie von den Hausirern und Landstreichern, mit welchen er sich zu seinen literarischen Zwecken in Verbindung gesetzt hatte. Es ist ein so wunderliches Product der Kartographie, wie sie bis dato wol kaum einem Statistiker oder Geographen unter die Augen gekommen. Die dargestellte Oertlichkeit ist die Gegend von Maidstone, in Kent, und man sagte dem Antiquar, daß der Zeichner der Karte ein „screever" sei, d. h. einer von jenen Londoner Künstlern, welche im Auftrage von Speculanten Figuren und Scenen an kahle Mauern und Wände malen, für deren Besichtigung alsdann Lehrjungen, Dienstmägde, Matrosen und andere Kunstverständige einen Penny zahlen. Ich sah dergleichen „Fresken" an den wüsten Lagerhausmauern in der Nähe der London Docks.

Doch zurück zu der Karte. Sie trägt die Ueberschrift: „Wege außerhalb dieser Stadt", und besteht aus einer Reihe sich kreuzender Linien und einer Menge der mit den oben erläuterten Hieroglyphen markirten Häuser. In der linken Ecke ist ein Frauenzimmer abgebildet, welches die Arme lustiglich in die Seite stemmt und mit dem

erklärenden Zusatz: „¾ Sarah" bezeichnet ist. Wer „Drei-Viertel-Sarah" ist, und was die eigenthümlichen Vorzüge der also genannten Dame sein mögen, weiß der Antiquar nicht genau anzugeben; doch vermuthet er, daß sie eine öffentliche Persönlichkeit von Renommée unter den Landstreichern und, nach ihrer Stellung zu urtheilen, eine gute Tänzerin sein müsse. Unter dieser Drei-Viertel-Sarah haben die Bettler ihre Tageserute zusammengerechnet, im Betrage von 13 Schilling (4 Thlr. 10 Sgr.), und zur Rechten befindet sich die ziemlich getreue Abbildung eines Hausirers. In einer von den Linien heißt es: „Nach Dover, der nahe Weg"; in einer andern: „Hier hinauf".

Soweit hat Alles einen geschäftsmäßigen, man könnte fast sagen soliden Anstrich; aber schauerlich ist es, zu erfahren, und zwar aus jenem bereits citirten amtlichen Bericht des Herrn Rawlinson, daß diese Hieroglyphen sogar bis zu der Schwelle zwischen dem Diesseits und dem Jenseits laufen, und daß noch vom Galgen herab die Signale des Vagabondenthums leuchten. „Ein rothes Taschentuch, welches der zum Tode geführte Verbrecher in der Hand hält, ist ein Zeichen, daß er stirbt, ohne einen seiner Mitschuldigen oder eines ihrer Geheimnisse verrathen zu haben!"

Der Galgen ist der beständige Hintergrund und das letzte Ziel der englischen Vagabonden-Republik, und einem von den gräßlichen Schauspielen, welches er der rohen Menge von London so oft gewährt, wollen wir in der nächsten Skizze beiwohnen. Denn der Galgen von Newgate oder Horsemonger-lane ist ein Gegenstand, welcher nicht fehlen darf in der Schilderung von „Tag und Nacht in London".

11. Der Galgen von Horsemonger-Lane.

Nachts zwischen 2 und 3 Uhr pochte es plötzlich tief und dumpf an meiner Thür. — Dies sind jetzt fast zwei Jahre. Es war im September.

Ich erinnere mich noch wol, wie schauerlich es war — mitten in der Nacht plötzlich aufzufahren und von tausend Gedanken, die der Schlaf auf eine Weile verscheucht hatte, aufs Neue bestürmt zu werden. London war mir nie so trübe erschienen. Die bevorstehende Hinrichtung eines Menschen, dessen Prozeß die öffentliche Aufmerksamkeit lange beschäftigt hatte, die vielen Mordthaten außerdem, die Selbstmorde, die Unglücksfälle, von denen jede Zeitung berichtete — das alles drückte auf das Gemüth, und in der trüben Nebelluft schien etwas zu liegen, was die Seele beklemmte, quälte und ängstigte. Sie hatte den Geruch der Verwesung und die bleiche Trauerfarbe eines Leichenhauses.

Das Pochen an meiner Thür jedoch hatte zu seinem harmlosen Urheber meinen Barbier von der Ecke der Sherrard-street, einen gemüthvollen Jüngling aus der Rheinpfalz, welcher mir versprochen hatte, mich zu dem Orte zu begleiten, wo der Verbrecher gehenkt werden sollte, welcher Geliebte, Mutter und zwei jüngere Brüder mit einem Messer und in einer Viertelstunde ermordet hatte. Der Mörder hatte vor der Jury und bis zum letzten Momente die That geleugnet; er blieb hart und verstockt, wie sehr auch die Indicien, der Richterspruch und die Stimme des Volkes gegen ihn zeugten. Die Stunde der Exekution war 9 Uhr am folgenden Morgen, und die

Scene derselben lag weit hinaus, in Southwark, am andern Ufer der Themse.

Das Gefängniß von Horsemonger=Lane ist ein düsteres, trauriges Gebäude, in dessen Zellen schon manch' ein schwerer Verbrecher seine letzten Stunden verbrachte, und auf dessen Dach die Augen manch' eines verurtheilten Sünders das Licht der Sonne zum letztenmal erblickten. In diesem Gefängniß saß auch Youngman, der vierfache Mörder, dessen bevorstehende Hinrichtung schon von Mitternacht an die Straßen und Wege in der Nähe desselben mit einer brutalen Menge von Tausenden über Tausenden erfüllt hatte.

Es war 3 Uhr Nachts, als wir uns auf den Weg machten. Kalt, dunkel, todtenstill war London, als wir es durchschritten. London im Schweigen der Nacht, wenn die Orgien verstummt sind, welche die Stunden der Mitternacht mit Musik, Lachen, Glanz und Sünde erfüllen, und die Stimmen des nahenden Tages, das Rollen der Marktwagen und die Runde der Straßenverkäufer noch nicht begonnen haben, ist unbeschreiblich öde, traurig und schrecklich. Der Strand, im Lichte des Tages ein Bild des vollsten und buntesten Gewühls, liegt dann wie die Straße einer ausgestorbenen Stadt, und gespensterhaft durch das graue Zwielicht der Nacht, nur hie und da durch den trübe flammenden Punkt einer Gaslaterne markirt, ragt die dunkle Masse von Temple Bar. Fleet=street hallt dumpf den Tritt der einsamen Wanderer wider, und wie ein Dom, in welchem Geister ihre schauerlichen Zusammenkünfte halten, dämmert das weißliche Gemäuer und das Kuppeldach von St. Paul's. Cheapside und Poultry, dieser Straßencanal, durch welchen während der zwölf Stunden des Tages die größte Fluth von Menschen, Pferden und Wagen, welche in der ganzen Welt überhaupt auf einen Platz zusammengedrängt sind, strömt, ist dann in lautlosen Schlaf gesunken, und das Geheimniß der Nacht huscht um die Dächer der Bank von England, der Royal Exchange und des Mansionhauses. Finster ragt die Feuersäule in die dicke Luft und dumpf unter den altersschwarzen Bögen von London-Bridge rauscht das Wasser der Themse dahin. Wie ein Zauberwald, vor dem die Seele des Menschen zurückbebt, liegen unten die Schiffe aller Welttheile und aller Zonen mit ihren Masten und Raaen und Schornsteinen,

und hie und da, wie ein aufgestörter Geist, irrt ein rothes oder ein schwefelgelbes Licht durch die Finsterniß.

Sogleich hinter der Brücke aber, und nachdem wir zur Rechten in eine der Gassen von Southwark gebogen waren, veränderte sich der Anblick. Es blieb dunkel und mysteriös, wie vorher; aber seltsame Töne, wie ich sie nie zuvor vernommen, machten die Seele schaudern; dumpfes Getöse, wie von einem aufgeregten Meere, schlug an mein Ohr. Was war das? Jetzt klang es wie Hohnlachen der Hölle. Jetzt wie unheilverkündendes Stöhnen aus einem unerforschlichen Abgrunde. Jetzt wie Jubelgeschrei. Jetzt wieder wie Brausen und Branden der See, welches alle andern Laute verschlingt. Dieses infernalische Gebrüll wurde dumpfer, voller, ungestümer, je weiter wir schritten; wir nahten uns ihm — wir standen plötzlich mitten unter ihm, und rechts und links, und vor uns und hinter uns sahen wir zehntausende von Köpfen — Männer und Frauen und Mädchen und Kinder — die schreckliche Mauer lebendiger Wesen hatte sich um uns geschlossen, und wir konnten nicht mehr vorwärts, nicht mehr zurück. Wir standen vor Horsemonger Gaol. Da stand es, das finstere Haus, welches diese grauenhafte Anziehungskraft geübt; in welchem der Unglückliche sich befand, an dessen wirklichen und eingebildeten Qualen sich zu weiden, dieses von Minute zu Minute wachsende Menschenmeer hier versammelt war. Da stand es im weichenden Dunkel der Nacht, im ersten schwachen Grauen des Morgens, welcher auf seinem Dachplateau den gierigen Blicken der Menge schon die gespenstischen Umrisse des Galgens zeigte. Die große Masse des Volkes stand dicht zusammen gedrückt auf dem verhältnißmäßig beschränkten freien Platz vor dem Gefängnisse, in all den kleinen anstoßenden Gassen, welche einen, wenn auch noch so entfernten Blick auf den Galgen boten, und Hunderte hingen, in lebensgefährlichen Stellungen zuweilen, auf den Häuserdächern.

Eine beträchtliche Anzahl der Zuschauer bestand aus halberwachsenen Knaben, Mädchen von 13—17 Jahren, aus Weibern der niedrigsten Classe, und die Leiden dieses Theiles der Masse vom ewigen Druck und Gedränge hinter und vor ihnen sind kaum zu beschreiben. Denn unaufhörlich hin und her schwankte die weder durch Bitten noch durch Drohung

mehr zu beherrschende Menschenwoge, und drohte Jeden zu erdrücken, der ihr keinen Widerstand zu leisten vermochte. Da war kein Ausweg, keine Hülfe mehr. Die Hitze, das Miasma ward unerträglich, und mehrmals wandelte mich selber, im doppelten Schauer, unter welchem meine Nerven zitterten, das Gefühl der Ohnmacht an. Da waren Tausende, welche schon seit neun oder zehn Uhr am vorigen Abend auf den Beinen gewesen waren, und welche nun, erschöpft und abgemattet, sich kaum noch aufrecht halten konnten. Kein Augenblick verging, wo nicht hier jemand zusammenbrach, und dort eine klägliche Kinderstimme rief: „Hülfe! Ich ersticke!" Aber da war keine andere Hülfe, als solch' ein armes Wesen am Schopfe zu fassen, und über dem tausendköpfigen Ungeheuer, welches hier brüllte und wüthete, fort ins Freie zu schaffen. Im Hintergrunde, dem Gefängniß gegenüber, stand ein Wirthshaus mit einem breiten Vorbau. Ich erinnere mich, auf dem niedrigen Dache desselben mehr als zwanzig, dreißig bewußtloser Kinder und Frauen liegen gesehen zu haben, welche auf diese Weise vor dem Erdrücken und Ersticken gerettet wurden. Denn in dem Wirthshaus selber war kein Platz. Es wimmelte darin von trunkenen Männern und trunkenen Frauen, welche schreiend hin- und hertaumelten; Gallone auf Gallone von Gin und Brandy wurden in dieser Nacht daselbst geleert, und es war ein entsetzlicher Contrast zwischen dem Lärm und Gaslichtgefunkel auf der einen Seite des Platzes, und der Grabesstille und Dunkelheit des Kerkers mit dem immer deutlicher hervortretenden Galgen auf der anderen. Immer mehr, je weiter der Morgen vorrückte, wuchs auch die Menge, bis sie Proportionen erreicht hatte, über welche die Polizei, zahlreich wie sie auch auf dem Platze stationirt war, keine Gewalt mehr hatte. Ich glaube, daß ein Anblick, so unbeschreiblich gräßlich, als ihn die Schlechtigkeit und der Leichtsinn des hier versammelten ungeheuren Menschenhaufens bot, weder beschrieben noch geglaubt werden kann. Die Schrecken des Galgens und des Verbrechens, welches den Mörder in wenigen Stunden an denselben bringen sollte, verschwanden auf eine Weile aus meinem Gemüth vor der näheren Wildheit und Barbarei in Blick und Sprache der zusammengedrängten Zuschauer. Schon vom Anfang an hatte das schrille Schreien und Heulen von Knaben und Mädchen, welche sich um die besten Plätze

zerrten und balgten, mein Blut erstarren gemacht. Wie die Nacht vorrückte, ward dieser infernalische Lärm durch Gebrüll, Gelächter und gellenden Gesang von Männern erhöht, welche die Melodien populärer Negerlieder parodirten. Als der Tag graute, kamen Diebe, niedrige Prostituirte, Räuber und Vagabunden, welche in der Nähe auf dem Straßenpflaster geschlafen hatten, herzu, und übten jede Art von schlechtem und beleidigendem Betragen aus. Prügeleien, Ohnmachten, Pfeifen, Nachahmungen von Punch, brutale Scherze, lärmende Aeußerungen unanständiger Freude, wenn ohnmächtige Frauen mit verschobenen Kleidern aus der Menge gezogen wurden, gaben der allgemeinen Belustigung einen neuen Sporn. Als die Sonne aufging — roth und glühend war ihr Aufgang an jenem Morgen — da vergoldete sie zuerst den Galgen auf der Spitze des Gefängnisses und dann Tausend über Tausend zu demselben emporgewendeter Gesichter, so unaussprechlich häßlich in ihrer viehischen Ausgelassenheit, daß man sich der gemeinsamen Menschengestalt, die man trug, wahrlich zu schämen anfing.

Mein Gefährte indeß, von Profession weniger zartfühlend in diesem Punkte, hatte sich bei den Umstehenden über die letzten Stunden des armen Sünders, soviel man davon wußte, informirt, und theilte mir nun seine Nachrichten mit. Youngman war und blieb verstockt, hieß es. Gestern Nachmittags habe ihn sein Vater, sein Bruder, seine beiden Schwestern besucht. Aber anstatt weich und milde in der letzten Zusammenkunft mit seinen schwerbetrübten Verwandten auf Erden zu sein, habe er sich in Wort und beinah auch in That so sehr gegen seinen gebeugten Vater vergangen, daß der Caplan diesen aus der Zelle fortführen mußte. Seinen Geschwistern gegenüber behauptete er seine Unschuld in Ausdrücken der höchsten Aufgebrachtheit und fieberhaften Hitze. Nach und nach, offenbar erschöpft von diesen Paroxismen des Gefühls, sei er etwas ruhiger geworden, in Thränen ausgebrochen, und habe sein Gesicht in den Händen begraben. Darauf sei der Vater wieder hereingeführt und durch des Caplans eindringliches Zureden eine letzte Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu Stande gebracht worden. Er habe seinem Vater die Hand gegeben und ihn zum Abschied geküßt, hierauf beide Schwestern und den Bruder zärtlich umarmt, und jedem von ihnen „Farewell" gesagt. Des Nach-

mittags besuchte ihn der Bruder mit seinem kleinen Kinde noch einmal, und als er ging, fiel der Verurtheilte in Ohnmacht. Aber trotzdem, und obwohl er mit dem Caplane gestern Abends bis nach 10 Uhr zusammengewesen sei und gebetet habe, sei sein Herz verstockt geblieben, und er werde die Welt wol verlassen, ohne sein Verbrechen zu gestehen.

Endlich schlug es 8 Uhr. Die Aufregung der Masse hatte nun ihren schauderhaften Höhepunkt erreicht, und ich selber, ich kann es nicht leugnen, fühlte eine ängstliche Spannung, dergleichen ich nie zuvor empfunden, aber auch nicht wieder empfinden möchte. Wie die Stunde bis zu 9 Uhr verging, weiß ich nicht; sie verging eben, wie Stunden im Rausche zu vergehen pflegen, voll wüster Bilder und unzusammenhängender Phantasien, welche wie Nebel aus Nebel steigen und sich verziehen. Das Menschenherz wird zuletzt stumpf und apathisch, und die Schauer, welche dem gräßlichen Schauspiel vorangingen, scheinen ihm stärker als dieses selbst.

Die Klappen des Gefängnißdaches wurden geöffnet und mehrere Leute traten daraus hervor — einer darunter, ein junger Mensch mit entblößtem Hals und langem, schlichtem, zurückgestrichenem Haar war der Verbrecher. Beim Heraustreten aus der Dunkelheit der Gefängnißtreppe an die breite Helligkeit des Tages färbte eine todtengleiche Bläße sein Gesicht; aber er war — soviel man von Unten aus sehen konnte — nichtsdestoweniger ruhig und gesammelt, und bestieg das Fallbrett mit anscheinend festem Tritt. Hier nun, wo er zum erstenmal der wüsten unabsehbaren Masse menschlicher Wesen gegenüberstand, nahm sein Blick etwas Wildes und Erschrecktes an — er mußte von dem Gerüst aus das Haus sehen können, in welchem er seinen vierfachen Mord verübt, es stand in seinem Gesichtskreise. Aber er schien sich bald wieder zu beruhigen, er ließ sich auf das Brett festschnallen, und folgte dem Gebet des Caplans mit gefalteten Händen. Dann — mitten im Gebet — wendete er sich an den Henker; was er sprach, konnte man natürlich nicht verstehen. Dann sah man, wie der Henker ihm eine weiße Mütze über den Kopf zog, wie er — ohne daß der Verurtheilte es merkte — ihm eine Schlinge um den Hals warf, wie der Verurtheilte dem Caplan die Hand gab, wie auf Einmal . . .

Ich werde den Augenblick nicht vergessen. Mir selber war, als

ob man mir die Kehle zugeschnürt habe. Das Brett war gefallen, und in der dunkelrothen Nebelsonne des Londoner Herbstmorgens baumelte die Leiche über dem Gefängniß von Horsemonger-Lane.

Eine Stunde später, als ich, erschöpft von den Anstrengungen und Qualen dieser mir unvergeßlichen Nacht, in meine Wohnung zurückgekehrt war, zog ein Mann durch die Straßen, welcher große bedruckte Blätter zum Verkauf über dem Arme trug und mit heiserer Stimme ausrief, daß es eine Beschreibung „of the awful struggle,“ des grauenvollen Kampfes sei, mit welchem soeben William Godfrey Youngman die Schuld seines Lebens am Galgen bezahlt habe.

12. London in Gaslicht und Mondenschein.

Der Tag geht zu Ende. Zu Ende geht das Treiben in den Quartieren des Geschäftes. Die City beginnt zu verstummen. Das Leben dieser Stadt nimmt neue Formen an und begiebt sich in andre Gegenden derselben.

Es dämmert. — Wir stehen auf Waterloo-Bridge. — Plötzlich zuckt es glühroth durch den Nebel, welcher den ganzen Tag uns dicht und grau umschloß — er schiebt sich auseinander, wie große, flatternde Gardinen. Es ist die Zeit des Sonnenuntergangs. Eine kolossale purpurne Kugel erscheint am Rande des Himmels, tief im Westen. Das ist die Sonne. In einen ziehenden Strom von Roth verwandelt sich die Athmosphäre, in einen Ocean glühenden Goldes. Die Phantasmagorien, welche wir schauten, wenn wir zur Stunde des Sonnenuntergangs am Meere standen — die bläulichen Thäler, die Duftgebirge, die goldenen Wälder, die schimmernden Kuppeln und Zauberaltane über der rollenden Fluth: hier sind sie zur Wahrheit geworden — hier, wo aus dem schimmernden Dufte, der Alles umstrahlt, die majestätischen Dome, die herrlichen Paläste, die Straßenniederungen, die Vorstadthügel, die Brücken und der Fluß mit dem wogenden Mastengehölz herauftauchen. Wie ein Zauberpanorama liegt es um uns und vor uns — leuchtend und mährchenhaft bunt — dann blaßt es ab — dann schwindet die Farbe hin — dann das Bild selber — dann ist Alles fort. — Die Sonne ist unter. Der Nebel ist wieder da und wir stehen auf Waterloo-Bridge in der Dunkelheit. —

Aber nicht lange, so flammt es auf's Neue. Erst hier und da, einzeln — dann immer mehr, wie Sterne, die in den Himmel treten. Sind das Sterne, die dort aus dem Duft und dem Wasser heraufblitzen? Plötzlich schießt die flimmernde, schimmernde Reihe fort, auf beiden Seiten des Wassers und der Brücken. — Sie hat uns erreicht. Sie schließt uns ein. Sie wächst. Sie steigt über die Straßenthäler fort bis zu den Vorstadthügeln — hier hängt es, wie eine verschwenderisch blitzende Diamantenguirlande — dort flammt und raucht es, wie eine feurige Riesenmauer — dort schimmert es grün, dort roth, dort gelb — dort bewegt es sich, dort steht es still — dort schlägt es armsdick in die Luft, dort hüpft und huscht es bläulich wie ein Irrwisch. —

Auf Einmal, dicht neben uns, hören wir ein Klirren, wie von Eisen auf Eisen — wir hören das Oeffnen einer Schraube — und gelbe Helligkeit überströmt unsern Platz auf der Brücke. Es ist der Lampenwärter mit eiserner Leiter und Lampe, der von Laterne zu Laterne geht. Die Brücke, auf der wir geträumt, ist nicht länger dunkel. Um uns nun meilenweit und meilenbreit liegt London im Gaslicht.

Siebenundzwanzigtausend siebenhundert und achtundzwanzig Laternen auf Straßenpfählen, und einige Millionen von Flammen in und vor den Läden, den Magazinen, den Theatern, den Wohnhäusern, den Ballsälen, den Palästen und Schlupfwinkeln (denn das Gas hat in London fast überall die Oellampe und das Talglicht verdrängt) schimmern und rufen uns zu neuen Scenen der Lust, der Freude und des Elends. Bevor wir aber die Schauplätze derselben besuchen, wollen wir einen Gang unter die Erde machen, durch welche das Gas in hunderttausenden von Röhren strömen muß, ehe es die Dunkelheit dieser Riesenstadt in Feenglanz verwandelt.

Das ist wahrlich ein Gang und ein Anblick für die Nacht! Da liegen in finsterem Nebeneinander Röhren auf Röhren, und in schaudererregender Nachbarschaft fließt da das Gas, welches unsre Straßen erleuchtet, das Wasser, welches wir trinken, und der Unrath von fast drei Millionen, welchen das muddige Bett der Themse aufnimmt und in das Meer führt. —

Das Cloaken-London bildet eine Stadt unter der Erde für sich. Die Hauptstraßen derselben sind die sog. „main-sewers“, deren es 71 giebt, eine Länge von 165 Meilen repräsentirend. Die Nebenstraßen, welche ihren Inhalt von allen Seiten in die „main-sewers“ oder Hauptcloaken ergießen, ergeben eine Länge von 1600 Meilen. Einige von diesen Cloaken, welche unter den Fleischmärkten und großen Metzgereien hinfließen, sind die „blutigen Cloaken,“ und sie sind der Aufenthalt der fürchterlichen Cloaken-Ratten, welche sich von dem Auswurf der Schlachtbänke mästen. Andre, welche die Zuckerbäckereien von Islington streifen, sind die „siedenden Cloaken“, voll von dem abgelassenen Dampf und dem kochenden Wasser der Fabriken. Andre Cloaken führen Seifenschaum und Talgabfall, und andre haben den penetranten Geruch von Droguen und Vitriol. In den meisten fließt ein tintenschwarzer Strom dahin, mit einer Geschwindigkeit von 1—3 Meilen die Stunde, welcher in den Hauptstunden des Tages, zwischen 9 Uhr Morgens und 5 Uhr Nachmittags, wo alle Küchen und Fabriken dieser Stadt in voller Thätigkeit sind, von 1—2,000 Cubikfuß Schmutz, Unrath und „Stoffwechsel“ per Minute in die Themse gießt. Und nun rede man noch von der „schönen, silbernen“ Themse!

Diesen Hauptstraßen des unterirdischen Londons folgen die Betten aller Bäche und Flüßchen, welche aus den nördlichen Höhenzügen von Hampstead und Primrose-Hill durch das Thal von London laufend, in den Strom münden. Mit Hülfe von Tunneln werden sie durch Brücken und über der unterirdischen Eisenbahn fortgeführt. Die Gefahr des sich entwickelnden Gases wird vermindert durch Ventilationsröhren von Oben; und den Eingang zu ihnen bilden zahllose Fallthüren in allen Straßen, unter welchen sie fortlaufen. Die Bewohner dieses Londons unter der Erde sind die „Cloaken-Reiniger“ — eine Armee von 500 Männern, gekleidet in hohe Wasserstiefeln, mit denen sie knietief durch die Cloaken waten, in blaue Hemden und Lederhüte, die ihnen nach hinten fächerartig den Nacken decken.

Mit einigen von diesen Leuten machte Mr. Hollingshead, der amüsanteste und zuverlässigste von allen Cockney-Schriftstellern, eine Wanderung durch eine von diesen Hauptcloaken, welche er in seinem kürzlich erschienenen Buch „**Underground London**“ beschrieben hat.

Er fragte einen seiner Führer, ob sie nicht zuweilen sehr sonderbare Sachen zwischen dem Unrath fänden, welchen diese Röhren aus den Häusern von London in die Nacht und Vergessenheit der Themse schleppten? Der Führer sagte: „Ja wir finden zuweilen silberne Löffel, Nägel und Nadeln, Bleistückchen, Knöpfe, leere Börsen, verkrustete Kupfermünzen und schlechte Halbekronen, Lichtstümpfe, todte Ratten und Mäuse. Die schrecklichsten Dinge, die wir in den Cloaken finden, sind todte Kinder. Wir haben in der letzten Zeit und an verschiedenen Orten dieser einen Cloake vier todte Kinder gefunden."

„Versuchen nicht auch Diebe oder Wandrer in diese Cloaken zu dringen, um Euch jener Schätze zu berauben?" fragte Mr. Hollingshead.

„Sehr selten", antwortete sein Führer. „Sie kriechen zuweilen durch die Seiteneingänge, wenn die Thüren offen sind, in der Hoffnung endlose Reichthümer von silbernen Löffeln und dergleichen zu finden. Aber sie entdecken ihren Irrthum bald und begnügen sich dann damit, uns die eisernen Ringe von den Röhren zu stehlen."

„Habt Ihr jemals von einem Mord gehört, welcher hier unten in den Cloaken begangen worden?" forschte Mr. Hollingshead weiter.

Sein Führer erzählte ihm, sie hätten einmal an zahllose Mordthaten geglaubt, die hier unten in der Verborgenheit verübt worden seien. Sie hätten wirklich zu einer Zeit zerfleischte Menschenbeine und blutige Köpfe ohne Rumpf in einer gewissen Gegend des Cloaken-Londons gefunden, und dies grausige Schauspiel habe sich oft wiederholt.

„Und was war die Lösung dieses Geheimnisses?" fragte unser Gewährsmann, in hohem Grade gespannt.

„Nun — als wir die Sache pflichtmäßig zur Anzeige gebracht und unsere Behörde dieselbe untersucht hatte, da stellte sich's heraus, daß es nicht Mörder, sondern junge Aerzte und Studenten der Medizin seien, welche die Gliedmaßen in die Cloake geworfen, nachdem sie die todten Körper aufgeschnitten und davon behalten hatten, was sie zu ihrer Wissenschaft gebrauchten.'

Die Behörde des Cloaken-Londons ist das sogenannte „Metropolitan Board of Works", eine Art von Gemeinde-Parlament aus 45 Mitgliedern, welches 1855 konstituirt worden ist. Denn das unter-

irdische London ist noch nicht sehr alt, wenigstens nicht in seiner heutigen Gestallt.

Der erste unterirdische Abzugskanal in London wurde vor zwei Jahrhunderten unter Karl II. gebaut. Zu Karl's II. Zeiten herrschte in dieser Beziehung ein Zustand, ungefähr demjenigen vergleichbar, welcher noch heut in Berlin herrscht. Damals gab es noch in London jene verrufenen offenen „Rinnsteine", deren Ausdünstungen bis auf diesen Tag die nordische Hauptstadt der Intelligenz im Sommer zu einem unerträglichen Aufenthalte machen. Damals ward in London der Unrath aus den Häusern in der Nacht und auf eine ähnlich widerwärtige und lärmende Weise entfernt, wie dies in seiner ganzen Glorie noch heut in Berlin der Fall ist. Seit jener Zeit — es sind nun zwei Jahrhunderte! — kann man sagen, daß das System der Abzugskloaken oder „sewers" seinen Anfang genommen habe. Aber es schritt langsam vorwärts. Auf Hogarth's berühmtem Bild von der „Nacht" sieht man, daß man zu Georg's II. Zeiten, Mitte des vorigen Jahrhunderts, noch regelmäßig in Londons Straßen Dinge auf den Kopf gegossen bekommen konnte, denen man doch heut in Berlin sogar nur noch ausgesetzt ist, wenn man um Mitternacht etwa den Weg durch die Alte Jakobsstraße nimmt! —

Noch im Jahre 1810 waren gegen 200,000 „cesspools" (der Leser mag die Uebersetzung dieses Wortes im Lexikon nachschlagen!) in London vorhanden. Von da ab ward ihnen Einhalt gethan. Aber erst gegen 1830 ward ihre Abnahme bemerklich, und es dauerte bis 1849, ehe die jetzige mustergültige „sewerage" dadurch vollendet ward, daß man die Wasserleitung anwendete, um den Unrath aus jeden der 400,000 Häuser unmittelbar und ohne irgend ein Organ der massenhaften Bevölkerung von London, weder Nase, Aug' und Ohr zu beleidigen, in die unterirdischen Cloaken und von da in die Themse zu spülen.

Die größte Revolution im Grund und Boden, auf welchem London steht, aber hat die Anlage der unterirdischen Eisenbahn veranlaßt, deren Bau im vergangenen Herbste (1861) begann und in diesem Frühling (1862) vollendet sein wird, um als achtes Weltwunder alle Völker und Nationen in Staunen zu versetzen, welche sich bei der bevorstehenden

Weltausstellung in London versammeln werden. Die unterirdische Eisenbahn von London ist ein Wunderwerk; und es sind noch nicht neun Monate her, daß das Publikum ungläubig den Kopf schüttelte und über den Gedanken von Schienen zwischen und unter den Cloaken lachte. Aber der Schreiber dieser Zeilen hat, noch während seines letzten Herbstaufenthalts in London, die Genugthuung gehabt, ganze Straßen abgesperrt und ungeheure Massen von Pflaster aufgerissen zu sehen, und durch die Ritzen langer und dünner Bretterwände lugend, hat er Dampfmaschinen und klaffende Abgründe und neuaufgethürmte Erdhügel und Männer mit Schiebkarren erblickt, welche bald in den Abgründen verschwanden, bald auf den Hügeln wieder zum Vorschein kamen. Auf seine Frage ward ihm die Antwort, es sei dies die große „Metropolitan Untergrund-Eisenbahn".

Wenn der Plan in seinem ganzen Umfang realisirt sein wird, dann dürften London's Straßen ein etwas weniger lärmendes und gedrängtes Aussehen haben. Eine Eigenthümlichkeit London's wird damit verschwinden. Der unterirdische Eisenbahnverkehr wird London's Straßen von der Ueberzahl der Frachtkarren befreien, welche die Passage hemmen und zuweilen geradezu sperren. Er wird die Unmasse von Omnibussen, von denen in den belebtesten Straßen jetzt einer dem andern fast im Wege ist, in Etwas reduziren, und die Armee von Fußgängern und Wagen, welche zur Mittagszeit jetzt Cheapside und London-bridge stopfen, ein klein wenig vertheilen.

Das bis jetzt einzig in Angriff genommene Stück jedoch wird nur einen kleinen Theil des ganzen Planes verwirklichen, indem es einen Punkt des Westends, Paddington, mit dem Mittelpunkt der City, Finsbury-Circus verbindet, eine Strecke von ungefähr einer deutschen Meile. Der Haupttunnel, welcher von einem Bahnhof nach dem andern läuft, enthält einen doppelten Schienenweg und wird 16½' breit und 28½' hoch sein. Nach beiden Seiten zweigen sich Nebentunnel ab, welche nur e i n e Schienenlage haben, und fast um die Hälfte niedriger und schmaler sein werden. —

Der Prozeß des Tunnelbaues unter den Straßen von London ist sehr verschieden von demjenigen in der offenen Luft und Landschaft. Man hat zwar keine Felsen zu sprengen und keine Bergketten zu

durchschneiden; aber die Vorsicht, welche angewandt werden muß, vorhandene Kanäle zu schonen und mit den zahllosen Röhren und Röhrchen des unterirdischen Londons in keinen Contakt zu kommen, macht die Arbeit zwanzigmal schwieriger und kostspieliger. Das Bett einer Londoner Straße — sagt Mr. Hollingshead, unser bereits erwähnter Führer im „Underground London" — gleicht dem menschlichen Körper, denn es ist voll von Venen und Arterien, welche zu zerschneiden, tödtlich sein würde. Da sind die Röhren der Wasserleitung und die Cloaken; die Gasröhren und die Telegraphen-Tuben — Alles so dicht über-, unter- und nebeneinander gepackt, wie die Pfeifen einer Orgel. Die Ingenieure der Untergrund-Eisenbahn, indem sie die vorhandenen Kanäle und Röhren seitwärts ableiten und ihren Tunnel in dem gewonnenen Raum eintreiben mußten, waren zu der Vorsicht einer chirurgischen Operation genöthigt. Die größte Schwierigkeiten hatten sie mit dem alten Fleet-Graben, dem ältesten und verrufensten von allen Londoner unterirdischen Kanälen, welcher in früheren Zeiten oft ganze Theile der City überschwemmt hat, und in neuern noch nicht so weit gebändigt werden konnte, um nicht bei stürmischem Wetter zuweilen 6 Fuß in der Stunde zu steigen. Die Ablenkung dieses turbulenten Untergrund-Stromes von der Eisenbahnlinie ist als ein Meisterstück der Ingenieurkunst zu betrachten; aber es konnte nicht vollendet werden, ohne daß mehrere hundert Arbeiter 14 Tage lang unaufhörlich bei Tag und bei Nacht in Schmutz und Nässe standen, bis ihnen zuletzt die Cloakenstiefel von den Beinen abgeschnitten werden mußten. Das geringste Versehen würde das ganze Werk überfluthet und den Unternehmer desselben, Mr. Jay, einige 30,000 L. gekostet haben. Aber der schwarze Strom ist nun glücklich gedämmt und eine gewaltige Tube von Eisen, quer durch das Dach von einem Theil des Eisenbahn-Tunnels trägt seine schmutzige und wilde Masse über den Köpfen der Arbeiter dahin, und wird sie demnächst über den Köpfen der Passagiere und vielleicht auch Einiger von meinen Lesern dahintragen.

Dieses unterirdische Eisenbahn-Projekt und seine Ausführung ist wieder einmal ein Beispiel von englischem Unternehmungsgeist und englischer Arbeitskraft. Die englischen Blätter haben Recht, wenn sie uns Deutschen träge nennen, sowol in politischen als in commerziellen

Dingen. Welch' ein Aufwand der Thatkraft, wohin immer wir in England blicken! Daß es an Hindernissen, welche einem deutschen Projektor vielleicht von Anfang an abgeschreckt haben würden, bei dieser unterirdischen Eisenbahn nicht gefehlt hat, dessen dürfen sich die Leser versichert halten. Da war der Einspruch der Hauseigenthümer, deren Dächer ihnen über dem Kopf, deren Fundamente ihnen unter den Füßen zu zittern begannen. Da war das Geschrei der Hausfrauen, in einem beständigen Erdbeben zu leben, und der Jammer der Dienstmädchen, daß es ihnen fortan unmöglich sei, Thürstufen und Fenster rein zu halten. Bedenklicher waren die exorbitanten Forderungen Derjenigen, deren Häuser wirklich umgerissen und deren Grundstücke wirklich angekauft werden mußten. Aber das Geld spielt bekanntlich keine Rolle in England. In einem Monat ist dort durch freiwillige Beiträge zu einem Albert-Monument mehr zusammengekommen, als bei uns in einem Jahre für die deutsche Flotte. Die Häuser stürzten, die Grundstücke wurden angekauft; und eines Tages erschienen ein paar hölzerne Häuschen auf Rollen in der offenen Straße und dann kamen ein paar Wagen mit Planken und Brettern, und hinterher eine Handvoll Männer mit Schaufeln und Spitzhämmern. Nach einmal vierundzwanzig Stunden waren ein paar Hundert Ellen der Straße eingehegt, und die Omnibusse, welche dieselbe sonst unaufhörlich kreuzten, verschwanden. Der ganze Verkehr von Wagen und Kutschen ward gezwungen einen Umweg durch kleine Seitenstraßen und Nebengassen zu machen, und eine ungewohnte Stille herrschte ringsum. Aber diese Stille war nur eine kurze Täuschung — denn plötzlich begann das Geklirr von Hämmern, Schaufeln und Aexten, das Keuchen von Dampfmaschinen, das Getöse von Stimmen, um monatelang nicht mehr, weder bei Tag noch bei Nacht aufzuhören. Und wiederum eines Morgens waren die Gerüste, die Planken, die Aexte und Schaufeln, die Männer und die Dampfmaschinen verschwunden; die Omnibusse kamen aus ihrer Verbannung zum Vorschein und rasselten wieder, nebst Kutschen und Wagen, ihren alten Weg dahin — das Werk war gethan!

So wird die erste unterirdische Eisenbahn von London fertig werden, trotz Fleet-Ditch, Hauseigenthümern und Alledem; und zu der

Zeit, wo die große Ausstellung meinen Leser nach der Weltstadt führt, kann er das Vergnügen haben, durch den kolossalen Tunnel und die Nacht des unterirdischen London von Paddington nach Finsbury zu jagen!

— Aber nun fort aus der unwirthlichen Nacht des London unter der Erde und hinauf in die strahlende, schimmernde Nacht des London über der Erde!

Sie hat einen wunderbaren, fast märchenhaften Schein und Schimmer, die Nacht von London. Es funkelt und glüht, wohin man auch blicken mag; und so mitten in sie hineinzutreten, hat etwas Magisches für das Auge und die Seele. Wie das dunkelroth raucht und flammt, wo sich in weiter Ferne die Straßen kreuzen und die Laternenreihen in einen feurigen Knoten schürzen! Wie hier die breite, offne Straße lang, aus eisernen Röhren, lodernde Gaszungen in die Luft lecken! Seht, das bunte Gesindel, was sich ringsum versammelt hat, um die Bänke voll von Heringen oder Gingerbier und aufgespießtem Fleisch! Wie dazwischen riesige Phiolen, mit cabbalistisch geformten Pentagrammen in Goldschrift und mit blauem, gelbem, rothem, grünem Wasser gefüllt ihren phantastischen Schein über die Straße werfen! — Diese Flaschen sind die Wahrzeichen der sogenannten „Chymists“, der Apotheker von London, sie haben, namentlich in der Nacht, wenn sie jedes vorübergehende Gesicht mit ihrem grellen Lichte färben, etwas von der Hexenküche des Faust. — Und nun dieß brillante Gefunkel an allen Straßenecken — diese Häuser mit den hohen, breiten Crystallscheiben, mit dem vielen Gold und Grün, mit den Thüren von geschliffenem Glase, mit den zahlreichen Ampeln und Candelabern ringsum und innen. Sie gleichen schimmernden Palästen. Und es sind auch Paläste. Aber Ginpaläste!

Acht Uhr Abends. — Wohin wenden wir uns? Acht Uhr Abends ist eigentlich eine nüchterne Stunde für London. Die Theater beginnen. Aber ich bin kein Freund des englischen Theaters, und um die Wahrheit zu sagen, es ist nicht viel werth; kaum so viel als das deutsche. Woher kommt es doch, daß das Theater derjenigen Nation, welche einen Shakespeare gehabt hat, und dadurch ihren Beruf zum Drama in so sehr viel bedeutenderer Weise, als die deutsche, manifestirt hat,

so gänzlich sinken konnte? Liegt die Schuld an den Dichtern, oder hat der religiöse Eifer, welcher in den Zeiten der Puritaner das Theater für eine Zeit lang ganz vernichtete, auf's Neue seinen Einfluß gegen das nationale Institut ausgeübt? Es hat beinahe den Anschein. Die Thatsache ist, daß die große Masse des englischen Volkes, die gute Mittelklasse, die eigentliche „respectability", das Theater meidet; und daß die exclusive Gesellschaft der oberen Zehntausend nur die Oper, und zwar vorwiegend die fremde Oper der Italiäner begünstigt. Die Folge ist, daß das englische Theater an ein Publicum übergegangen ist, dessen wenig verfeinerter Geschmack dem Starkgefärbten, dem Burlesken huldigt, und welches entweder in einem Melodrama tüchtig weinen, oder in einer Farce tüchtig lachen will. Das englische Nationaltheater steht daher auf einem Standpunkte, welcher demjenigen z. B. unserer Berliner Vorstadttheater gleicht; aber es fehlt dort ganz an dem heilsamen Gegendruck, welchen bei uns die vom Staate unterstützten und von der besten Gesellschaft besuchten und controllirten Königlichen Theater ausüben. Zwar führt in England ein jedes Theater das Königliche Wappen und den Namen eines „Royal Theatre"; ja, die Schauspieler vom Drurylane sind noch immer, wie zu Karl's II. Zeit, ausgezeichnet durch den Titel von „Her Majesty's Servants". Aber das Königthum hat Nichts mehr gemein mit ihnen, und der Staat übt nur einen negativen Einfluß durch die Theatercensur des Lord Chamberlain. Schriftsteller von Distinction zählt die englische Bühnenliteratur kaum Einen, außer etwa Tom Taylor, dessen Stücke jedoch sehr leicht gebaut und flüchtig gearbeitet sind. Eigentlich populär sind nur die Weihnachts-Pantomimen, welche in der Zeit des genannten Festes bis gegen Ostern auf allen Theatern London's heimisch sind. Im übrigen Theile des Jahres behilft sich die dortige Bühne mit Bearbeitungen älterer Romane, wie z. B. der „Colleen Bawn" oder „Octoroon", von welchen das erstere auf dem Adelphi-Theater nun bald zwei Jahre lang ununterbrochen gegeben worden ist, oder mit Uebersetzungen französischer Lustspiele, deren sich das St. James's und Olympic Theater besonders annehmen. Das Lyceum huldigt ziemlich dem gleichen Geschmacke des Adelphi, dicht bei, und im Princessen-Theater thun jetzt die rhetorischen Kunststücke

Mr. Fechter's dieselben Wunder, wie früher die Decorationen und die Maschinerien von Mr. Kean. Die Farcen des Strandtheaters sind zuweilen originell genug, aber es fehlt ihnen durchaus an jener Feinheit, welche wir selbst von diesem untergeordneten Genre zu verlangen gewohnt sind. Am Meisten dem deutschen Geschmacke möchte wol eine Aufführung im Haymarket-Theater entsprechen, da man hier noch dann und wann ein gutes, altes Lustspiel aus der Schule des vorigen Jahrhunderts sehen kann. Aber für denjenigen Fremden in London, welchem es nicht darauf ankommt, Studien — sei es in Bezug auf das Publicum oder die Bühne — zu machen, sondern darauf, sich zu amüsiren, ist der Besuch der Oper das Empfehlenswerthere. Hier findet er die musikalischen Sterne von allen Horizonten versammelt, hier kann er, wenn er will, der Alboni und Trebelli, dem Mario und Giuglini, unsrer Tietjens und unsrem Formes applaudiren. Ich habe die Oper vom Theater Ihrer Majestät in dankbarer Erinnerung. Die gelbe Seide des „dress-circle" und die Toiletten darin — englische Schönheit und italischer Wohllaut, haben mich oft in lange und entzückende Träume gewiegt. Aber „Her Majesty's Theatre" — oder vielmehr Mr. Lumley — hat vor zwei Jahren Unglück gehabt, und in der letzten Saison stand es leer. Es ist die Frage, ob es in diesem Jahre seinen alten Glanz erneuern wird. Denn an Covent-garden ist ihm indessen ein mächtiger Rival erstanden. Das Theater von Covent-garden ist noch ganz neu. Ich denke, es ist jetzt vier Jahre alt. Es gehört zu den Prachtbauten von London. Eine der köstlichsten Promenaden während der Pausen gewährt die mit diesem Theater in Verbindung stehende „Floral-Hall". Unter einem hohen Glasdach wandelt man hier zwischen Kühlung fächelnden Gesträuchen und süßen Duft hauchenden Blumen. Und in diesem Zauberwalde ist es, wo wir unsern Landsmann von Regent-street, den im fashionablen London mit so großem Rechte berühmten Kühn mit einem glänzenden Büffet wiederfinden. Er ist zugleich der Borchardt und der Kranzler von London, und ein Glas Eis bei ihm zu nehmen oder in den allerliebsten Zimmern seines Café Restaurant zu soupiren, gehört zu den exquisiten Genüssen in dieser Stadt.

Also acht Uhr Abends! Wenn ich jetzt die freie Wahl hätte, so

ginge ich nach Tussaud's. Um diese Zeit des Abends giebt es für einen Fremden in London, wenn er nicht etwa die Oper vorzieht, keine bessere Unterhaltung. Ich habe eine Vorliebe für Mad. Tussaud's Cabinet. Wenn ich in diesen Saal eintrete, und mich plötzlich umgeben sehe von Königen und Dichtern und Feldherrn, von den gewaltigsten Männern und den schönsten Frauen aller Nationen und Jahrhunderte, so vergeß ich auf einen Augenblick, daß es nur Wachspuppen sind. Ihre Gesichter sehen mich an, als ob sie lebten. Ich fühle ihren Stolz, ihre Triumphe, ihre Liebe, ihren Haß und ihr Elend für eine Weile mit. Ich sehe mir die George an, und mache der guten Königin Anna meine Verbeugung. Unser eigener König, Friedrich Wilhelm IV., in voller Kraft und Stattlichkeit, wie er in den Jahren seines Glückes gewesen, steht vor mir. Ich kann eine Thräne nicht unterdrücken, indem ich an den Wandel menschlicher Größe denke, dem auch Könige unterworfen sind; und indem ich beklage, daß so viel Geist, so viel Liebenswürdigkeit und so viel Herzensgüte verloren gingen in einem verfehlten Leben und einem nutzlosen Kampfe gegen Das, was nun einmal nicht mehr zu bekämpfen ist. Das liebreizendste Frauengesicht — blond und sonnig, mit griechischem Mützchen über der edlen Stirne lächelt mich an; eine Blume aus Norden unter den Trümmern von Hellas — die schöne Königin von Griechenland. Und hier das rührendste Bild von Allen — eine Lilienschönheit, jung, tugendhaft und vornehm — in schwarzem Kleide, schlafend. Sie schläft den letzten Erdenschlaf. Ihre Hände sind gefaltet. Ihre Augen sind geschlossen. Ihre Brust hebt und senkt sich leise; und lose darauf, wie die ruhigen Athemzüge es bewegen, hebt und senkt sich ein goldenes Kreuz. Es ist Madame St. Amaranthe. Mad. St. Amaranthe war die Wittwe eines Obersten der Leibgarde Ludwigs XVI., welcher in dem Angriff auf die Tuillerien, am 10. August 1792, treu seinem Könige und seiner Pflicht fiel. Sie war eine der lieblichsten Frauen von Frankreich und Robespierre begehrte sie zur Maitresse. Aber entrüstet wies die tugendhafte Royalistin die Anträge des Allmächtigen zurück. Da schleppte sie Robespierre vor das Revolutions-Tribunal, und im 22. Jahre ihres Lebens bestieg sie festen Schrittes und heiter das Schaffott. Ist dieses nicht ein Stoff zu einem Gedicht oder einem Trauerspiele? —

Hinter der Schlafenden steht eine andere Gestalt, eine alte Dame, aufrecht, in einfachem Schwarz mit seidener Mantille. Sie ist auch eine Emigrantin; eine Französin. Es ist Mad. Tussaud selber, die Gründerin dieses Cabinets, welche vor 12 Jahren, in dem Alter von 90 starb. — Vor derselben auf einer Bank sitzt ein Mann. Er sieht Jeden, der ihm vorbeigeht, sehr aufmerksam und sehr gütig an. Seine Augen bewegen sich zuweilen. Sonst sitzt er durchaus steif und würdevoll. Ein paar Damen setzen sich neben ihm. Die eine Dame wendet sich an ihren steifen Nachbarn, um ihn zu fragen, was jene Wachsfigur dort bedeute? Auf Einmal schreckt sie auf — ein leiser Schrei — sie wird fast ohnmächtig. Sie hat gemerkt, daß der Nachbar, den sie angeredet hat, der Mann auf der Bank neben ihr, auch Nichts ist, als — eine Wachsfigur!

Aber der Zeiger der Uhr über dem Portale zeigt auf neun. —

Neun Uhr Abends. — Die Scene auf Londons Straßen hat sich geändert. Das eigentliche Leben der Londoner Nacht hat begonnen.

Musik, wohin wir hören. Die Orgeln kommen noch einmal heraus. Sie machen ihre letzte Runde. Die schwarzen Serenaders mit Pauke, Tambourin und Guitarre ziehen vorbei. Ein Junge mit blassem traurigen Gesicht spielt die Geige, und ein alter Mann geht im Haufen rund, um zu sammeln. Hörner klingen und dumpf dazu rasseln die Wagen. Welch ein Concert, dieser Stimmenocean, welcher sich unaufhörlich durch die Straßen von London wälzt!

Die großen Läden sind alle geschlossen. Das Geschäft ist ganz zu Ende — voilà le plaisir! Und mit einem Wink versetze ich meine Leser aus der ruhigen und stillen Baker-street auf den lustigen, bunten, leichtblütigen Leicester-Square.

Leicester-Square! Wie viel Erinnerungen tauchen herauf! Ob der orthodoxe Engländer auch die Nachbarschaft von Leicester-Square verschrien hat und ihn mit gutem Gewissen kaum bei Tage zu betreten wagt: wir „foreigners" lieben den Leicester-Square und schämen uns nicht, dies zu gestehen. Seine Gassterne funkeln uns. Dort ist das Café Chantant — dort war Madame Léonie. Wo sie nun ist? Ah — nicht im Leicester-Square allein wird man vergessen, wenn man aufgehört hat, jung und schön zu sein. Dort ist das Panopticon.

Dort die Alhambra. Die blaue Kuppel des einen und die fantastischen Thürme der andern ragen in den lichterflammenden Nachthimmel. Und dort, im maurischen Saale, über den Köpfen von Tausenden, fliegt der superbe Léotard durch die Luft. Lieber, junger Freund, der du diese Blätter wol auch lesen wirst, denkst du noch an jene Nacht? Wir sind beide älter geworden inzwischen. Aber Monsieur Léotard fliegt noch immer! — Nun durch jene dunkele Quergasse zum Strand. Jeder Winkel, jedes Haus, jeder Stein ist mir hier bekannt. Ich bin diesen Weg so oft gegangen! Da ist der Strand! Mit seinen Tausenden von Lichtern breitet er sich auf beiden Seiten aus. Da gehn auch, auf beiden Seiten des Weges, noch die beiden Männer mit den transparenten Hüten auf dem Kopf, und sie stecken mir Jeder einen Zettel in die Hand, wie sie es schon so viele Male thaten, seit Jahren, so oft ich diesen Weg gegangen bin. „Coal Hoal!“ flammt es auf dem einen Hute. „Judge and Jury. Now open. Admission free“ flammt es auf dem andern. Plastische Tableaux — Judge und Jury und Chief Baron Nicholson .... Mahnt mich nicht an den Edlen, ihr verblichenen Blätter! Wie er dazusitzen pflegte, in seinem Sessel, mit der Perrücke und dem Anzuge eines Lord Oberrichters — wie er seine Cigarre anzündete und sich ein Glas Grog bestellte, „to begin with“ — das Alles steht noch in meiner dankbaren Erinnerung. Aber er selber ist gegangen. Wol prangt sein stattliches Haupt in der Allongenperrücke noch an einer von den Affichen bei Waterloo-Bridge; wol hängt sein Bild noch unter Glas und Rahmen an der Ecke von Wellington-street. Aber er, er selber, ist nicht mehr, obgleich seine Nachfolger das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fortsetzen. Als ich vor einem Jahre wieder nach London kam, war die erste Trauerkunde, die ich vernahm: der Chief Baron Nicholson ist am Delirium tremens gestorben. Ich aber sagte: Sic transit gloria mundi!

Sollen wir im Vorübergehen einen Blick in die Musikhallen werfen? Sollen wir Evans's Supper Rooms besuchen und den vierstimmigen glockenreinen Knabengesang hören, — alt-englische „Glees“, während von den Wänden dieser unterirdischen Räume uns die Bilder von Schauspielern und Schauspielerinnen und den geistreichen Bumm-



Austernhaus auf dem Haymarket.

lern des vorigen Jahrhundert anschauen? Sollen wir „Herrn von Joel" noch einmal seinen „lustigen Schweizer-de-Bu" auf einem Stocke pfeifen hören? Unser Landsmann treibt diese Kunst nun schon seit einem Menschenalter in Evans's Supper Rooms, und ist dafür von dem Eigenthümer des Etablissements in den deutschen Reichs-Freiherrnstand erhoben worden, mit dem Monopol, einzig und allein Cigarren in diesen Räumen verkaufen zu können. —

Wenn wir den Weg über Westminster-Bridge nicht scheuen, so haben wir Canterbury Hall „the Royal Academy over the Water" dicht vor uns. Diese Königliche Akademie über dem Wasser ist die größte Musikhalle von London, und ich glaube wol auch, daß in ihr der allergrößte Lärm in ganz London gemacht wird. Weswegen sie auch sehr populär ist. In keiner dieser zahlreichen Musikhallen fehlt der sogenannte „Sänger komischer Lieder". Der Meister in diesem Genre ist Mr. Sam Cowell, welcher sich in der Bescheidenheit seines Herzens den Titel „des ersten Sängers komischer Lieder in der Welt" beigelegt hat. Das wesentlichste Merkmal eines Sängers komischer Lieder ist, daß er schreien kann. Ohne Geschrei keine Komik. Sein zweites Attribut ist Gelenkigkeit. Wenn er nicht springen und tanzen und über Tisch und Bänke setzen kann, so ist er auch kein rechter Sänger komischer Lieder. Da war namentlich in letzter Zeit eine Figur unter dem Namen „the Nerves" in der neuen Musikhalle „The Oxford" sehr populär geworden. Der komische Sänger suchte in dieser Rolle das wirkliche oder eingebildete Nervenleiden unseres Jahrhunderts zu carrikiren und jede Phase desselben durch Sprünge, Verrenken der Gliedmaßen und kläglichen Gesang, so gut es ging, melodramatisch darzustellen. Der Erfolg war groß und die Popularität dieser Figur wuchs von Abend zu Abend, bis jede Musikhalle in London und schließlich in England ihre „Nerves" hatte. — Die Krone des Abends in der „Königlichen Akademie über dem Wasser" aber sind die schwarzen Sänger, welche eine Eisenbahnfahrt in einem von den amerikanischen Sklavenstaaten darzustellen pflegen. Mir brausen die Ohren noch, wenn ich an diese musikalische Unterhaltung denke, welche mit einem allgemeinen Umsturz von Stühlen, Tischen und Bänken endigte. Seitdem ist auf dem wirklichen Schauplatz dieser Eisenbahnfahrt ein gründlicher Umsturz erfolgt, wie alle

meine Leser wissen, und ich kann nicht sagen, ob die schwarzen Sänger in der königlichen Akademie über dem Wasser sich noch damit begnügen, Tische und Stühle umzuwerfen.

Zehn Uhr Abends. — Dieses ist die Zeit, um die Ballsäle von London zu besuchen. Leider bin ich nicht in der Lage, meinen Leser in die Säle von Belgravia und Park-Lane einzuführen. Aber wenn die Gesellschaft, zu welcher ich ihn nun introduziren muß, etwas zweifelhafter ist, so ist sie dafür auch um so lustiger. —

„The National Assembly Rooms“ — ein funkelnder Gas- und Glasstern vor der Thür sagt uns, daß wir am rechten Orte sind. Ich führe die Leser nicht nach Argyll-Rooms. Argyll-Rooms sind wieder einmal verlassen —; und ihr lang vergessener Rival (Holborn-Casino war sein ehemaliger anspruchsloserer Name) hat sich auf's Neue in Pracht und Glanz gehüllt. Blendende Lichterhelle und Wärme und Wohlgeruch strömen uns entgegen. Der Blick berauscht sich an den Farben von Grün und Gold, und in den wandhohen Spiegeln, welche diese bunte Welt voll Tanz und Schönheit, — selbst gleich einem Traum — zum zweiten und dritten Mal in einen Traum verflüchtigen.

Italiänische Musik schallt aus dem goldumgitterten Orchester. Dies ist die Heimath von Verdi, und diese Frauen, schön und üppig, die in den grünen Damastfauteuils liegen, sind seine Bacchantinnen. Alles Licht, Duft und Genuß — Alles nur Illusion — wenn das Tageslicht plötzlich durch diese Decke schiene, wie grau, wie matt, wie falb und fahl würde Alles werden — der Sammt, das Gold, die Spiegel und die Frauen selber. Aber es ist ja Nacht und das Gaslicht ist es, welches seinen trügerischen Schimmer über sie ergießt. — Setzt Euch mit mir in diese Ecke — sagt Euch, daß es ein Traum sei, und laßt die Traumgestalten an Euch vorbeihuschen. Unsere Nachbarin ist eine Dame von hohem und stattlichem Wuchs. Sie hat gelbe Handschuhe und einen Rosafächer mit Federn. Sie hat einen hellgrauen Hut mit schmalem Blondenbesatz und langen gelben Bändern daran. Sie trägt hellgrauen Moirée und eine schwarze Spitzenmantille. Sie hat sich auf dem grünen Damastsopha halb ausgestreckt, so daß man das zierliche Füßchen im knappen schwarzen Schuh und das wundervoll geformte Bein darüber und

blau- und weiße Strümpfe deutlich unterscheiden kann. — An uns vorüber geht eine andere Dame in blaugewürfelter Tunika mit Schwarz. Unter dem Kleide, Blau mit Weiß, lugt der feine Spitzenunterrock hervor. Ueber den schwarzen Hut fällt eine weiße Feder herab. — Dort eine andere in golddurchwirktem Beduinenmantel, mit einem runden Hut und hellrothem Rosenkranz ringsum. Wie die Augen blitzen, die Bänder wehen und die Blumen duften! Die Schönheit der ganzen Welt ist vor unserm Bilde versammelt. Da ist die Engländerin mit dem prachtvollen Haar — jenem Nußbraun, welches bald in breiten Flechten um ihre Stirn gelegt ist, bald in reichen Locken auf Hals und Nacken niederfließt. Hinter dem kurzen Blondenschleier leuchten die glanzvoll feuchten Augen. Die richtige Engländerin trägt immer einen Schleier. Sie ißt, trinkt, lacht und spricht unter dem Schleier. Ob sie auch unter dem Schleier oder durch den Schleier küßt, weiß ich nicht. Dieß aber glaube ich nicht, obgleich sie mit dem Schleier tanzt, und ihn dabei in den Mund nimmt, wie die Französin das Taschentuch. Leider kann es ihr eifrigster Bewunderer nicht in Abrede stellen, daß die Engländerin große Füße hat — die Französinnen sind selten schön, aber fast immer reizend. Sie haben bleiche, feine Gesichter, schmachtende Augen, ein zierliches Näschen, eine schwache Linie von Schnurrbart darunter, eine feingeäderte Stirn, schlechtes Haar und hübsche, kleine graziöse Füße. Französinnen tragen stets einen Fächer und lernen niemals Englisch. — Die Deutschen lernen Englisch, wie die Engländerinnen selber. Aber kein Mensch wird sie je für Engländerinnen halten. Verloren zwischen all' den andern erblicken wir zuweilen solch' eine träumerische Erscheinung mit zartem Gesicht, blauen Augen und goldblondem Haar. Um hier zu reussiren, stecken sie sich in die fremdartigsten Gewänder. Da ist z. B. eine dunkeläugige Triesterin, im türkischen Costüm mit Sammtmützchen und Goldquasten. Sie parlirt das allerbeste Französisch und etwas Türkisch dazu. Aber wenn sie sich unbemerkt glaubt und einmal ein deutsches Wort spricht, so fällt man aus allen Himmeln des Orients. Sie spricht ein schreckliches Oesterreichisch-Deutsch. Und diese hier ist ein schüchternes holländisch Kind; und jene da mit den langen schwarzen Locken und den glänzenden schwarzen Augen ist eine wirkliche Orientalin. —

Musik — und der Tanz beginnt, eine Quadrille. Ein wilder Tanz, in welchem so viel Nationalitäten mit einander umherspringen. Wer aber sind die Tänzer? Hier ist ein Midshipman von der englischen Marine — hier ein Offizier — hier ein junger Elegant aus dem Westend. Diese Tänzer sind eben diejenigen „fast young men“, um welche die „sieben Mütter aus Belgravia“ so tief und aufrichtig geklagt haben; und diese Mitternachtsbälle sind es, denen sie es zuschreiben, daß ihre eigenen Salons leer und ihre Töchter sitzen bleiben.

Wir wollen kein Wort dafür und kein Wort dagegen sagen. Wir constatiren die Thatsache und nehmen als getreue Begleiter des Londoner Lebens durch alle Phasen seines Tages und seiner Nacht Act von dem, was nicht wegzuleugnen ist. Das „sociale Uebel“ ist da. Die „nationalen Versammlungsräume“ sind da. Wir können sie verdammen oder in ihrem flüchtigen Glanze einen Augenblick schwärmen — aber da sind sie! —

Und wilder wird der Tanz, wilder die Musik, die ihn begleitet, — und plötzlich, mitten in der Raserei desselben, ist Alles vorbei. Vom Orchester hallt der letzte Ton. Die Lichter verlöschen, noch ehe die schöngeschmückten Frauen alle die rasch verödenden Hallen verlassen haben. — Es schlägt zwölf. Es ist Mitternacht.

Mitternacht ist die Stunde von Haymarket und die Stunde der Mitternacht-Thees, zu welchen die schönen Sünderinnen eingeladen werden, um erbauliche Reden von Bischöfen und Lords mit anzuhören, die sie zur Tugend bekehren wollen. Wenn Alles schläft im Riesenumkreis von London, wenn sogar die Ballsäle dunkel und still geworden sind, dann leuchtet das „Café de la Régence“ noch, und dann auf dem breiten Trottoir bis zu den Säulen vom Theater Ihrer Majestät beginnt die Promenade, die selten vor zwei oder drei Uhr Morgens endet.

Welch ein buntes, berauschendes Durcheinander — welch ein Wirrwarr auf's Neue von Klängen, Lichtern, Sternen, Augen, Schleiern, leichten Füßen und leichtsinnigen Herzen! Wie füllen sich nun die Austernhäuser mit eleganten Herren, die das Opernglas noch in der Hand, aus dem Theater kommen, und mit den Damen, die hungrig und durstig vom Tanze, sich zu ihnen gesellen. Ueber dem schlanken

Thurme von St. Martin's in the Fields geht der Mond auf. Die hohe Säule von Charing-Croß ragt in den dunklen Nachthimmel, Die weiten, majestätischen, geisterhaften Façaden von Palästen schimmern durch die Nacht; und in den hohen Fenstern ausgestorbener Gebäude glänzt der Mondenschein. Aber am Hügel von Haymarket klingt Wagengerassel, fort und fort. An der Ecke des Café de la Régence dröhnt der Dudelsack, und die alte Hochlandsmelodie von „The Campbells are coming, oho, oho!“ schallt durch die Nacht, durch das Lachen, Grüßen und Scherzen. —

Aber in diesem bezaubernden Zusammenspiel von Gas- und Mondenlicht, wer kann da länger als für einen Augenblick nur, die tiefen, breiten Schatten verkennen, welche es wirft? Wer kann in diesen Scenen und Phantomen, wie sie uns vorüberschwanken im bläulichen Silber der Nacht, die ängstliche Klage des Herzens und den verzweifelten Hülferuf des Elends überhören? Ach, wir wissen es zu wol, daß die palastartigen Fronten vom Haymarket ihren Schatten auf Leiden und Kummer werfen, welche darum nicht weniger tief sind, weil sie in schimmernden Kleidern gehn oder sich in einem scheinbar fröhlichen Lachen oder einem lustigen Liede verstecken.

Diese schönen Geschöpfe, welche gegen Mitternacht auf den Straßen von London erscheinen, uns — den Fremden — feenhaft glänzende Wesen im Zauber und Lichtglanz der Londoner Nacht, waren einst vielleicht unbescholtene Dienstmägde, Gouvernanten, von ihrer Herrschaft gedrückt, gemißhandelt und kümmerlich ernährt; Predigertöchter (diese sind namentlich zahlreich vertreten), Töchter ehrenhafter Häuser, aus welchen ein Augenblick der Schwäche und der Schuld sie auf ewig vertrieben.

Das Haar sträubt sich uns, den sentimental gescholtenen „foreigners,“ wenn wir von den Grausamkeiten hören, zu welchen hier das Phantom der „Familienehre“ führt. Die eine Hälfte dieser schönen Sünderinnen stieß die Schlechtigkeit der Männer, die hier zuweilen Hand in Hand mit hochkirchlicher Tugend geht, und die andere Hälfte die Herzlosigkeit der Verwandten in das Elend und die Nacht, welche sie nun freudlos durchwandern. Aber sie sind nicht ganz vergessen und verlassen. London ist die Stadt der Widersprüche, und dicht neben

der Grausamkeit, die wir, dem Himmel sei Dank! nicht ganz verstehen, wohnt die Liebe und das Erbarmen, die uns fast noch wunderbarer erscheinen.

Im Jahre 1847 verband sich ein Lieutenant der englischen Marine mit einem Missionair aus der City zu dem kühnen Versuch, eine Handvoll dieser Schlachtopfer zu retten oder zu bessern. Der gute Lieutenant war alt genug und erprobt genug, um diesen neuen und gefährlichen Kurs zwischen den Strömungen, Riffen und Sandbänken des Straßenmeeres voll lebender, sterbender und todter menschlicher Wesen ohne Versuchung steuern zu können.

Lieutenant Blackmore — dies ist sein Name — ward im Jahre 1815 zu Lyme Regis, an der Seeküste, geboren. Seine Jugend war nicht besser und gottesfürchtiger, als die eines englichen Midshipman zu sein pflegt, und er hatte schon das Mannesalter erreicht, ohne viel über sich und die Menschheit nachzudenken. Da ereignete es sich, daß, während sein Schiff auf der Rhede bei Sheernessbay lag, ein in der Nähe befindliches Pulvermagazin explodirte und ihn nebst allen an Bord befindlichen Leuten in die Luft sprengte. Die meisten seiner Leidensgefährten starben; er, obgleich schwer beschädigt, ward wie durch ein Wunder gerettet. Da beschloß er, den Rest seines Lebens dem Wohle der Menschheit zu widmen. Er ging nach London, und ward zuerst Mitglied der Gesellschaft, welche für Erziehung und Fortkommen der zerlumpten Straßenjungen, der sogenannten „ragged boys“ sorgt. Bald jedoch erkannte er, daß ein größeres Unglück auf den Straßen von London irre, für welches keine Gesellschaft sorgt; dieses Unglück aufzusuchen, und soviel an ihm läge, zu mildern, machte er zu seinem Berufe.

Mit Aufopferung seines eigenen Vermögens und unterstützt durch die Beiträge eines sich beständig erweiternden Kreises von Freunden des neuen Unternehmens, gründete er zwei Häuser zur Aufnahme und nächsten Versorgung der Unglücklichen, die sogenannten „Female Temporary Homes.“ Der schwierigere Theil des Werkes indeß und derjenige, welcher die ganze Hingabe der Menschenseele erfordert, war es, die Opfer des socialen Uebels in ihren bei Nacht so glänzenden und bei Tag so traurigen Wohnstätten aufzusuchen, sie im Rausche



Ein Public-House nach Mitternacht.

anzureden, und — wenn höhnisch zurückgewiesen — in der Nüchternheit daran zu erinnern, um sie zuletzt durch unermüdliche Güte von der Reinheit und Anspruchslosigkeit der zu Grunde liegenden Absicht zu überzeugen. Denn es gibt in der menschlichen Natur, selbst in ihrer weitesten Verirrung und in ihrer tiefsten Verworfenheit, verborgene Quellen, welche die Stimme unintereſſirter Freundlichkeit in lebendes Wasser verwandeln kann. Man beſſert Niemanden durch Zwang. Die Gesetzgebung kann sich in diese Dinge nicht mischen, ohne sie zu verschlimmern. Was hier Noth thut, ist das Opfer des Einzelnen; jener Geist, welcher schon manch' kühnen und frommen Asceten zu den wilden Bewohnern ferner Eilande geführt hat — es ist die Mission.

In diesem Sinne verband sich Lieutenant Blackmore mit Herrn John Vanderkiste, Mitglied der City-Missions-Gesellschaft, dessen Name in vielen Herzen lebt, denen er, nach langen Nächten voll Thränen, etwas Sonnenschein brachte. Diese Franklin's und Mac Clintock's der Moral machten ihre erste Mondlichtreise von Gray's-Inn-Lane aus durch Holborn-Hill und Fleet-street nach Regent-street, Oxfort-street und Tottenham-Court-Road, den großen Tummelplätzen des Lasters, des Leichtsinns, des Elends, und sie wiederholten diese Reisen seitdem jahrelang, Abend für Abend, trennten sich an gewissen Plätzen und vereinigten sich an anderen wieder. Sie vertheilten unter den Personen, welche sie suchten, Blätter mit der Adresse eines gastlichen Hauses, in welchem sie ein Unterkommen, ein Feuer und ein wenig Nahrung finden würden. Wie Schiffer auf dem Meere, führten diese tapferen Reisenden ihre „Log-Bücher", in welche sie die Ereignisse jeder ihrer Fahrten und die Resultate derselben verzeichneten.

Diese „Log-Bücher" wurden von Zeit zu Zeit gedruckt, und den Freunden und Unterstützern der Mondlicht-Mission mitgetheilt. Kein Roman liest sich so interessant, wie diese Blätter, welche das tiefste Elend, die tiefste Verworfenheit selber und die tiefste Reue zuweilen dictirt zu haben scheinen; keiner aber auch regt die abwechselnden Gefühle des Mitleids, des Abscheus, des Hasses und der Liebe so gewaltsam in der Brust des Lesenden auf. Es ist kein seltener Fall — die Berichte der Log-Bücher sprechen dafür — daß aus Lesern Liebhaber geworden sind; in einem Falle einer reuigen Umkehr liefen

sogar drei Heirathsanträge ein, von welchen der eines Geistlichen der evangelischen Hochkirche den Vorzug erhielt. Hier haben wir Wirklichkeit und Schicksale von tragischer Großartigkeit. Hier haben wir zur Scenerie die hohen, prachtvollen Straßen Londons mit Gaslicht und Mondenschein; hier haben wir zu Heldinnen die schönsten und unseligsten Mädchen von England, und zu Helden zwei Männer, welche in diesem Wirrwarr von Tanz, Glanz, Musik, Wein und Patchouly Seelen suchen.

In Holborn wurden unsere jungen Reisenden von vielen jungen Frauenzimmern angeredet. Eine derselben, mit der unnatürlichen Fröhlichkeit dieser unglücklichen Classe, fragte sie, indem sie eine von ihren Adreßkarten empfing, ob es ein Liebesbrief sei? Sie erwiderten: „Ja; stecken sie ihn ein und lesen Sie ihn morgen!" — Auf dem Strand fanden sie ein Mädchen von fünfzehn Jahren, fast noch ein Kind; es gelang ihnen, dasselbe zur Einkehr in das „Home" zu bewegen. In den ersten vierzehn Tagen fand es sich, daß das Blut dieses jungen verlornen Wesens schon unheilbar vergiftet sei, und nach sechs Monaten starb es an einer der gräßlichsten Krankheiten, an der zu sterben Menschen überhaupt verurtheilt sein können. Auf Charing-Croß, unter der Bildsäule des Siegers von Trafalgar, wurden sie von einem jungen Frauenzimmer angeredet, welches dem Anschein nach noch nicht lange auf den Straßen gewesen sein konnte.

„Warum sind Sie in dieser späten Stunde noch hier?" fragte der Lieutenant.

„Um einen Liebhaber zu suchen," erwiderte sie.

„Ist das wirklich ihre Absicht? — Nun, dann ist er nicht weit von Ihnen, denn die Bibel sagt: in ihm leben und sind wir . . . ."

„O ja, ich weiß das alles, mein Herr; aber ich bin wirklich sehr hungrig."

Der gute Lieutenant gab ihr zu essen, und erfuhr, daß sie von einer ehrenhaften Familie auf dem Lande, noch keine zwei Monate in der Stadt, und bis vor kurzem Schenkmädchen in einem Bierhause gewesen sei. Sie habe einen Onkel in der Stadt, welcher ihr diese Stelle verschaffte. Eines Abends habe sie Urlaub gehabt, um ihn zu

besuchen. Auf dem Wege dorthin wurde sie von einem „Gentleman" angeredet, der ihr vorschlug, mit ihm zu Astley's Circus zu gehen. Nach einigem Bedenken siegte die Vergnügungssucht in dem unerfahrenen Landmädchen, sie ging, der Schuft von einem „Gentleman" (ein „edler Mann" ist die wörtliche Uebersetzung, die in diesem wie in vielen anderen Fällen trefflich paßt!) machte sie betrunken und .... „Als ich am andern Morgen" — dieses sind die eigenen Worte — „zu meiner Dienstherrschaft zurückkehrte, ward ich sofort entlassen. Ich ging zu meinem einzigen Freund in London, meinem Onkel, und erzählte ihm alles, was mir begegnet sei; aber er wollte nichts mehr mit mir zu thun haben und warf mich aus seinem Hause. Mit dem wenigen Geld, welches ich noch hatte, nahm ich eine Wohnung und lebte davon, bis Alles fort war; dann, um mich vor dem Verhungern zu retten, ging ich auf die Straße ...."

In Piccadilly fanden sie ein sehr brillant gekleidetes Frauenzimmer, sehr schön und nicht älter als neunzehn Jahre. Sie war von Portesa, ihr Vater — jetzt todt — war ein Deutscher; ihre Mutter, eine brave Wittfrau, wußte bis zu der Stunde nicht, wohin ihre Tochter gerathen. Als sie sechszehn Jahre alt und noch nicht einmal aus der Schule war, fiel sie in die Hände eines Offiziers, welcher sie unter dem Vorwande, seine Schwester wolle sie als Hausmädchen miethen, in seine Wohnung lockte, acht Monate bei sich behielt, und eines Morgens verschwunden war. „O Herr!" sagte sie, „ich will ja gerne von Wasser und Brod leben, wenn Sie mich aus diesem unseligen Leben erretten wollen!!" —

Die traurigste Geschichte von allen aber, die wir gelesen haben, ist folgende: Ein reicher Solicitor (Advokat) in einem der fashionabelsten Quartiere der Stadt hatte eine einzige Tochter, ausgezeichnet sowol durch Jugend, Schönheit und Grazie, als glänzende Erziehung. Junge Leute aus den besten Häusern bewarben sich um ihre Gunst und ihre Hand. Sie blieb jedoch spröde gegen die besten Anträge. Ihre Mutter war schon lange todt. Als sie in ihrem achtzehnten Jahre war, kam ein Jugendfreund des Vaters, ein verheiratheter Mann, zum Besuch, und wohnte in ihrem Hause. Es ist nicht das erstemal, daß Jugend und Schönheit und Hoffnung das Opfer eines „alten Herrn"

wurden; aber von grausameren Folgen war gewiß niemals noch ein solches Opfer begleitet. Der Vater stieß sein einziges Kind aus dem Haus, und einer ihrer früheren Anbeter fand sie auf dem Haymarket, und führte sie dem Lieutenant Blackmore zu.

Dieses, wir fürchten, sind nicht die einzigen Beispiele zerrissener und in der ersten Jugend schon lebensmüder Herzen, welche in den Nachtwinden und unter dem kalten Mondlicht auf den Straßen von London schauern. Jenes schallende Gelächter, jener lustige Sang und Klang sind nur die Musik eines Arbeitshauses, und diese üppigen Gewänder sind Blumen auf einem Grabe. Dieses Leben ist ohne Frieden, und — was schlimmer ist — auch ohne Hoffnung. Aber noch in den schlimmsten Fällen ist eine Saite übrig, welche durch Güte und Liebe zu leisem Nachbeben erweckt werden kann. . . .

Von dem benachbarten Thurm schlägt es zwei. — Der Tag ist nicht mehr ferne. Aber still wird es nun auf Haymarket. Still ist Regent-street, indem wir sie hinaufschreiten um unser Haus zu suchen und auszuruhen nach diesen Wanderungen durch die Nacht von London. Fast kein Mensch zu sehen, kein Wagen zu hören. Diese Stunde zwischen zwei und drei in der Nacht, scheint die einzige zu sein, in welcher ganz London schläft, aber nur den schweren, ängstlichen Schlaf wie nach dem Genuß von Opium.

Einzelne Public-Häuser jedoch werden die ganze Nacht nicht leer. Hier ist eines, an der Ecke von Oxford-street. Wir fürchten uns fast einzutreten. Welch wunderbare Charaktere der Nacht sind hier um die Barren und die hohen Fässer mit XX-Ale und LL-Whiskey versammelt! Zerlumpte Mütter mit Säuglingen an der welken Brust, aufgeweckt vielleicht eben durch den Tritt des Policeman vom Straßenpflaster und heimathlos, wie sie sind, angelockt durch den einzigen Lichterschimmer den sie noch im weiten, leeren Umkreis der Nacht erblicken konnten. Da steht noch ein schwarzer Serenader und klimpert auf der Guitarre, um sich von den Bettlern, die ihn umgeben, ein Glas Bier zu erbetteln, und da ist der wirkliche Schwarze — ein Neger-Matrose im offnen Hemd. Da ist die Prostituirte, die zugleich Diebin und wenn's verlangt wird, auch Mörderin ist. Da ist so viel Ge-

meinheit, Elend und Schlechtigkeit, welche nur die Nacht an die Oberfläche werfen kann, daß uns schaudert.

Es ist fast drei Uhr nun, wo wir die letzte Straßenecke vor unserm Hause erreicht haben. Da ragt eine himmelhohe Leiter auf Rädern in die graue Luft. Es ist die Feuerleiter, welche während der ganzen Nacht in keiner von den großen Straßen und Squares in London fehlt. Zu ihren Füßen, in einem Häuschen auf Rollen, sitzt der Wächter. Dort an der Ecke patrouillirt der Policeman im Wachstuchhut und enganschließenden grauen Mantel. Nicht weit davon haben sich drei Dirnen und ein paar Burschen niedergelassen. Sie haben ein Feuer angemacht, das ihre verworfenen und schmutzigen Gesichter grauenhaft beleuchtet. Ein Kessel mit Wasser brodelt auf dem Feuer, und sie liegen umher, wie Zigeuner, mit rohem Scherze und gemeinen Reden den einsamen Wanderer verfolgend. Zugleich aber dröhnt ein eigenthümlich schwerer Klang aus der Ferne heran — es ist, die Rnude der Nacht vollendend und den Anfang des neuen Tages bezeichnend, das erste Rollen der Karren und Frachtwagen, welche nach dem Frühmarkt von Covent-Garden fahren.

Dieses ist der Punkt, wo sich Tag und Nacht in London scheiden, und mit ihm wollen wir unsere Schilderung derselben beschließen! —

E n d e.

Alphabetisches Namensregister.

Schnellpressendruck von W. Möser in Berlin, Stallschreiberstraße Nr. 34.

Farbendruck
v. J. Hesse
in Berlin